

Samenkörner

Neue Folge

Sechszwanzigster Jahrgang

Verlag von K. Brockhaus
Wuppertal-Elberfeld
1932

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Bedenke!	1
Der Wandersmann	7
Eine herrliche Kunst	14
Elschens Vertrauen	17
„Ich will“	29
„Ihr Paß ist nicht in Ordnung!“	33
Ein Gottesgericht	42
Wie eine Familie beten lernte	49
Rechtzeitige Hilfe	54
Der fröhliche Berliner	57
Das wertvolle Kopfkissen	68
Glaube und Unglaube	72
Traum und Wirklichkeit	74
Straßenpredigt	79
Kann man nur einmal sterben?	83
Kain und Abel	85
Hauptmann Wiedeburgs Meerfahrt	90
Auf Irrwegen zum Licht	101
Laßt eure Hände nicht erschlaffen!	106
Einquartierung	109
„Ehre deinen Vater und deine Mutter!“	111
„Das inbrünstige Gebet eines Gerechten vermag viel“	113
„Warum können Sie nicht glauben?“	133
Vergebet einander!	136
„Ein Gott, der sich schauen läßt“	138
Überströmende Gnade	141
Verordnet	148
Haltet an im Gebet!	152
Wie ein Blinder sehend wurde	154
„Ich hatte ja den Herrn darum gebeten“	165
Der Omnibuskutscher und sein Pferd	167

	Seite
Um eine Seele	169
Ein eigenartiger Traum	176
„Kommt, denn alles ist bereit!“	182
Durch einen Dieb gerettet	186
Die verlorene Handtasche	188
Johannes 3, 16	193
Eine gute Stimme	195
Der gute Kampf	197
Der Herr kommt! — Kommt Er auch für dich?	204
Bekennermut	210
„Alles ist neu geworden“	211
Gott sorgt für die Seinen 218.	249
Warum es so regnen mußte	220
Sie hat getan, was sie konnte	224
Der „blaue Vogel“	225
„Das inbrünstige Gebet vermag viel“	241
Sehen oder glauben?	242
Ein tapferer Bibelbesitzer	246
In der Sommerfrische	251
Zum Nachsinnen!	252
Zwei gesegnete Reiseerlebnisse	253
Singen will ich Jehova mein Leben lang	262
Einfältiger Glaube	267
Einer Mutter Gebete	274
„Sie haben mich ohne Ursache gehaßt“	281
Des Herrn Hand ist nicht zu kurz, um zu retten	285
Ein Gott der Treue	291
„Die mich frühe suchen“	293
Der kleine Schuhputzer	296
„Seid stark, und laßet eure Hände nicht erschlaffen!“	305
Glücklich der Mann, der die Versuchung erduldet!	307
O laß dich retten vom Verderben! (Gedicht)	308
Der Arme vom Reichenbachfall	309
Kennst du den Weg des Friedens?	315
„O daß ich tausend Zungen hätte!“	318
Wie Ernst ein Schäflein des guten Hirten wurde	319
Wie ein Brandscheit aus dem Feuer gerettet	326
„Gott ist hier!“	332

Bedenke . . . !

„Ich habe noch eine kleine Bitte an dich, Karl“, sagte ein alter Mann wenige Stunden vor seinem Tode, das Auge mit liebendem Blick auf die männliche Gestalt des Sohnes an seiner Seite gerichtet. „Es würde mir die letzten Stunden auf Erden um vieles erleichtern, wenn du mir diese Bitte gewähren wolltest. Und gewiß, du wirst den letzten Wunsch deines sterbenden Vaters nicht abschlagen.“

Tief ergriffen beugte Karl sich über das blasse Antlitz des Sterbenden, drückte seine Hand mit zärtlichem Druck und versicherte ihm, daß er jeden Wunsch erfüllen werde, wenn es ihm nur möglich sei.

Als der Vater noch gesund und rüstig war, hatte Karl sich wenig Mühe gegeben, seine Wünsche zu erfüllen. Im Gegenteil. Er hatte es vorgezogen, sein Leben nach eigenem Belieben einzurichten, und um den lästigen väterlichen Ermahnungen und Zurechtweisungen aus dem Wege zu gehen, hatte er des Vaters Nähe oft genug gemieden. Statt dessen hatte er die Gesellschaft leichtfertiger Freunde aufgesucht. Unter ihrer Anleitung hatte er es weit gebracht auf dem Pfade der Sünde. Zu spät erkannte er jetzt, wie gut der Vater es stets mit ihm gemeint hatte, und wie sehr er sein liebendes Herz durch sein leichtsinnig-

ges Leben und seinen Eigenwillen betrübt haben mußte. An des Vaters Sterbebett kam ihm das alles zum Bewußtsein. In diesem Augenblick schien ihm kein Opfer zu groß, wenn dadurch nur die Vergangenheit einigermaßen gutgemacht und des Vaters letzte Augenblicke auf Erden verschönt wurden.

„Meine Bitte ist“, sagte der Sterbende, „daß du dich nach meinem Tode für die ersten sechs Monate täglich eine halbe Stunde lang auf dein Zimmer zurückziehst, um — nachzudenken.“

„Um nachzudenken?“ fragte Karl erstaunt. „Worüber denn?“

„Das“, erwiderte der Vater, „überlasse ich dir.“

Fast war Karl enttäuscht, daß der Vater nur einen so geringfügigen, unbedeutenden Wunsch äußerte.

„Wenn das alles ist, was ich noch für dich tun kann, Vater“, sagte er, schmerzlich bewegt, „so sei versichert, daß es aufs pünktlichste geschehen soll. Ich gebe dir mein Wort, daß kein Tag vergehen wird, ohne daß ich deinem Wunsch nachkomme.“

Und zum Zeichen, wie ernst ihm das Versprechen war, drückte er die welke Hand des Sterbenden an seine Lippen.

Nur wenige Stunden noch, und der müde Geist war eingegangen in die ewige Ruhe. Auf Erden hatte dieser Mann „mit Gott gewandelt“; jetzt war er für immer bei seinem Herrn und Heiland droben.

Der Sohn kam dem letzten Wunsch des Vaters getreulich nach. Da es ihm freigestellt war zu sinnen, worüber er wollte, seine Gedanken aber zunächst ganz in Anspruch genommen wurden von dem schweren Verlust, der ihn betroffen hatte, sowie von den ver-

schiedenen Pflichten, die ihm aus des Vaters Tod erwachsen, so empfand er die tägliche halbe Stunde, die er sinnend in seinem Zimmer verbrachte, kaum als etwas Besonderes.

Mit der Zeit aber wurden über dem einsamen Sinnen tiefere Gedanken in ihm wach. Die Welt mit ihrem Schein, mit ihrer Geschäftigkeit und Unruhe wich, wenigstens für diese kurze Zeit, zurück, und in die Stille des Alleinseins traten auf geräuschlosen Sohlen die unsichtbaren Dinge. Unter anderem tauchte der Gedanke in ihm auf, daß er eine unsterbliche Seele besitze.

„Außer Gott sind nur die Menschen unsterblich“, sagte er sich. „Welch ein edles Geschöpf muß doch der Mensch sein! Er ist dazu berufen, immerdar zu sein, ist unvergänglich.“ Dann plötzlich kam ihm der Gedanke: „Aber ist nicht auch der Teufel unsterblich?“ Er stutzte. Ein ernster Gedanke reihte sich an den anderen. Die Zeit völlig vergessend, konnte er stundenlang in seinem Zimmer auf- und abschreiten und darüber nachdenken, was nach diesem Leben sein würde. Auf diese Weise wurde sein Blick von der Flüchtigkeit der Zeit auf die ewigen Wirklichkeiten gelenkt. Himmel und Hölle, das nach dem Tode kommende Gericht, vor allem aber das Teil, das ihm persönlich in der Ewigkeit werden mußte — das waren jetzt die Gegenstände seiner sinnenden Betrachtung. Er konnte sich den Wahrheiten, die vor seine Seele traten, und die er nicht zu widerlegen vermochte, nicht länger verschließen, und vielleicht zum erstenmal in seinem Leben fühlte er das Bedürfnis, in der Bibel zu lesen. Er erinnerte sich des Buches, in welchem Gott den Menschen Seinen Willen ge-

offenbart und Seine Gedanken mitgeteilt hat, und er begann, in dem Wunsche, Licht und Klarheit zu empfangen, mit Eifer Gottes Wort zu erforschen. Der Heilige Geist segnete sein Lesen. Er kam ins Licht Gottes, erkannte sich selbst als armen, geknechteten Sünder, sah die große und schreckliche Schuld, die er nie zu tilgen vermochte, und suchte in der Not seiner Seele Hilfe und Erlösung da, wo sie allein zu finden ist. Er ergriff die Retterhand Jesu, des Sünderheilands, erfaßte glaubend, daß Er auch um feinetwillen von Gott gerichtet worden war, und — wurde ein glücklicher Mensch.

Er lebte noch manches Jahr im frohlockenden Glauben an den Gott, der ihn „zu sich gezogen aus lauter Güte“, sowie an Seinen Sohn Jesus Christus, der auch ihn „geliebt und sich selbst für ihn hingegeben“ hatte. Fortan war es seine Freude, durch Wort und Tat die Gnade zu preisen, die ihn aus der Finsternis ins Licht geführt und ihn für alle Ewigkeit errettet und glücklich gemacht hatte.

Was aber war es, das dieses glückliche Ergebnis bewirkt, oder doch den Anstoß dazu gegeben hatte? Es war die einfache Gewohnheit, dem Wunsch des sterbenden Vaters entsprechend, täglich eine kurze halbe Stunde in stillem Sinnen zu verbringen.

Nichts wirkt so vernichtend gegen Satans Macht wie eine wahre, tiefe Einkehr bei sich selbst. Das weiß die alte Schlange sehr gut und richtet deshalb ihre Schachzüge geschickt danach ein. Es ist Satan sicherlich wohl bekannt, daß geschrieben steht: „Es werden zum Scheol umkehren die Gefeklosen, alle Nationen, die G o t t e s v e r g e s s e n“. Aus diesem Grunde sucht er die Bibel den Menschen fernzuzul-

ten und scheut keine Mühe, sie „Gottes vergessen“ zu machen. Er ist sehr erfinderisch in Mitteln, um zu diesem Ziel zu gelangen. Er ersinnt immer neue Arten von Zerstreuungen, die den Sinn der Menschen verblenden, sie im Wirbel dahinleben und jedes ernste Nachsinnen möglichst meiden lassen.

„Wir wollen unser Vergnügen!“ lautet die Forderung vieler dieser Gedankenlosen, und, nie befriedigt, nie gesättigt, jagen sie von einer Abwechslung zur anderen, wie der Verführer der Seelen sie immer noch schöner und anziehender darzubieten weiß. Willig schlürfen sie den berauscheden Trank der Lüge, den Satan ihnen reicht, um alle ernstesten Gedanken zu verscheuchen und sie die kostbare, ihnen zur Vorbereitung auf die Ewigkeit geschenkte Zeit nutzlos vergeuden zu lassen. Anderen flößt Satan die Begierde nach den Schätzen dieser Welt ein, und in dem rastlosen Eifer, reich zu werden, es in dieser Welt zu etwas zu bringen, vergessen sie, was auf dem Spiele steht. Denn was nützte es ihnen, wenn sie auch „die ganze Welt gewönnen, aber ihre Seele einbüßten“? Wieder andere reizt der „Lügner von Anfang“ dazu an, sich einen Namen in dieser Welt zu machen, und über dem Wunsch, vor den Menschen groß zu werden, versäumen und vernachlässigen sie alles andere. Satan ist es ja gleich, was die Menschen denken, wenn sie nur „Gottes vergessen“. Millionen geraten so in seine Schlingen. Sie streben vorwärts in diesem Leben, rastlos zu immer höheren Zielen, aber an das Höchste, an ihr Teil in der zukünftigen Welt, denken sie nicht. Und so gehen sie hinüber in die Ewigkeit, ehe sie Zeit gefunden haben, auch nur einmal stillzustehen und sich zu fragen: „Wo werde

ich die Ewigkeit zubringen? Was muß ich tun, um errettet zu werden?" Ach, aus reiner Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit gehen zweifellos weit mehr Seelen verloren, als aus irgend einem anderen Grunde.

„Bleibe nur nicht stehen! Nutze die Gelegenheiten aus! Geschäft und Vergnügen, das ist der wahre Sinn des Lebens!“ sucht Satan die Seelen zu fördern.

„Richtet euer Herz auf eure Wege!“ „Bedenke dieses sorgfältig!“ mahnt die Stimme Gottes und ruft den unbekümmerten Gedankenlosen klagend zu: „O daß ihr weise wäret, daß ihr dieses verstehtet, euer Ende bedähtet!“

Leurer Leser! Schon wieder hat ein neues Jahr begonnen. Das vergangene war reich an schrecklichen Ereignissen, reich an Enttäuschungen und nicht erfüllten Hoffnungen — alles Gründe genug, um einen nachdenklichen Menschen zu veranlassen, dem unbeständigen Zeitlichen zu mißtrauen und ernster zu sinnen auf das, was von ewigem Bestand ist. Laß diese wenigen Worte dir zu Herz und Gewissen reden! Du hast die Wahl zwischen zwei Mächten, der Macht des Lichts und der Macht der Finsternis, zwischen zwei Stimmen, der Stimme Gottes und der Stimme Satans. Auf welche von diesen beiden Stimmen willst du hören? Die eine kommt vom Himmel, aus dem Herzen Dessen, der Liebe ist, und der dein ewiges Wohl will. Die andere stammt aus dem Abgrund und entspringt der List und Feindseligkeit dessen, der dein Unglück sucht. Die eine ruft dich zu wahren Glück und ewiger Seligkeit, die andere

zu trügerischem Vergnügen und in Wirklichkeit zu Elend, Jammer und Verderben.

Möchtest du weise sein und dein Ende bedenken! Und da laß dir meinen Rat gefallen und folge der Aufforderung jenes sterbenden Vaters an seinen Sohn! Suche dich jeden Tag, und wäre es auch nur für wenige Augenblicke, aus der Unruhe und dem Getriebe des Alltagslebens zurückzuziehen, um zu sinnen über die Dinge, die „wahrhaftig“ sind, die ewig fortdauern werden, wenn dieses Zeitliche mit allem, was uns jetzt so wirklich scheinen mag, längst vergangen und dahin sein wird. Schenke dem guten Wort Beachtung, das dich zur Besinnung und damit zur Entscheidung ruft, damit du dich nicht demaleinst unter denen befindest, die „um den Preis ihrer Seelen geirrt“ und sich den Himmel aus Gedankenlosigkeit verscherzt haben!

Der Wandersmann

Er war der Sohn einer gottesfürchtigen Mutter, die viel für ihren Jüngsten gebetet hatte. Ohne die Erhörung ihrer Gebete erlebt zu haben, war sie in Frieden entschlafen, aber ihre Gebete lebten im Gedächtnis vor Gott. Nach dem Tode der Mutter hatte Otto gute Unterkunft in der Familie seines gläubigen Bruders gefunden. Aber obwohl man hier in jeder Hinsicht um ihn bemüht war und ihm den Aufenthalt angenehm zu machen suchte, fühlte er sich doch nicht wohl bei dem Bruder. Es war ihm zu eng im Hause, obwohl es Raum genug bot. Otto liebte die Welt und ihre Dinge, und im

Hause des Bruders las man Gottes Wort und betete, und beides war ihm verhaßt. Auch mußte er sich ab und zu ein Wort liebevoller Warnung gefallen lassen. Er war ein gescheiter, redengewandter Mensch. Aber wenn sein Bruder oder dessen Gattin mit ihm über göttliche Dinge sprachen, versagte seine Beredsamkeit, und tiefes Schweigen war die einzige Antwort. Auf die Dauer hielt er es bei dem Bruder nicht mehr aus und zog es vor, seinen Wohnsitz in eine fernliegende Stadt zu verlegen. In Milwaukee fand er gute Arbeit mit reichem Verdienst.

In dem neuen Wirkungskreis war niemand, der ihm mit lästigen Ermahnungen zu nahe getreten wäre. Hier konnte er ungehindert seinem Vergnügen leben. Zur Gründung eines eigenen Hausstandes fand sich bald eine zu ihm passende Lebensgefährtin. Die junge Frau, die genau so lebenslustig war wie ihr Mann, half ihm nach Kräften, die fünfundvierzig Dollar, die er wöchentlich verdiente, bis auf den letzten Cent auszugeben. Obwohl aber die Eheleute in ihren Anschauungen eines Sinnes waren, und man demnach hätte erwarten sollen, daß sie ein friedliches Leben miteinander geführt hätten, verlief die Ehe keineswegs harmonisch. „Wie das Geknister der Dornen unter dem Topfe, so das Lachen des Loren“, sagt der weise Salomo in Pred. 7, 6; mit anderen Worten: Schnell vorüber ist die Freude des Gesehlosen, und das bißchen Asche, das von den im Feuer knisternden Dornen übrigbleibt, taugt nicht mehr zum Wärmen. Genau so erging es unseren beiden, deren Ehe nicht auf ernststen Grundsätzen, sondern lediglich auf dem Verlangen aufgebaut war, ein Leben in irdischer Freude und Lust miteinander zu füh-

ren. Es zeigte sich bald, daß auch die vielen Dollar, die der Mann verdiente, nicht genügten, um, wie sie es sich gedacht hatten, in Saus und Braus zu leben. Die Ausgaben überstiegen die Einnahmen, und die Folge waren Zank und Zwietracht. Widerliche Szenen spielten sich ab, und schon nach zwei Monaten lag dem Gericht der Antrag auf Ehescheidung vor.

Leider lernte Otto aus diesen trüben Erfahrungen nichts. Obwohl Gott, wie der Prophet Hosea sagt, „seinen Weg mit Dornen verzáunt“ hatte, setzte er, verhärteter und unbußfertiger denn je, sein lüderliches Leben fort. Bei seiner Lebensauffassung war es kein Wunder, daß er auch im Geschäft seine Pflicht nicht tat. Eines Tages kam es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen ihm und einem Vorgesetzten. Dabei benahm er sich so frech und anmaßend, daß er unverzüglich entlassen wurde. Da stand er nun auf der Straße, mittellos und ohne jede Aussicht, eine andere Stelle zu bekommen. Bekannte und Freunde kehrten ihm den Rücken. Von allen verlassen, sah er sich plötzlich in große, nie gekannte Not versetzt.

Sicherlich hatte Gott Seine Hand in dem allen. Die gläubigen Verwandten hatten nicht aufgehört, treu für den Bruder zu beten, und die Gebete der Mutter waren auch nicht vergessen. Es war Gott, der ihm widerstand, aber er erkannte es nicht. Verärgert und verbittert, verfinstert am Verstande, sodaß er alle Schuld nur bei anderen, nicht bei sich selbst suchte, sagte er sich: Jetzt gehst du nach dem fernen Westen und versuchst dein Glück in Kalifornien!

Sein Bruder hörte in der Ferne von seiner Lage, schrieb ihm einen liebevollen Brief und bot ihm aufs

neue sein Haus als Unterkunft an. Auf diesen Brief folgte eine Bitte um Geld. Als dieses nicht kam, machte Otto sich, noch mehr verbittert als vorher, auf den Weg und wanderte über Chicago, St. Louis, Kansas gen Colorado. Es war eine entbehrungsreiche Wanderung, denn er war aller Mittel bar. Er litt Hunger und Durst. Er hatte niemand, der sich um ihn gekümmert hätte. Er schlief, wo er irgend eine Unterkunft fand, ab und zu selbst im Gefängnis. Ja, der Weg des Gesetzlosen ist hart, wie das Herz Satans, des Fürsten dieser Welt, „hart ist wie ein unterer Mühlstein“. (Hiob 41, 15.) Als er in Denver in Colorado anlangte, trieb ihn äußerste Not, bei der Heilsarmee Zuflucht zu suchen, an deren Versammlungsstätte sein Weg vorbeiführte. Die Leute hatten tiefes Mitleid mit dem bedauernswerten Menschen, und dies traf sein Herz so, daß er ihnen erlaubte, mit ihm zu beten. Was gebetet wurde, weiß ich nicht. Jedenfalls bekannte Gott sich dazu. Zum erstenmal in seinem Leben brach Otto vor Ihm zusammen und bekannte, gleich dem verlorenen Sohne, „umzukommen vor Hunger“. (Bergl. Luk. 15, 17.) Das Licht, das in seine umnachtete Seele fiel, war noch gering, aber doch war gewißlich an jenem Abend Freude vor den Engeln Gottes, denn ein Verlorener fühlte und sprach es aus, daß er verloren und ein großer Sünder war.

Trotzdem setzte er seinen selbstgewählten Weg nach Kalifornien fort. Nach vielen Mühen und weiteren Entbehrungen gelangte er in den Staat Texas. Hier fand er jemand, der auch nach Kalifornien wollte, und ihm schloß er sich an. Des Menschen Herz ist unergründlich, aber noch unergründlicher ist

Gottes Liebe. Er trug Sorge für die beiden Leidensgefährten. Trotz der großen im Lande herrschenden Arbeitslosigkeit ließ Er sie eine Beschäftigung finden, sodaß sie sich nach langer Zeit wieder einmal mit allem versorgen konnten. Unser Wandersmann erhielt schließlich Anstellung als Führer einer Kraftwagen-Kolonie, die nach Los Angeles in Kalifornien bestimmt war. Auf diese Weise fand die mühsame Fußwanderung ihren Abschluß. Hinterher schenkte Gott ihm Beschäftigung in seinem eigenen Beruf. Damit hatte auch die äußere Not ein Ende.

Es scheint, daß die unverdiente Freundlichkeit Gottes in der Hauptsache dazu beigetragen hat, daß das Herz des Umherirrenden sich mehr und mehr Seiner suchenden Gnade erschloß. Längst hatte er, wie wir wissen, erkannt, daß er verloren war, und diese Erkenntnis hatte ihm auch eine gewisse innere Erleichterung gegeben, aber das Werk in seiner Seele war bis dahin noch nicht vollendet. Er wünschte jetzt von Herzen, mit der Sünde und der Welt ganz zu brechen und fortan den schmalen Pfad des Glaubens zu gehen. Aber die Frage machte ihm mehr und mehr zu schaffen: Wird Gott mich annehmen? Habe ich es nicht zu schlimm getrieben? Darf ich überhaupt freimütig zu Gott beten? Kann noch alles gut werden? In dieser Verlegenheit wandte er sich wieder an seinen Bruder, teilte ihm mit, wie es ihm ergangen war, und bat um Rat und Hilfe. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete, er solle frei und offen zu Gott beten, gerade wie es ihm ums Herz sei. Er könne das ohne jede Scheu tun, da Gott ohnehin alle seine Gedanken von ferne kenne. Vor allem aber solle er einfältig an das Werk glauben,

das der Herr Jesus für verlorene Sünder, also auch für ihn, auf Golgatha vollbracht habe, eingedenk Seines eigenen Wortes: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen“. (Joh. 5, 24.)

Welche Wirkung dieses Schreiben auf den Empfänger hatte, geht aus einem längeren Brief an seinen Bruder hervor, aus dem ich zum Schluß die wichtigsten Sätze mitteile:

„Lieber Bruder! Wunderbar sind die Wege des Herrn, um Sünder zu erretten. Ich erhielt Deinen Brief, auf den ich sehr gewartet hatte, und schreibe kurz einige Zeilen. Seit zwei Wochen bin ich sehr glücklich im Herrn. Ich kann nicht aussprechen, wie ich mich freue, daß der Herr Jesus jetzt auch mein Heiland und Erretter ist. Niemand auf Erden konnte mich retten aus meinem traurigen Zustand, aber der Herr hat mir geholfen. Er hat mich errettet, und Er gibt mir Kraft, der Sünde nicht mehr zu dienen. Er stärkt mich, den schmalen Weg zu gehen. Mag nun kommen, was da will, im Verein mit Ihm ist alles jetzt für mich mit Herrlichkeit verbunden. Ein Mensch fühlt sich doch ganz anders, wenn er ruhen darf im Frieden Gottes. Jetzt freue ich mich jeden Tag. Welch ein Wechsel gegen früher! Der Herr Jesus hat ein großes Werk an mir getan, und ich lerne Ihn Tag für Tag besser kennen. Ich bin ein ganz neuer Mensch geworden und möchte nur noch für meinen Jesus leben.

„Ich liebe jetzt das Wort Gottes, schäme mich auch nicht, Zeugnis von Dem abzulegen, der mich

errettet hat. Im Anfang dachte ich, ich könne nicht gerettet und ein anderer Mensch werden. Doch Gott ist bereit, zu retten. Er hat mich gerettet. Gott wirft uns in der Not keine Goldstücke zu, um unsere traurige Lage zu verbessern, aber Er hilft, und Er rettet. Mit welcher anderen Gefühlen gehe ich jetzt auch an die Arbeit! Ich tue sie mit Lust und Liebe. Du mußt mir viel schreiben. Ich sehne mich danach."

Es folgen dann mehrere uns bekannte Einzelheiten von der langen, mühseligen Wanderung. Der Schreiber schließt mit den Worten:

„Die ganze Reise habe ich ohne Geld zurückgelegt. Der Herr hatte Seine gnädige, weise Absicht dabei, und ich kann Ihm nur danken für Seine viele Liebe und Gnade. Hier in Los Angeles bekam ich Arbeit in meinem Beruf, die ich aus der Hand des Herrn annehmen durfte. Ich bin jetzt glücklich und suche Zeugnis abzulegen für den Herrn, wo irgend eine Gelegenheit sich bietet, denn der Herr hat viel für mich getan. Er ruft mir zu: „Das tat ich für dich. Was tust du für mich?“ Es ist jetzt mein Wunsch, Ihm mein Leben zu widmen, denn Er hat mich freigemacht von der Knechtschaft der Sünde. Gepriesen sei Sein Name in alle Ewigkeit!"

Einem Bauern hatte der Hagelschlag die Saaten verheert. Hierüber bezeugte ihm jemand seine Teilnahme, indem er den erlittenen Schaden ein Unglück nannte, das ihn getroffen. „D“, sagte der alte Landmann lächelnd, „das war kein Unglück. Es war nur ein Schaden. Die Sünde allein ist ein Unglück.“

Eine herrliche Kunst

In Straßburg lebte einst ein Lehrer, der sich kümmerlich durchschlagen mußte. Seines Lebens Freude aber fand er in seinen neun Kindern, so schwer es ihm auch werden mochte, sie zu sättigen und zu kleiden. Rechnete er am 1. Januar, wieviel sie das Jahr hindurch an Hosens, Jacken und Stiefeln brauchen würden, und was an Brot, Gemüse und Kartoffeln dazu gehen würde, dann hätte ihm der Kopf schwindeln und sein Herz verzagt werden müssen, wenn er nicht den getreuen Gott im Himmel gekannt hätte. Auch waren für seine kleine Wohnung die neun keine geringe Einquartierung, und wenn schon für ihre Betten und Bettlein kaum Platz war, so noch weniger für das Spiel und den Lärm, der dem lustigen Bölklein doch unmöglich versagt werden konnte. Aber Vater und Mutter wußten vorzüglich Regiment zu halten; und wer zu dem Schulmeister kam und sah die Ordnung und Reinlichkeit in Stube und Kammer, und jedes der Kinder sauber und tätig und bereit, dem anderen zu helfen, und wer dann schaute, wie die Eltern unter den Kleinen schalteten und walteten, der mochte sich billig verwundern, und nicht jeder verstand, wie der arme Lehrer solches in seinem Hause zustande brachte.

Eines Tages erhielt er Besuch, gerade zur Mittagszeit. Als der Fremde die vielen Kinder um den Tisch sitzen und in ihren Tellern arbeiten sah, sprach er in mitleidigem Tone:

„Sie armer Mann, was für ein Kreuz haben Sie zu tragen!“



. . . Eines Tages erhielt er Besuch, gerade zur Mittagszeit. Als der Fremde die vielen Kinder um den Tisch sitzen und in ihren Tellern arbeiten sah, sprach er in mitleidigem Tone:

„Sie armer Mann, was für ein Kreuz haben Sie zu tragen!“

„Ich ein Kreuz zu tragen?“ fragte der Schulmeister verwundert, „wie meinen Sie das?“

„Neun Kinder! Darunter sieben Buben!“ rief jener aus . . .

„Ich ein Kreuz zu tragen?“ fragte der Schulmeister verwundert, „wie meinen Sie das?“

„Neun Kinder! Darunter sieben Buben!“ rief jener aus, und schmerzlich fügte er hinzu:

„Ich habe nur zwei, und jeder von ihnen ist ein Nagel zu meinem Sarge.“

„Das sind die meinigen mir nicht“, versetzte der Lehrer mit energischem Kopfschütteln.

„Wie geht das zu?“ fragte der Fremde zweifelnd.

„Das will ich Ihnen erklären“, sprach der Schulmeister mit heiterem Gesicht. „Sehen Sie, ich habe meine Kinder eine herrliche Kunst gelehrt: die Kunst zu gehorchen. Nicht wahr, ihr Jungen, ihr wißt, daß ihr den Eltern zu gehorchen habt?“

„Ja!“ riefen die Kinder wie aus einem Mund.

„Und ihr gehorcht auch gern?“ fragte der Vater weiter, denn er verstand es, die Kinder am richtigen Ende zu fassen.

Die beiden kleinen Mädchen lachten den Fremden schelmisch an, aber die sieben Jungen antworteten:

„Ja gewiß, lieber Vater!“

Der Fremde stutzte. Ob er noch etwas gesagt hat, weiß ich nicht. Gedacht hat er sich sicher das feinige.

Einer von den sieben Jungen des armen Schulmeisters aber, die so wackere Antwort gegeben hatten, ist ein gesegneter und berühmter Mann geworden. Wer kennt nicht seinen Namen? Es war Pfarrer D e r l i n im Steintal.

Elshens Vertrauen

Das erste Dämmerlicht eines heiteren Frühlingmorgens stahl sich in ein kleines, arm und überaus dürftig ausgestattetes Gemach in einer der schmutzigsten und trübseligsten Straßen einer großen Stadt. Auf einem Strohlager in einer Ecke des Zimmers lag, halb in eine zerrissene Decke gehüllt, eine Frau, blaß wie der Tod. Nur der schwache Atem und ein leises Aufstöhnen hie und da verrieten, daß sie noch lebte. Neben ihr, von einem dünnen Schal bedeckt, lag ein kleines Mädchen, gleichfalls schlafend. Das Gesichtchen war ganz versteckt, aber unter der dünnen Decke quoll ein Gewirr von blonden Locken hervor. Ein zerbrochener Stuhl, ein Gestell mit etwas irdenem Geschirr, ein kleiner Ofen, eine Teekanne, der Rest eines Laibes Brot und ein Wasserkessel — das war alles, was das elende Gemach an Geräten aufwies.

Jetzt näherte der Sonnenstrahl sich den Schlafenden, beleuchtete das geisterhaft blasse Antlitz der Frau, daß es noch weißer erschien, und verwandelte das Haar des Kindes in lauter Goldfäden. Die Frau erwachte, schaute sich einen Augenblick verwirrt um und versuchte sich aufzurichten, aber mit einem schmerzlichen Stöhnen fiel sie wieder zurück.

„Meine arme kleine Elsi!“ murmelte sie, als das Kind, von dem Laut erwacht, schnell aufsprang.

„Ja, liebes Mütterchen, hier bin ich“, antwortete ein freundliches, frisches Stimmchen. „Ich will schnell Feuer anzünden und dir eine Tasse Tee machen.“

„O mein Kind, was soll nur aus uns werden? Ich fühle, daß ich nicht mehr lange leben werde. Doch wie kann ich dich allein lassen in der schlimmen Welt?“

„Du bleibst noch bei mir, Mütterlein, ganz gewiß“, erwiderte Elschen, „der Doktor hat gesagt, daß du nicht so sehr krank wärest, sondern nur gutes, kräftiges Essen nötig hättest.“

„Ach, er hätte ebensogut sagen können, daß ich einen Beutel voll Gold nötig hätte. Wenn ich meine Arbeit nicht mehr tun kann, müssen wir verhungern.“

Und wieder machte die arme Frau eine Anstrengung, sich aufzurichten. Doch umsonst. Sie sank erschöpft, einer Ohnmacht nahe, wieder auf ihr Lager.

Die Kleine, ein zierliches Geschöpfchen von kaum sieben Jahren, schrie oder weinte nicht bei diesem Anblick. Wacker machte sie sich daran, das Feuer im Ofen anzuzünden, kochte ein wenig Wasser und brachte der Mutter bald eine Tasse heißen Tee und ein Stückchen Brot. Unter der zärtlichsten Liebkosung ermunterte sie sie zum Essen und Trinken.

„Komm, Mütterlein, trink einmal! Ein Schluck Tee tut dir immer gut.“

Die arme Frau nahm den Tee, konnte aber von dem Brot nichts genießen, obgleich sie es um des Kindes willen versuchte. Sie gab sich nicht oft solchen Gefühlen der Verzweiflung hin, wie an diesem Morgen. So bitter schwer ihr der Kampf mit der Armut geworden war, seitdem ihr Mann sie allein gelassen hatte — ein früher Tod hatte ihn von allen irdischen Mühen erlöst — hatte sie ihn doch um ihres Kindes willen stets tapfer und flagelos geführt. Sie kannte und liebte den Herrn Je-

jus und hatte auch ihr Kind gelehrt, Ihn zu lieben und auf Ihn zu vertrauen. Bei dem kindlichen Geplauder der lieben Kleinen hatte sie trotz aller Armut manch glückliche Stunde verlebt. Seit kurzem aber hatte sie mit tiefer Angst gefühlt, daß sie immer schwächer wurde. Die Arbeit fiel ihr täglich schwerer, und sie verhehlte sich nicht, daß es eines Tages mit ihrer Kraft ganz zu Ende sein würde. Der freundliche, keineswegs reiche und übermäßig in Anspruch genommene Gemeinde-Arzt hatte nur die traurige Tatsache feststellen können, daß hier, wie in so vielen Fällen seiner Armen-Praxis, eine gute, kräftige Nahrung nötiger war als Medizin. Es war immer wieder dasselbe Elend, dem er begegnete, und so sehr er es auch wünschte, war es ihm doch nicht möglich, allen zu helfen.

Je schwächer Frau Dick wurde, umso mehr bedurfte sie stärkender Speise, aber umso weniger war sie auch imstande, sich solche zu beschaffen. Und nun schien das Ende gekommen zu sein. Sie konnte sich nicht mehr rühren. Das letzte Brot ging zur Neige, und da lag ihre Nährarbeit, die sie nicht mehr zu vollenden vermochte. Der Tod hatte seinen Stachel für sie verloren. Sie war ihrer ewigen Errettung durch das Blut ihres Heilands gewiß, und die Last des Lebens für immer abzulegen und einzuschlafen mit der Aussicht auf ein glückseliges Erwachen — wie hätte sie das schrecken können? Doch was sollte aus ihrem Liebling werden? Sie mußte ja die Kleine allein in der grausamen Welt zurücklassen, ohne einen Menschen, der sich ihrer liebevoll angenommen hätte. In diesem Stück versagte der Glaube der armen Frau. Im Gedanken an ihr Kind hatte sie noch nicht ge-

lernt, in völliger Ergebung mit ihrem Herrn zu sprechen: „Dein Wille geschehe!“

In dieser dunklen Stunde erwies der Gegenstand ihrer sorgenden Liebe sich als ein wahrer Friedensbote. Das Kind zeigte durch Wort und Verhalten, daß die treuen, mütterlichen Belehrungen, an einen unsichtbaren Gott der Liebe zu glauben und auf Ihn in allen Lagen zu vertrauen, nicht umsonst gewesen waren, und wie so oft geschah es auch hier, daß der Lehrer von dem Schüler lernte.

Als Elschen sah, daß der Tee die Kranke ein wenig erfrischt hatte, begann sie, das Zimmer aufzuräumen und zu säubern. Als sie damit fertig war, trat sie wieder an das Lager der Mutter, hob den Finger und sagte mit der Miene einer erwachsenen Tochter:

„Nun, liebes Mütterchen, mußt du ganz still liegen und ausruhen, und ich gehe aus, um etwas für dich zu verdienen.“

„Ich lasse dich nicht gern allein auf die Straße, Kind“, flüsterte die Kranke besorgt. „Zudem hast du auch keine Blumen mehr. Wie willst du da etwas verdienen?“

„Ich bin nicht allein, Mutter“, erwiderte die Kleine. „Du selbst hast mir ja oft gesagt, daß Gott immer und in allen Lagen bei uns ist. Und ehe ich gehe, will ich Ihn bitten, mir zu helfen, daß ich etwas verdiene. Sieh, Mutter, ich habe noch einige Blumen übrig. Es sind gerade so viele, um zwei kleine Sträußchen zu machen. Damit kann ich anfangen, und wenn sie verkauft sind, kommt vielleicht jemand, für den ich irgend etwas tun kann. Du sollst sehen, Mutter, Gott wird mir helfen, wenn ich Ihn darum bitte.“

„So komm, mein Schatz, mein Sonnenschein' wir wollen zusammen beten“, sagte die Mutter tiefbewegt.

Die Worte ihres Kindes hatten einen Funken der Hoffnung in dem Herzen der armen kranken Frau erglimmen lassen, der heller und heller wurde, je länger sie in das glückliche Gesichtchen der Kleinen schaute. Sie faltete die mageren Hände, schloß die Augen und betete, Gott möge ihr und ihrem Kinde die Hilfe senden, deren sie so dringend bedurften. Auch Elschen betete in kindlichem Vertrauen. Dann zog sie ihren Schal über den Kopf, nahm eine Brotkruste und die paar Blumen zur Hand, stellte den Rest des Brotes und die Teekanne neben das Bett der Mutter und sprang, der Kranken von der Tür aus ein letztes Lebewohl zuwinkend, fröhlich die schmalen, ausgetretenen Treppenstufen hinunter auf die sonnenbeglänzte Straße.

„Nun, wie steht's um dein Gemälde, Herbert? Will es dir heute besser gelingen?“

Mit diesen Worten betrat ein frisch aussehendes junges Mädchen die Malerwerkstatt ihres Bruders, einen Raum mit fertigen und unfertigen Bildern an der Wand, Studien und Entwürfen, Plastiken, Paletten, Leinwandstücken und den vielen anderen Dingen auf Tisch und Stühlen, wie sie eben im Arbeitsraum eines Künstlers zu finden sind.

Vor einer Staffelei mit einem Gemälde, das seiner Vollendung nahe war, schritt ein junger Mann auf und ab, dessen frisches, freundliches Gesicht gerade in diesem Augenblick einen Ausdruck deutlichen Mißvergnügens trug.

„Ich komme durchaus nicht weiter“, lautete seine Antwort. „Ich bringe das Gesicht des Kindes nicht heraus, und gelingt mir das nicht, so fehlt dem Bild fast das Wichtigste.“

Die Schwester betrachtete das Gemälde eine Zeitlang schweigend. Dann sagte sie:

„Es muß in der Tat schwer sein, gerade den Ausdruck, den du wünschst, auf die Leinwand zu bekommen. Einen Blick, aus dem Einfalt und Vertrauen zugleich sprechen, findet man heute, selbst bei Kindern, so selten. So viele Kinder sind kaum noch kindlich.“

„Ja, es ist ein großer Irrtum, zu behaupten, daß dieser Ausdruck in jedem Kindergesicht liege. Und ich möchte doch gerade ein Kind darstellen, das ein Muster vollkommener Kindlichkeit ist“, erwiderte Herbert. „Die Hunderte von hübschen kleinen Mädchen, denen man begegnen mag, tragen nur selten die reinen, klaren Züge echter Kindlichkeit, und bei Knaben sind sie noch seltener. Mein letzter Versuch mit deinem dickbackigen kleinen Jungen, Anni, hat alles verdorben, was ich gestern gemacht hatte.“

„Armer Berti“, sagte Anni lachend, „das tut mir herzlich leid für dich. Unsere Anna war überzeugt, ihr kleiner Nefte sei ganz gewiß ein passendes Modell für dich, und hübsch ist der kleine Bengel. Das muß man ihm lassen.“

„So weit blaue Augen und rote Bäckchen in Frage kommen, ja“, meinte der junge Maler, „aber er ist nicht der Typ von Reinheit, Unschuld und Glauben, wie ich ihn brauche.“

Herbert Stein war ein im Werden begriffener junger Künstler, und jeder, der etwas von dem Wer-

degang eines Künstlers weiß, kann beurteilen, wie viele Enttäuschungen und Entmutigungen es für ihn zu überwinden gab. Wenn auch sein Name anfing, bekannt zu werden, und das Glück ihm auch gelegentlich sein launisches Gesicht gezeigt hatte, führte der Weg des Erfolges doch immer noch steil aufwärts, und das Hinaufklettern war mühsam. Wieder und wieder wurden ihm Bilder, die er als gelungen ansah, unter unbarmherziger Kritik zurückgesandt. Dann wieder kamen Zeiten, in denen es schien, als ob überhaupt niemand mehr Bilder zu kaufen geneigt wäre. Seit kurzem hatte Herbert auf den Rat eines Freundes begonnen, Szenen aus der Heiligen Schrift zu malen. Das hatte die Schwester zuerst in Verlegenheit gebracht. Die Geschwister waren nach dem Tode ihrer Eltern allein geblieben. Sie war die um zwei Jahre ältere und fühlte nicht nur die innigste Zuneigung zu ihrem Bruder, sondern war sich auch ihrer Verantwortung ihm gegenüber bewußt. Sie war eine ernste Christin. Die Bibel war ihr Kraft und Führerin. Herbert dagegen hatte Christum noch nicht als seinen Heiland angenommen. Zu seiner Schwester Kummer war er in bezug auf die christlichen Wahrheiten recht gleichgültig. Eine Zeitlang war sie daher im Zweifel gewesen, ob es richtig sei, daß Herbert seine Kunst an der Darstellung biblischer Bilder und Personen erprobte. Schließlich aber hatte sie sich mit dem Gedanken beruhigt, gerade die Beschäftigung mit den wunderbaren und lieblichen Szenen aus dem Leben des Herrn Jesus möchte von Segen für ihn sein, und so hatte sie ihm nicht gewehrt.

Das Gemälde, an dem er zurzeit arbeitete, versprach, ein ganzer Erfolg zu werden. Es hatte Matth.

18, 2 zum Gegenstand: „Und als Jesus ein Kindlein herzuggerufen hatte, stellte Er es in ihre Mitte“. Das Bild war fast vollendet, und Anni konnte nicht anders, als es bewundern. Die Gestalt des Herrn war hoheitsvoll und huldreich zugleich. Sein Antlitz war den Jüngern zugekehrt, während die eine Hand auf dem Lockenkopf eines Kindes lag, das den Mittelpunkt der Gruppe bildete. Komposition und Farben waren gut und das Licht wirkungsvoll verteilt, doch das Gesicht des Kindes, das vor allem die Aufmerksamkeit fesselte, war noch unfertig, und lieber wollte der junge Künstler ganz auf das Bild verzichten, als es in einer Weise vollenden, die ihn selbst nicht befriedigte.

„Komm und stärke dich zunächst an einer Tasse Tee“, schlug Anni vor, „vielleicht flößt sie dir neue Schöpferkraft ein.“

„Auf dich würde der geliebte Trank ohne Zweifel diese Wirkung haben“, versetzte Herbert, die Neckerei zurückgebend, „doch was mich betrifft, so glaube ich, daß mir ein kleiner Spaziergang mehr helfen wird. Ich gehe also ein wenig an die Luft, Anni. In längstens einer Stunde hoffe ich zurück zu sein, und dann habe ich nichts gegen eine gute Tasse Tee einzuwenden.“

Klein Elschen hatte einen langen und trüben Tag hinter sich. Sie war hungrig und müde. Eins ihrer Sträußchen hatte sie nach längerem Warten verkauft, die wenigen Pfennige aber, die sie dafür erhalten, schon wieder, sehr gegen ihren eigenen Willen, für ein wenig Brot ausgegeben, das ihr Mittagsmahl bildete. Bis jetzt hatte sich keine Hilfe gezeigt.

Nicht einmal ein freundliches Wort von einem Vorübergehenden war ihr zuteil geworden. Bettelkinder waren zu zahlreich auf der Straße, um beachtet zu werden. Mittlerweile war es Nachmittag geworden; bald würde es Zeit sein heimzugehen, damit die Mutter sich nicht ängstigte. Ein Weilchen aber mußte sie noch warten auf den Segen, den sie von Gott erwartete.

„Gott ist gut. Er hat uns lieb und wird nicht vergessen, um was ich Ihn gebeten habe“, sagte sie, sich auf eine Treppenstufe setzend, um ein wenig auszuruhen. Die verwelkten Blumen lagen in ihrem Schoß, von den kleinen Händen fest umspannt.

Sie achtete nicht auf die Vorübergehenden, noch bemerkte sie das Näherkommen eines jungen Mannes, der, als sein Blick auf das Kind fiel, stutzte und stehen blieb.

„Da ist ja genau das Gesichtchen, das ich suche!“ murmelte er. „Schönheit, Vertrauen, Unschuld, Keinheit, alles findet sich bei diesem armselig gekleideten, halb verhungerten kleinen Ding.“

„Hör mal, Kleine, möchtest du dir wohl eine Mark verdienen?“ fragte er laut, indem er an das Kind herantrat.

„Ja, bitte, mein Herr, sehr gern“, antwortete Elschen und erhob sich. Sie machte keinen sonderlich überraschten Eindruck. Nur die Freude, daß die erwartete Antwort auf ihr Gebet endlich gekommen, war deutlich in ihrem Gesichtchen zu lesen. Halb unbewußt hielt sie ihre verkümmerten Blümchen hin, während sie ihre süßen Augen zu dem jungen Maler erhob, der entzückt in das reizende Kindergesicht schaute.

„Nein, mein Kind, deine Blumen will ich nicht, sondern dich selber. Kannst du für eine kurze Weile mit mir nach Hause kommen?“

Darüber besann Elschen sich keinen Augenblick. In völligem Vertrauen folgte sie dem Fremden. Er sah so gut und freundlich aus. Kein Zweifel, den hatte Gott ihr gesandt.

Viel eher, als Anni ihren Bruder zurück erwartet hatte, hörte sie seine Stimme wieder:

„Sieh einmal hier, Anni, ich habe mein Modell gefunden!“

Als Anni das kleine Mädchen sah, wurde sie ergriffen von dem verwahrlosten Zustand des Kindes, mehr als von seiner tatsächlich auffallenden Schönheit.

„Armes Würmchen“, rief sie, „du mußt zunächst etwas zu essen haben. Komm einmal mit mir!“

„Ich muß bald nach Hause, weil Mütter wartet“, versetzte Elschen.

„Du sollst uns alles von deiner lieben Mutter erzählen, sobald du ein wenig gegessen und getrunken hast“, sagte das freundliche Mädchen und führte ihren kleinen Schützling in die Küche, wo sie ihm Hände und Gesicht wusch. Dann brachte sie die Kleine wieder ins Zimmer und bewirtete sie mit einem guten Mahl. Während Elschen es sich schmecken ließ und dann auf Annis Aufforderung ihre einfache Geschichte erzählte, zeichnete Herbert das Kind — die feinen Züge, die breite Stirn, den ausdrucksvollen Mund mit dem festen kleinen Kinn, den malerischen Lockenkopf und die von langen, dunklen Wimpern beschatteten Augen, Augen, aus denen neben einem tiefen und zarten Empfinden kindliche Unschuld und Ein-

falt sprachen. Die Züge waren rasch skizziert. Das goldene Blond der Haare und das tiefe Blau der Augen, das Rot der Lippen und die zarte Färbung des Gesichts bedurften der Ausmalung in einer späteren Sitzung. Wenn er die reine Kinder-Schönheit, die Seele, die durch die großen, klaren Augen schaute — wenn er die festhalten und auf die Leinwand bringen konnte, ja, dann war das Bild gemacht.

„Was hättest du getan, Elschen, wenn mein Bruder nicht gekommen wäre?“ fragte Anni.

„O, ich hätte noch länger gewartet.“

„Und wenn überhaupt niemand gekommen wäre, um dir zu helfen?“

„Jemand wäre sicher gekommen, weil ich Gott darum gebeten hatte“, erwiderte das Kind bestimmt.

„Und du denkst wirklich, Gott habe mich zu dir gesandt?“ fragte Herbert, ohne sich im Zeichnen stören zu lassen.

„Ja, das hat Er getan“, versicherte Elschen.

„Auch ich bin dessen ganz sicher“, sagte Anni, dem kleinen Mädchen freundlich zunickehend. „Und nun, Elschen, möchte ich gern deine Mutter besuchen. Soll ich gleich heute abend mit dir gehen?“

Die Antwort las Anni aus den leuchtenden Kinderaugen. Sobald der Bruder mit seiner Arbeit fertig war, machten sich die beiden auf den Weg, Elschen mit einem blanken Markstück in der Hand, Anni einen Korb mit stärkenden Lebensmitteln am Arm.

Mit dankbarem Staunen empfing die kranke Frau die fremde Dame, und Elschen berichtete:

„Mutter, ich brauchte nichts zu tun, als niedersitzen und zu warten, und Gott hat mir noch mehr gesandt, als ich erbeten habe.“

Anni verlor ihre neuen Freunde nicht mehr aus den Augen. Ihrer treuen Hilfe war es unter Gottes Segen zu verdanken, daß die kranke Frau ihre Kräfte schneller wiederfand, als man hätte erwarten sollen, sodaß sie nach und nach ihre Arbeit wieder aufnehmen konnte. Und Gott half weiter, und zwar so, daß sie nach einiger Zeit mit ihrem Kinde sogar eine bessere und gesündere Wohnung beziehen konnte.

Das Bild aber wurde zur gegebenen Zeit fertig und fand seinen Platz in einer Kunstausstellung, wo es allgemeine Bewunderung hervorrief und schon bald für eine Summe verkauft wurde, welche die Erwartungen des Künstlers überstieg.

Herbert Stein fühlte sich seinem kleinen Modell, das ein so unerwarteter Glücksbringer für ihn geworden war, sehr zu Dank verpflichtet, und er vergaß nicht, diesen Dank abzutragen. Doch noch ein größerer Segen — seine Schwester bezeugt es — sollte ihm aus dem Zusammentreffen mit Elschen erwachsen. Das unbedingte Vertrauen des Kindes auf seinen Vater im Himmel, sowie seine einfältigen Worte machten tiefen Eindruck auf den bisher so gleichgültigen jungen Mann. Er hatte das Bild gemalt, weil ihm der Gegenstand gefiel. Aber jetzt las er auch, was der wunderbare Mann, der die Kinder so gern um sich sammelte, zu den Menschen gesagt hat, die sie und Ihn umringten. Und die ernstesten und tiefsten Worte: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Reich der Himmel eingehen“, begannen machtvoll zu seinem Herzen zu reden.

„Ich will“

Vor langer, langer Zeit lebte im Morgenlande ein jüdischer Mann in einem überaus bedauerndswerten Zustand. Er war nämlich aussächtig, und als solcher hatte er keine andere Aussicht, als nach langem, immer schwerer werdendem Leiden eines elenden Todes zu sterben.

Viele waren vor ihm denselben hoffnungslosen Weg gegangen. Viele seiner Zeitgenossen gingen ihn noch, denn es gab viele Aussächtige in Israel zur Zeit des Herrn Jesus. Von dem Augenblick an, da der Priester diese Unglücklichen auf Grund des Gesetzes für unrein erklären mußte, schleppten sie sich hoffnungslos dahin. Einsam, von allen gemieden, verbrachten sie ihre jammervollen Tage. Da war niemand, der ihnen nahen durfte, niemand, der sie retten konnte. In der ganzen Welt gab es kein Heilmittel gegen dieses todbringende Übel.

Doch siehe da, in das trostlose Dunkel unseres Aussäichtigen fällt ein schwacher Lichtschein. Er hört von Einem, der Wunder tue, Schwerkranke gesund mache, ja, auch Aussächtige heile. Er hört von Jesu, dem Messias, und leise beginnt eine Hoffnung in seinem Herzen zu keimen. Er fragt und fragt wieder, bis alle Zweifel geschwunden sind. Die Gerüchte sind zu zahlreich, die Berichte zu bestimmt, als daß

sie erdacht sein könnten. Es ist so: Jesus kann Aussätzige reinigen.

Dann lag also kein Grund für ihn vor, zu zweifeln. Dann brauchte auch er, wie so viele andere vor ihm, nur zu Jesu zu gehen und sich Ihm zu Füßen zu werfen. Aber — könnte es nicht sein, daß Jesus ihm nicht helfen wollte?!

Doch was auch geschehen mochte, er faßt den Entschluß, zu gehen und seine Heilung von dem Willen des großen Wundertäters abhängig zu machen.

Und so begibt er sich auf den mühevollen Weg. Wenn man bedenkt, wie die Aussätzigen damals behandelt wurden, kann man sich vorstellen, daß die Volksmenge dem Nahenden manch unfreundliches Wort zugerufen, vielleicht gar Steine nach ihm geworfen hat. Aber was kümmert das alles unseren Aussätzigen? Nichts kann ihn zurückhalten.

Und er kommt zu Jesu. Er wirft sich vor Ihm nieder in den Staub der Straße und stammelt aus der Not seines Herzens heraus: „Herr, wenn du willst, kannst du mich reinigen!“ Hoffnung und Furcht sprechen aus seinen Worten. Welch eine Welt von Gedanken und Befürchtungen mag in diesem Augenblick seine Seele durchflutet haben! Wie wird die Antwort lauten: Leben oder Tod? Wird Jesus wollen oder nicht wollen? Davon hängt alles ab.

Und da ertönt das erlösende:

„Ich will; sei gereinigt!“

Der wunderbare Fremdling beugt sich freundlich zu ihm herab, dem Elenden, rührt ihn an, und aus Seiner kurzen Antwort klingt innerste Bewegung. Der Aussätzige wird gereinigt, alsbald und vollkommen gereinigt.

Welch eine ergreifende Erzählung! „Sie ist mir nicht neu“, sagst du vielleicht. Es mag sein, aber deshalb bleibt sie, was sie ist: eine Tatsache von nie sich verringernder Bedeutung, mögen seitdem auch schon mehr als neunzehn Jahrhunderte vorübergegangen sein. Und, mein Leser, weißt du auch, daß, solange du lebst, die gleiche wunderbare Tatsache sich schon oft wiederholt hat? Weißt du, daß sie sich, Gott sei Dank! noch täglich wiederholt?

Sieh, auch in unseren Tagen gibt es Scharen von Aussätzigen, Todkranken, hoffnungslos Verlorenen. Du hast gewiß schon gehört, daß der Aussatz ein treffendes Bild von der Sünde ist; aber so schlimm er ist, die Sünde ist unendlich schlimmer. Der Aussatz tastet nur den Körper an, die Sünde bringt der Seele ewiges Verderben. Der Aussatz bringt zeitlichen Tod, die Sünde führt zum ewigen Tode.

Und niemand vermag von diesem Tode zu retten, kein Mensch, und wäre es der mächtigste und trefflichste, kein Engel aus dem Himmel, und wäre es selbst der Erzengel Gabriel. Gegen den furchtbaren Aussatz der Sünde gibt es eben auch kein Heilmittel.

Kein Heilmittel? Nein, wenn Gott in Seinem Erbarmen nicht ins Mittel getreten wäre. Er sandte einen Heiland, einen Retter. Derselbe Jesus, der einst den Aussätzigen rettete mit Seinem machtvollen: „Ich will; sei gereinigt!“ vermag auch hier Rettung zu bringen. Aber auch nur Er.

Kennst du diesen Retter? Hast du schon zu Ihm gesagt: „Herr, wenn du willst, kannst du mich reinigen“?

Wenn nicht, so bist du noch aussäzig und damit dem ewigen Tode verfallen.

Doch vernimm noch einmal die gute Botschaft! Du kannst erlöst werden, ebenso schnell und ebenso vollkommen wie der Aussäzige zu jener Zeit, und auch auf die gleiche Weise. Du hast nichts anderes zu tun als er. Und wenn du es tust, wirst du dieselbe Antwort empfangen. Das ist über alle Zweifel erhaben; denn Jesus hat sich in keiner Weise verändert. Sein Herz ist noch voll Mitgefühl für Elende und Verlorene, und Seine Macht zu retten ist dieselbe wie damals. Er will, und Er kann!

Zweifelst du daran?

„Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben.“

Das sind Seine eigenen Worte. Sind sie nicht klar und deutlich?

„Wen da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst.“

Das sind wieder Seine eigenen Worte, und auch sie lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Das einzige, worauf es ankommt, ist, ob du willst.

Der Aussäzige wußte das wohl. Er wollte. Für ihn war nur die Frage, ob Jesus wollte. Aber wie wenig wußte er auch von Jesu! Und wir? Das ganze Wort Gottes, das uns Gottes Herz offenbart, steht uns heute zur Verfügung.

Sollte Gott einen Sünder, der Ihm zitternd naht, nicht retten wollen? — Er, der doch Seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern Ihn für Sünder hingegeben hat?

Sollte Jesus einen Sünder, der zu Ihm kommt, nicht annehmen wollen? — Er, der doch Sein Leben für Sünder gab?

Nein, lieber Leser, es gibt für dich weder eine einzige Entschuldigung, noch ein einziges Hindernis.

Es handelt sich ganz allein um die Frage, ob du willst.

Die Sache ist wahrlich ernst, und ich bitte dich in deinem Interesse, sie baldigst in Ordnung zu bringen. Denn wer weiß, wie viel Zeit du zu ihrer Erledigung noch haben magst!

Wie furchtbar muß es sein, einmal aus dem Munde des Herrn hören zu müssen: „Du hast nicht gewollt“!

Wer aber heute zu Ihm kommt mit dem Bekenntnis seiner Schuld, dem antwortet Er voll tiefen Erbarmens:

„Ich will; sei gereinigt!“

„Ihr Paß ist nicht in Ordnung!“

Es war ein regnerischer Tag. Dichter Nebel hing über der sonst so strahlenden Landschaft. Da hielt ein Eil-Postwagen vor dem Wachtthause an der österreichischen Grenze.

„Ihre Pässe, meine Herren!“ rief der wachthabende Offizier, indem er an den Wagen herantrat.

Die Reisenden stiegen aus, lieferten die geforderten Pässe ab und spazierten, um sich warm zu halten, während der Prüfung vor dem Hause auf

und ab. Der Herbst war schon ziemlich weit vorgeschritten, und die Luft war feucht und kalt.

„Sie könnten sich fast einbilden, in Ihrer Heimat zu sein“, meinte einer der Reisenden, sich an einen Engländer wendend, der mehr als die übrigen unter der Bitterung zu leiden schien und mit verdrießlichem Gesicht seinen langen Mantel fest um sich zog. „Bei Ihnen in England ist doch immer Nebel und Regen.“

Der Engländer murmelte etwas als Erwiderung, wandte sich dann ab und dem Hause zu. Im gleichen Augenblick wurde sein Name aufgerufen, und der Offizier trat mit dem Paß in der Hand an ihn heran.

„Ihr Paß ist nicht in Ordnung“, sagte er. „Das Visum des preußischen Konsulats fehlt.“

„Wie, ein Visum fehlt? Unmöglich! Der Paß ist ja voll davon.“

Der Paß war allerdings mit Stempeln und Vermerken der verschiedensten Staaten und Städte bedeckt, aber der wichtigste Stempel fehlte. Der Offizier konnte ihn nicht finden, und auch der Reisende selbst suchte vergeblich danach.

„Was soll ich denn da machen?“ fragte er endlich.

„Sie können Ihre Reise nicht fortsetzen“, lautete die Antwort. „Der Paß muß zuerst in Ordnung gebracht, d. h. zur Abstempelung dem betreffenden Konsulat eingesandt werden. Das wird eine Woche, vielleicht auch länger in Anspruch nehmen. So lange müssen Sie hier warten.“

Der Engländer erhob Einspruch. Er erklärte, er sei krank und müsse deshalb so schnell wie möglich



„Ihr Paß ist nicht in Ordnung“, sagte er. „Das Visum des preußischen Konsulats fehlt.“

seine Reise beendigen. Er könne doch unmöglich in seinem Zustand tagelang hier warten.

Der Offizier empfand Mitleid mit dem armen Mann, aber er durfte ihm nicht nachgeben. Er konnte nicht nach Belieben handeln, sondern mußte seine Pflicht tun. Alle Bitten, Klagen und Vorstellungen konnten ihn nicht bewegen, von seiner Vorschrift abzugehen. Die anderen Fahrgäste nahmen ihre Plätze wieder ein, der Postillon kletterte auf seinen Sitz, nahm Zügel und Peitsche, und das schwerfällige Fahrzeug rollte langsam durch die geöffnete Schranke.

„Gibt es hier in der Nähe einen ordentlichen Gasthof?“ fragte der Fremde, sich zwingend, seines Urgers Herr zu werden.

Eine Bauernfrau, die gerade vorbeiging, bot sich freundlich an, dem fremden Herrn den Weg zum Dorf, in dem es zwei Gasthöfe geben sollte, zu zeigen.

„Der arme Herr!“ rief sie mitleidig, als sie erfahren hatte, welches Mißgeschick dem Fremden widerfahren war, „er wird doch gewiß heute abend irgendwo erwartet, und dabei sieht er so krank aus. Geben Sie mir nur seinen Koffer. Je eher er ins Trockene kommt, desto besser für ihn.“ Damit beförderte sie die kleine Reisetasche des Fremden in den Korb, den sie auf dem Kopfe trug, und schritt rüstig voraus. Der Fremde folgte langsamer. Es wurde ihm schwer, sich in die ungewohnte Lage zu schicken. Der Freundlichkeit seiner braven Führerin schenkte er wenig Beachtung. Seiner herben Enttäuschung machte er in ärgerlich vor sich hingemurmerten Worten Luft.

Bald war das stille, einsam gelegene Dörflein

erreicht. Der Gasthof war eine bloße Herberge, eigentlich nur eine Schenkwirtschaft. Aber die gute Bauernfrau deutete mit einem Blick der Genugtuung darauf. Ohne weiteres übernahm sie die Verhandlung mit dem Wirt, der auf ihr Rufen gemächlich herbeitrottete, und trug ihm auf, gut für seinen Gast zu sorgen. „Denn“, sagte sie in ihrem derben, heimischen Dialekt, „er ist krank, wie Ihr seht. Dabei versteht er unsere Sprache nicht. Es ist ein Fehler in seinem Reisepaß, und er muß hier bleiben, bis alles in Ordnung ist. — Ja, ja, es ist ein eigen Ding um so einen Reisepaß“, setzte sie kopfschüttelnd mit einem Blick auf den Fremden hinzu, aus dem herzlichstes Mitleid sprach. „Armer Herr! er mag wohl bald eine andere Art Reisepaß nötig haben. Hoffentlich ist der in Ordnung. Dann mag es kommen, wie es will.“ Damit wandte sie sich grüßend ihres Weges.

Ihre Worte waren dem Fremden nicht entgangen. Da er in seiner schlechten Laune keine Lust gehabt hatte, auch nur ein Wort mit seiner freundlichen Führerin zu reden, hatte sie angenommen, er spreche kein Deutsch. Doch hatte er die Frau sehr wohl verstanden, und ihre letzte Bemerkung verfehlte ihre Wirkung nicht. Sie berührte ihn überaus unangenehm. Doch der Wirt wartete, um ihm sein Zimmer zu zeigen. So folgte er ihm schweigend. In dem kleinen Gemach ließ er sich erschöpft auf dem einzigen vorhandenen harten und unbequemen Holzstuhl nieder und gab sich den trübseligsten Gedanken hin.

Der Tag verging ihm sehr langsam. Der Paß, der zunächst, als sei er an allem schuld, ärgerlich in eine Ecke geflogen war, war mittlerweile in einen

Umschlag gesteckt und zur Post befördert worden. Sobald der Abend hereinbrach, begab sich der unglückliche Reisende zu Bett. Er war bei seinem körperlichen Zustand außerstande, sich über die widrigen Umstände zu erheben, und seine Gedanken ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Zudem fühlte er sich regelrecht krank. Den Tag über hatte er nur wenig zu sich genommen, da er von der derben Bauernkost nicht viel hatte genießen können. Sein Bett war hart. So warf er sich fiebernd auf seinem Lager umher.

Doch nicht nur sein Befinden sowie das unangenehme Erlebnis verhinderten ihn am Einschlafen. Die letzte Bemerkung der Bäuerin machte ihm fast noch mehr zu schaffen als alles übrige. Er konnte ihre Worte nicht loswerden, so sehr er sich auch anfänglich darüber ärgern mochte. Immer wieder kehrten sie in sein Gedächtnis zurück: „Armer Herr! er mag wohl bald eine andere Art Reisepaß nötig haben. Hoffentlich ist der in Ordnung!“

Bis dahin hatte er sich noch wenig mit der Frage des Sterbens beschäftigt, glaubte auch jetzt nicht, daß seine Krankheit zum Tode führen werde. Aber er konnte sich doch in dem Gedanken, so fern von all seinen Lieben und ohne ärztliche Hilfe zu sein, eines recht unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, und unaufhörlich verfolgten ihn die Worte: „eine andere Art Reisepaß, eine andere Art Reisepaß!“ Selbst wenn er für kurze Augenblicke einschließ, und die Ereignisse des vergangenen Tages in phantastischen Traumbildern vor seine Seele traten, waren es immer diese Worte, die ihn beschäftigten. So quälten ihn seine Gedanken und die Traumgesichte abwechselnd.

Endlich fing er an, obgleich er es nicht wollte, ernstlich über jene letzte Reise, die jeder Mensch früher oder später machen muß, nachzudenken und sich zu fragen, wie der Reisepaß beschaffen sein müsse, der ihn allein ans sichere Ziel führen konnte. Er war mit den Hauptpunkten der christlichen Lehre wohl bekannt, war auch immer ein verhältnismäßig guter Kirchgänger gewesen und hatte „viele getan“, was sich, wie er meinte, für einen Bekenner des christlichen Glaubens gehörte. Aber war das „wahre Gottseligkeit“? Hatte das irgendwie mit der Heiligkeit zu tun, von der geschrieben steht, daß „ohne sie niemand den Herrn schauen wird“? (Hebr. 12, 14.) Wenn er jetzt an die von ihm beobachteten „Religions-Pflichten“ dachte und sich das Gute aufzählte, das er getan hatte, so konnte er darin nur wenig Trost finden. Was konnten ihm seine sogenannten guten Werke an der Grenze einer anderen Welt nützen? „Gib mir, mein Sohn, dein Herz!“ und: „Wenn nicht eure Gerechtigkeit vorzüglicher ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Reich der Himmel eingehen“ — diese Worte der Schrift kamen ihm in den Sinn. Zu Zeiten hatte er mit Genugtuung auf seine guten Werke zurückgeschaut — namhafte Zeichnungen für Wohltätigkeitsvereine und gelegentliche Hilfsleistungen an Bekannten, die in Not waren. Aber solche Werke mochte auch mancher Pharisäer aufweisen können — und wie vernichtend war das Urteil des Sohnes Gottes über diese Leute gewesen!

„Ist“ — o wie machte ihm jetzt diese Frage zu schaffen! — „der Beweggrund für meine guten Taten Liebe zu Gott oder zu meinem Nächsten gewe-

sen? Haben sie Bestand vor Gott, und kann ich dafür irgendeinen Lohn beanspruchen? Werden sie mir helfen, durch die „enge Pforte“ einzugehen?“

Hier mußte er an ein Wort aus einem an und für sich herrlichen Kapitel denken, ein Wort aus dem wunderbaren Lied der Liebe. Es lautete: „Und wenn ich alle meine Habe zur Speisung der Armen aus teilen werde, und wenn ich meinen Leib hingebe, auf daß ich verbrannt werde, aber nicht Liebe habe, so ist es mir nichts nütze.“

Alle seine Taten religiöser Pflichterfüllung, waren sie nicht den vielen Stempeln und Sichtvermerkern auf seinem Pässe zu vergleichen, die ihren Zweck seiner Zeit wohl erfüllt hatten, für seine heutige Reise aber gänzlich wertlos waren? „E i n s ist not, e i n s ist not“, klang es ihm in den Ohren. Er wußte wohl, was dies eine war: „Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Reich der Himmel eingehen“, und: „Es sei denn, daß jemand aus Wasser und Geist geboren werde, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen“. Er hatte keine Bibel bei sich. Sie gehörte nicht zu seinen täglichen „Notwendigkeiten“. Aber diese Worte, vor langer Zeit seinem Gedächtnis eingepreßt, kehrten jetzt mit Macht zurück, obgleich er nicht wußte, wie oder warum, und sie redeten zu seinem Herzen.

Ein Wort war zu seiner Zeit gesprochen worden, und es war gut gewesen. Daß es unter solchen Umständen gefallen war, noch dazu in einer fremden Sprache und durch eine fremde Frau, hatte mit dazu beigetragen, ihm Leben und Kraft zu verleihen. Der Pfeil, aufs Geratewohl abgeschossen, hatte den Pan-

zer eiserner Selbstgerechtigkeit durchschlagen und den sich in falscher Ruhe Wiegenden aus seinem gefährlichen Schlafe aufgeweckt. So kam es, daß unser Reisender schließlich in tiefe Seelennot geriet. Es wurde ihm furchtbar klar, daß seine Verdienste vor Gott nichts Verdienstliches hatten. Sich seiner eigenen Unwürdigkeit bewußt, hielt er es am Ende im Bett nicht mehr aus, sondern warf sich auf die Kniee mit dem flehenden Ruf: „O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!“

Der Paß traf, richtig abgestempelt, zur angegebenen Zeit ein, und unser Reisender konnte seine Fahrt fortsetzen. Doch mit welcher anderen Gefühlen verließ er den Platz der Einsamkeit und Zurückgezogenheit! Der Abschied von dem stillen Dörflein, wo er so viel Segen für seine Seele empfangen hatte, wurde ihm nicht leicht. Die „Wüste und das dürre Land“ waren vor ihm aufgeblüht, Bäche waren für ihn „in der Steppe hervorgebrochen“. Er war ein anderer, ein neuer Mensch geworden, ein Christ, nicht länger nur dem Namen nach, sondern in Geist und Wahrheit. Den Paß hat er, solange er lebte, in seiner Bibel aufbewahrt, als Erinnerung daran, wie Gott ihn zu seinem ewigen Heile benutzte hatte.

Leser, ist dein Paß in Ordnung? Wie ist er gezeichnet und abgestempelt? Kannst du dich darauf verlassen, daß, wenn du in diesem Augenblick vor den Schranken einer anderen Welt erscheinen müßtest, er gültig befunden würde? Es ist, wenn auch unangenehm, doch nicht von Bedeutung, auf einer unserer irdischen Reisen aufgehalten zu werden. Es ist unwichtig, ob unsere zeitlichen Pläne mehr oder we-

niger durchkreuzt und wir in unseren irdischen Hoffnungen enttäuscht werden, aber die ewigen Wohnungen zu verfehlen, ausgeschlossen zu werden, wenn wir in den Himmel eingehen möchten, erleben zu müssen, wie andere, die wir geliebt haben, glücklich heimgehen, während wir selbst ewig draußen bleiben müssen — o das ist ein Schicksal, zu furchtbar, um es mit Worten ausdrücken zu können. Sieh dir darum wohl deinen Reisepaß an! Versichere dich, daß es da nicht an dem Notwendigen fehle! Sorge dafür, daß „dein Name in den Himmeln angeschrieben ist“. Jesus ist der Weg dahin. Der Paß mit diesem kostbaren Namen darauf sichert unter allen Umständen freien Durchlaß ins Paradies. Aber — niemand kommt zum Vater, als nur durch Jesum Christum. Denn „es ist in keinem anderen das Heil, denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen“.

Ein Gottesgericht

Der Sommer ging zu Ende, und die Felder waren abgeerntet. Es hatte eine reiche Ernte gegeben; Frucht und Heu waren gut in die Scheuern gebracht worden. Landmann und Städter schauten freudig auf das Geleistete und Geerntete. Da konnte man fröhlichen Herzens Ernte-Dankfest feiern.

Auf der großen Wiese unweit eines Dorfes feierte man auch Erntefest. Wie alljährlich, waren Krieger- und Gesangsverein geladen worden. Bei

günstiger Witterung sollte im Freien getanzt werden. Für die Kinder waren Belustigungen aller Art vorgesehen.

Um ein Uhr hatten sich alle Festteilnehmer vor dem Dorfwirtshaus versammelt, und man ordnete sich zum Festzuge. Unter Vorantritt einer Kapelle, deren Glanzstück der Hohenfriedberger Marsch war, setzte er sich in Bewegung. Der Kriegerverein in Uniform, die Gewehre über der Schulter, schritt stolz hinter der Fahne her. Mehrere Vereine, die ebenfalls aus der Nachbarschaft mit ihren Fahnen erschienen waren, reihten sich in den Zug ein. Zum Schluß kamen die Kinder in festlichen Kleidern. Die Knaben mit Fahnen und Armbrust, die Mädchen mit Erntekränzen im Haar.

Unter Trommelchlag und Märchen bewegte sich der Zug durch die festlich geschmückten Straßen des Ortes der Festwiese zu. Hier löste er sich, nachdem der Vorsitzende des Festausschusses eine kleine Ansprache gehalten hatte, auf. Die Sänger traten zusammen und gaben mehrere Erntelieder zum besten, die mit tosendem Beifall aufgenommen wurden. Hierauf begaben sich die Krieger zum Schießstand und die Kinder zum Spielplatz.

War das ein Jubel und Trubel!

In das Knallen der Büchsen mischte sich das jubelnde Rufen der Kleinen bei den wechselvollen Spielen. Da gab es Stangenklettern, Wurstschnappen, Reizen und Erntekranzraen.

Doch sollte die Freude nicht lange dauern. Gegen vier Uhr nachmittags jagte ein heftiger Sturm über den Festplatz, der das Laub aufwirbelte. Wolken ballten sich zusammen und ergossen ihren reichen In-

halt — auch ein Erntesegen — auf die Fluren. Alles flüchtete zu den Zelten, welche die Gäste kaum zu fassen vermochten. Auch die Männer vom Kriegerverein stellten das Schießen ein und suchten ein schützendes Dach.

An der langen Tafel, welche in dem Hauptzelt aufgeschlagen war, und an der die Dorfgewaltigen zu sitzen pflegten, hatte Christel Schmalstieg Platz genommen. Er war einer der reichsten Bauern. Trotzdem gehörte er nicht zu den angesehenen, und noch weniger zu den beliebten. Niemand setzte sich gern in seine Nähe. Man mied seinen Verkehr. Aber in diesem Augenblick fragte niemand nach Wunsch und Herzensmeinung, ebensowenig wie nach Recht und Sitte. Jeder war froh, eine Sitzgelegenheit zu erhaschen. So kam es, daß neben den reichen Bauer mehrere Mitglieder des Kriegervereins zu sitzen kamen, die von Beruf einfache Knechte waren.

Schmalstieg war diese Tischgesellschaft nicht angenehm. Er machte Miene aufzustehen und das Zelt zu verlassen, aber das immer stärker einsetzende Unwetter hielt ihn zurück.

„Bleiben Sie man hier, Herr Schmalstieg“, sagte der Knecht, der ihm zunächst saß. „Es schadet Ihnen nichts, wenn Sie einmal mit einem Knecht an einem Tisch ein Glas Bier trinken.“

„Prosit, Herr Schmalstieg!“ rief ein anderer, der allem Anschein nach schon ein Glas über den Durst getrunken hatte, „heute lasse ich Sie hochleben.“

„Ihr hättet besser getan, euren Geldbeutel zu schonen“, versetzte Schmalstieg, der sich über den vertraulichen Ton des Knechtes ärgerte, „anstatt eure

paar Pfennige dem Wirt in die Kasse zu liefern. Ihr bringt es im Leben zu nichts.“

„Kommt, trinkt Euer Bier lieber an unserem Tisch!“ rief der Wirt dem Knecht zu. Er fürchtete nicht ohne Grund, das Gespräch an der großen Tafel möchte zu einer bösen Auseinandersetzung zwischen Herr und Knecht führen.

„Ich bleibe sitzen, wo ich bin“, tönte es heftig zurück. „Oder kostet das Bier hier an der Herrentafel mehr, weil der Großbauer mit in der Reihe sitzt? Heut' sind wir alle gleich. Darum hoch alle Anwesenden, die ein gutes Gewissen haben! Sie sollen leben, hoch, hoch und nochmals hoch!“

Bei den Worten des Knechtes wurde Schmalstieg leichenblaß. Auch die fröhliche Stimmung ringsum schien mit einemmal zu Ende zu sein. Eine unheimliche Stille trat ein. Kaum wagte noch einer ein Wort zu sprechen. Hörbar prasselte der Regen auf das Zelt Dach.

„Na, Bauer, wollt Ihr nicht mit mir anstoßen?“ rief der halbbetrunkene Knecht.

„Halt dein Maul, du Tagedieb! Geh nach Hause und schlaf' deinen Kausch aus!“

Dem Beschimpften stieg die Zornesröte ins Gesicht.

„Tagedieb nennt er mich!“ rief er in höchster Erregung und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Einige Gäste und der Wirt suchten den Mann zu beruhigen, aber umsonst.

„Ein Tagedieb soll ich sein!?“ schrie er aufs neue. „Das ist eine unerhörte Beleidigung! Ich bin ein ehrlicher Mann, der seine Pflicht tut und dem lieben Gott nicht die Zeit stiehlt. Mir kann keiner

was nachsagen. So etwas laß ich mir nicht gefallen, am wenigsten von dem da . . .“

Dem Bauer schoß das Blut ins fahle Gesicht. Die Adern über den Schläfen wurden wie Stricke.

„Was? Du . . .“ schrie er mit unheimlicher Stimme. „Du Schwindler! du Schurke!“

Damit riß er eine Büchse von der Wand und legte auf den Knecht an. Glücklicherweise fiel der Wirt dem Rasenden in den Arm. Der Bauer war nicht mehr Herr seiner selbst.

„Sterben muß der Schurke!“ tobte er, heiser vor Wut. „Sterben muß der Lump!“

Er versuchte dem Wirt die Büchse wieder zu entreißen, aber der hielt krampfhaft das Gewehr fest. Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft. Was, wenn die Büchse losging? Jeder fürchtete, getroffen zu werden. Der Bauer hatte das Gewehr am oberen Lauf gefaßt. Verbissen rangen die Männer. Da dröhnte ein Schuß. Mit lautem Schrei ließ Schmalstieg die Büchse fahren. Alles drängte herzu, um zu sehen, was geschehen war.

Starren Auges blickte der Bauer auf seine Hand, an welcher drei Finger zerschossen waren und kraftlos herunterhingen. Entsetzt und lautlos standen die Zuschauer. Eine Weiberstimme rief, daß es allen durch Mark und Bein ging:

„Das ist ein Gottesgericht! Mit diesen drei Fingern hat er einst einen falschen Schwur getan!“

Da wankte der Bauer und brach bewußtlos zusammen.

Mit der Festfreude war es aus. Zwar schien die Sonne wieder hell durch die zerrissenen Wolken, aber das Fest war gründlich gestört.

Man schaffte den Verwundeten nach Hause und rief den Arzt. Aber er konnte die drei Finger nicht retten. Sie waren zerschmettert und mußten abgenommen werden. Zwei Schutzleute nahmen ein Protokoll auf. Den Wirt traf keine Schuld.

Allgemein wurde der Unglücksfall als Gottesgericht betrachtet. Zwar sprach man nicht laut darüber, aber im geheimen raunte man sich zu: „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber schrecklich fein. Es gibt noch einen Gott, der das Böse in der Welt rächt.“

Wenige Wochen später mußte Schmalstieg vor Gericht erscheinen. Er sollte durch einen Eid bezeugen, daß jenes Weib die Unwahrheit gesagt hatte. Alles blickte auf ihn, als er die verstümmelte Hand hob. Aber dann begann er zu zittern. Seine Augen starrten auf das Kruzifix, das auf dem Gerichtstische stand. Seine Brust atmete schwer. Und plötzlich fiel der sonst so stolze Mann auf die Kniee, weinte bitterlich und rief mit gebrochener Stimme:

„Nein, nein, ich will nicht schwören. Ich habe in meinem Leben einmal geschworen und falsch geschworen. Bestraft mich! Die Frau hat recht gesagt. Ich bin — nicht mehr — wert, Bauer zu sein!“

Er schwieg, aber man sah deutlich, wie es in seinem Innern arbeitete. Er hatte noch mehr zu bekennen. Sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, begann er nach einer Pause von neuem, stockend und leise:

„Ich habe es fünf Jahre getragen, und ich kann es nicht mehr. Meinen Nachbar hab' ich ins Zuchthaus gebracht durch meine Behauptung, ich sei Zeuge gewesen, wie er sein eigenes Gehöft in Brand gesteckt habe. Aus Habsucht hab' ich damals den Mein-

eid geschworen, in der Hoffnung, auf diese Weise das Nachbargrundstück ohne Schwierigkeit in meinen Besitz bringen zu können. Es ist auch gelungen. Aber Segen habe ich nicht davon gehabt. Meine Nächte waren qualvoll wie die Hölle. Vielleicht finde ich im Zuchthaus meine Ruhe wieder. Gott wird mir verzeihen. Er ist gerecht, aber auch gnädig ohne Ende.“

Wohl jeder empfand Mitleid mit dem gebrochenen Mann. Aber trotzdem mußte die Verhandlung ihren gesetzmäßigen Lauf nehmen. Wegen schweren Meineids wurde Bauer Schmalstieg mit Zuchthaus bestraft. Das war das Ende eines Weges der Sünde.

Und doch war es noch nicht das Ende. Schmalstieg hat die ersehnte Ruhe für Herz und Gewissen gefunden. Als ein anderer hat er das Zuchthaus verlassen. Die böse Tat konnte nicht ungeschehen gemacht werden, aber göttliche Gnade ist ihm zuteil geworden. Im Glauben hat er erfaßt, daß Jesus Christus, der Heiland der Verlorenen, auch für ihn alles gutgemacht hat, als Er auf Golgatha litt und starb. Durch Gerechtigkeit ist er zur Gnade gekommen.

Seitdem ist sein Begehren gewesen, als ein Jünger Jesu demütig und gehorsam seinen Weg zu gehen. So hat Gott aus dem Bösen Gutes hervorgehen lassen. Satan, der Lügner und Menschenmörder, suchte den Mann, der ihm einst willig das Ohr lieh, zu verderben, aber ein Stärkerer ist über ihn gekommen und hat ihm die Beute entrissen. Es ist dem Bauer ergangen nach dem Prophetenwort: „Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden“. (Jes. 1, 18.)

Wie eine Familie Beten lernte

Ein Sommertag neigte sich seinem Ende zu, als ein einsamer Reiter mitten in einer öden, unwirtlichen Gegend von einem jener heftigen und plötzlichen Stürme überrascht wurde, die manchmal auf eine anhaltende Schwüle zu folgen pflegen. Seinen Gedanken nachhängend, hatte er nichts von dem Herannahen des Sturmes gemerkt. Erst als ein greller Blitz herniederzuckte, dem ein lauter Donnerschlag folgte, schaute er auf und sah, daß der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt war.

Da er nichts bei sich hatte, was ihn einigermaßen vor dem strömenden Regen, der alsbald einsetzte, hätte schützen können, und da auch nirgendwo eine menschliche Behausung zu erblicken war, wandte er rasch sein Pferd, um so schnell wie möglich zu dem kleinen Gasthause zurückzukehren, an dem er vor ungefähr einer Viertelstunde vorübergekommen war. Doch ehe er es erreicht hatte, war er schon bis auf die Haut durchnäßt.

Die Bewohner des Hauses, biedere Landleute, hießen den Gast freundlich willkommen. Die Hausfrau beeilte sich, ihm die nassen Kleider zu trocknen. Sie stellte ihm ihr bestes Zimmer zur Verfügung, das mit dem sandbestreuten Fußboden und dem großen Kamin einen sauberen und behaglichen Eindruck machte. Aber der Fremde bat um die Erlaubnis, sich zur Familie in die geräumige Küche setzen zu dürfen, wo der große Herd eine so angenehme Wärme verbreitete. Der Wunsch wurde gern gewährt. Die guten Leuten, die offenbar nicht durch häufigen Zuspruch

von Gästen verwöhnt waren, sollten ihre Zuorkommenheit dem Fremden gegenüber nicht zu bereuen haben. Der schon bejahrte Mann erwies sich nicht nur als ein prächtiger Unterhalter, sondern hatte auch eine so leutselige Art, daß jede Scheu vor ihm bald schwand.

Nach und nach fand sich die ganze Familie in der Küche ein, jeder froh, ein behagliches, warmes Plätzchen zu haben, während der Sturm draußen wütete, und schwerer Hagel unaufhörlich gegen die Fensterscheiben prasselte. Alle lauschten mit Interesse den Worten des Gastes, der mit seinen anregenden und belehrenden Erzählungen die Eintönigkeit ihres stillen Landlebens so angenehm unterbrach.

Das Abendessen wurde von allen gemeinsam eingenommen. Als es beendet war, wurde die Küche aufgeräumt, die Haustür abgeschlossen, und fast alle schickten sich an, sich zur Ruhe zu begeben, da es mittlerweile spät geworden war. Während einer nach dem anderen mit freundlichem Gutenacht das Zimmer verließ, fiel es dem Hausherrn und seiner Gattin auf, daß ihr Gast immer stiller wurde. Jedesmal, wenn sich die Tür öffnete, schaute er auf und versank dann in ernstes Schweigen. Er machte den Eindruck, als erwarte er etwas, sehe sich aber jedesmal in seiner Erwartung getäuscht. Der Wirt schloß aus diesem Verhalten, daß sein Gast müde sei, und erklärte ihm höflich, sein Schlafzimmer sei bereit, falls es ihm gefalle, sich zurückzuziehen.

„Aber“, entgegnete der Fremde, „Sie haben ja die Ihrigen noch gar nicht zur Familienandacht zusammengehabt!“

„Die Meinigen noch nicht zur Familienandacht

zusammengehabt, Herr? Wie — soll ich das verstehen?“

„Um mit ihnen Gottes Wort zu lesen und zu beten“, lautete die Antwort. „Sie denken doch nicht im Ernst daran, zu Bett zu gehen, ohne sich vorher mit Ihren Angehörigen dem Schutze Gottes befohlen zu haben?“

Der Wirt bekannte, daß ihm so etwas wie Familienandacht völlig unbekannt sei, und daß er noch nie daran gedacht habe, eine Andacht zu halten.

„Dann muß ich Sie bitten, mir unverzüglich mein Pferd zu satteln“, erklärte der Fremde in bestimmtem Ton, indem er sich erhob.

„Aber Sie wollen doch nicht jetzt — bei diesem Sturm — in die Nacht hinausreiten?“ fragte der Wirt erschrocken.

„In der Tat, Herr“, pflichtete die Hausmutter ihrem Gatten bei, „da hätten Sie besser getan, Ihre Reise sogleich fortzusetzen, denn jetzt ist es so finster, und es regnet und stürmt derart, daß ein Ritt geradezu gefährlich ist.“

„Mag sein“, erwiderte der Gast, „doch will ich mich lieber mit Sturm und Wetter herumschlagen, als in einem Hause schlafen, wo man nicht betet. Wer weiß, was über uns kommen kann, ehe der Morgen hell wird? Nein, unter diesen Umständen möchte ich nicht im Hause bleiben.“

Der Wirt, aufrichtig bekümmert darüber, daß sein Gast sich unter seinem Dach nicht wohl fühlte, bot, von den Seinen unterstützt, seine ganze Überredungskunst auf, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Aber der Fremde blieb fest. Als alles Zureden nichts half, sagte der Wirt, er würde ja gern die Seinigen

zusammenrufen, aber er wisse wirklich nicht, wie er mit ihnen Familienandacht halten solle.

„Nun“, sagte der Fremde, „wenn das alles ist — die Andacht will ich gern für Sie halten, wenn Sie erlauben.“

Hiergegen hatten die Wirtsleute nichts einzuwenden, und in wenigen Minuten waren Knecht und Magd nebst sämtlichen Familiengliedern wieder in der Küche versammelt. Aller Augen richteten sich erwartungsvoll auf den Fremden. Er bat zunächst um eine Bibel. Aber im ganzen Hause war keine zu finden. Die Bewohner, die nie daran gedacht hatten zu beten, hatten auch natürlich kein Bedürfnis nach Gottes Wort gehabt. Glücklicherweise konnte dem Mangel durch den Besucher selbst abgeholfen werden. Er zog ein Neues Testament aus der Tasche, das sein beständiger Begleiter war, las einen kurzen Schriftabschnitt, sprach darüber einige erklärende Worte und kniete dann nieder. Alle folgten seinem Beispiel. In einfacher Sprache dankte er Gott für die Güte, mit der Er sie alle vor dem Unwetter beschützt hatte, und erflehte dieselbe gnädige Bewahrung auch für die Nacht. Darauf betete er für die Familie, dankte für die Huld, die Gott jedem einzelnen bis zur Stunde hatte zuteil werden lassen, und flehte ernstlich, daß alle doch zu der Erkenntnis gebracht werden möchten, daß sie sämtlich des göttlichen Erbarmens und der Vergebung ihrer Sünden bedürften. Er schloß mit der Bitte, Gott möge ihre Herzen bewegen, nach den ewigen Dingen zu fragen, und sie dahin leiten, Sein Wort zu lesen und zu beten, allein und miteinander.

Als man sich von den Knien erhob, zeugten die Tränen in mehr als einem Auge von den Gefüh-

len der Herzen. Niemand hatte jetzt mehr Lust, schlafen zu gehen, und die Gelegenheit, „ein Wort zu seiner Zeit“ zu reden, war für den freundlichen Besucher gekommen. Eine lange, ernste und gesegnete Unterhaltung folgte. Gleich dem Kerkermeister vor alters riefen an diesem Abend mehrere der Versammelten: „Was muß ich tun, auf daß ich errettet werde?“

Am nächsten Morgen waren alle wieder pünktlich zur gemeinsamen Andacht versammelt. Als sie beendet war, empfing der scheidende Gast vom Wirte das Versprechen, daß er in Zukunft diese Gewohnheit treu in seinem Hause pflegen und sich durch nichts abhalten lassen werde, sie je wieder aufzugeben.

Der Wirt hat Wort gehalten. Der Tag, an dem der seltsame Gast ins Haus gekommen war, sollte sich für die Familie, die bis dahin so unwissend und gleichgültig dahingelebt hatte, in Wahrheit als der Beginn einer ganz neuen Zeit erweisen. Alle ihre Glieder wurden nach und nach ernste Christen, von denen mancher Segen ausgegangen ist.

Der Mann, der so weise zu handeln und zur rechten Zeit zu reden verstanden hatte, ist nicht mehr am Leben. Sein Name tut nichts zur Sache, doch mag verraten werden, daß er viele Jahre, von vielen hochgeachtet und geliebt, seinem Herrn und Heiland treu gedient hat. Sein Andenken bleibt im Segen.

Sollte sein Beispiel uns nicht anspornen, auch unsererseits den guten Samen auszustreuen? Ein Traktat oder Schriftchen, auf verständige Weise gereicht, ein warnendes Wort, mit Ernst und Herzlichkeit gesprochen, ein freundliches Handeln hier und dort an Armen, Einsamen und Trauernden, wie sie uns auf

der Straße des Lebens begegnen, — „wie gut“ ist das alles an seinem Platze und zu seiner Zeit! Wieviel ungeahnten Segen könnten auch wir stiften, und wieviele kostbare Erfahrungen würden wir machen, wenn unsere Herzen mehr von erbarmender Liebe zu anderen erfüllt wären und die Liebe Christi uns mehr drängte, dem Wort zu folgen: „Am Morgen säe deinen Samen, und des Abends ziehe deine Hand nicht ab; denn du weißt nicht, welches gedeihen wird: ob dieses oder jenes, oder ob beides zugleich gut werden wird“!

Rechtzeitige Hilfe

Daß Gott verheißen hat, sich in besonderer Weise der Witwen und Waisen anzunehmen, ist jedem bekannt, der nur ein wenig in der Bibel Bescheid weiß; und daß manche bejahrte Witwe in langen Jahren der Einsamkeit erfahren hat, wie Gott sich in Seiner Treue allezeit gleichbleibt, steht ebenfalls als Tatsache fest. Persönlich kenne ich zwei Witwen, Mutter und Tochter, die auch von der wunderbaren Durchhilfe ihres Gottes und Vaters manches zu sagen wissen. Noch vor einiger Zeit erzählte die hochbetagte Mutter mir gelegentlich eines Besuchs zwei schöne Erfahrungen, die noch heute beider Herzen zu Lob und Dank stimmen.

Vor Jahren war sie in großer Verlegenheit. Sie mußte unbedingt ihr Haus in Ordnung bringen und neu streichen lassen. Das kostete, wie scharf sie auch rechnen mochte, dreihundertfünfzig Mark. Da sie das Geld nicht hatte und es auch auf keinem anderen Wege

zu beschaffen wußte, wandte sie sich an die Sparkasse am Ort mit der Bitte um ein entsprechendes Darlehn. Da sie dem Direktor bekannt war, hatte sie erwartet, dieser würde Verständnis für ihre Lage haben und ihr das so dringend benötigte Geld geben. Es kam aber anders. Der Herr hatte so vieles zu fragen und so mancherlei Einwendungen zu machen, daß unsere Witwe sich schließlich mit schwerem Herzen unverrichteter Sache auf den Heimweg begeben mußte. Nachdem ihr Vertrauen auf Menschen so zuschanden geworden war, nahm sie sich vor, fernerhin noch dringender als bisher ihr Anliegen vor ihren großen Gott und Vater zu bringen und Ihn um einen Ausweg aus dieser Notlage zu bitten. Nachdem sie das getan hatte, wurde sie ganz ruhig.

Anderen Tages mußte sie in die Stadt, um notwendige Einkäufe zu besorgen. Wie sie nun so dahin geht, immer noch mit dem Gedanken beschäftigt, wie Gott ihr jetzt wohl helfen werde, wird sie von hinten angerufen:

„Frau Stark, ich hab' was für Sie!“

Überrascht wendet sie sich um und sieht den Briefträger. Er hält eine Postanweisung in Händen, bestimmt für Frau Witwe Stark. Auf ihre Frage, wer ihr denn Geld schicke, erklärt er, es handle sich um eine Nachzahlung aus irgend einer Versicherung ihres verstorbenen Mannes, und zwar in Höhe von dreihundertfünfzig Mark.

Daß unsere Freundin glückstrahlend und ganz überwältigt nach Hause eilte, um ihrem treuen Gott, der so über Bitten und Verstehen geholfen hatte, inbrünstig zu danken, brauche ich wohl kaum zu sagen.

Die zweite Erfahrung liegt nicht weit zurück. Diesmal war unsere Witwe besorgt hinsichtlich ihrer arbeitslosen herangewachsenen Kinder, und wiederum ging ihr ständiges Flehen zum Herrn, Er möge ihr einen Ausweg zeigen. Mancherlei Pläne in bezug auf die Gründung eines Geschäfts im eigenen Hause hatte sie in ihrem Herzen bewegt und sich einen Fingerzeig von oben erbeten. Da fällt ihr eines Tages ein Anzeigenblatt in die Hände, in welchem eine Pension angeboten wird zum Kauf oder auch zum Pachten. Sie veranlaßt ihre Tochter, auf diese Anzeige hin zu schreiben. Dies geschieht, aber lange warten beide vergeblich auf eine Antwort. Endlich stellt sich eines Tages ein Herr ein, dem sie im Verlauf der Unterhaltung von ihren Hoffnungen und Enttäuschungen erzählen und dabei auch den Brief erwähnen, auf den sich niemand gemeldet hätte, obgleich ein Freiumschlag beigelegt war. Da lächelt der Besucher, gibt sich als den Besitzer der Pension zu erkennen und teilt mit, daß er den Brief mit einer großen Anzahl anderer Bewerbungsschreiben erhalten habe und gerade deswegen komme. Die Überraschung der beiden Frauen ist natürlich groß.

Das Ende der jetzt folgenden Verhandlungen war, daß Frau Stark sich entschloß, die Pension pachtweise zu übernehmen. Mit Lust und Liebe ging es dann bald an die Arbeit, und der Herr gab Seinen Segen dazu. Trotz der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse war die Pension schon im ersten Jahre vollbesetzt, und die glücklichen Pächter sind der zuversichtlichen Hoffnung, daß Gott ihnen auf diesem Wege geben wird, was sie bedürfen.

Der fröhliche Berliner

In der Nähe der großen Weltstadt Chicago gibt es viele kleinere Orte, in denen man ruhiger wohnt als in der Miesenstadt mit ihrem hastenden Getriebe. In ein solches ruhiges und dabei hübsches Städtchen führt uns unsere Erzählung.

In einem größeren Anwesen mit Zier- und Gemüsegarten und schönen Bäumen steht ein kleines Haus. Die ganze Anlage zeugt nicht nur von Fleiß und Ordnungsliebe, sondern auch von dem guten Geschmack der Besitzer. Alles macht einen wohlthuenden Eindruck. Es ist noch früh am Morgen, und mancher, der vorübergeht, mag erstaunt aufhorchen, daß um diese Stunde schon Gesang aus dem Hause ertönt. Es sind deutsche Worte, ein bekanntes Loblied zu Gottes Preis und Ehre. Könnte man den Sänger sehen, so würde man sich noch mehr wundern, denn es ist ein älterer Herr mit weißem Haar und Bart. Wie wir später erfahren, ist es seine Gewohnheit, trotz vorgerückten Alters früh aufzustehen und, bevor er ins Geschäft geht, einige Arbeiten in Haus und Garten auszuführen. Seine Gattin bleibt liegen, bis sie durch ein Lied ihres Mannes, dem von Gott eine gute, wohlklingende Stimme gegeben worden ist, geweckt wird. Hinterher frühstücken die Gatten miteinander, lesen einen Abschnitt aus Gottes Wort und beten,

und dann geht jedes an seine Arbeit. Der Tag wird auf dieselbe Weise beschlossen, wie er angefangen worden ist.

Auf welche Weise ich mit dem glücklichen, sangesfrohen alten Herrn, einem gebürtigen Berliner, bekannt geworden bin, tut nichts zur Sache. Mit einem Freunde durfte ich eines Abends einen Besuch in seinem Hause machen. Wir wurden herzlich empfangen von dem würdigen Paar, das gerade dabei war, nach seiner Gewohnheit seinen Bibel-Abschnitt zu lesen. Hinterher unterhielten wir uns über das Gelesene, und da stellte es sich bald heraus, daß ein Geist und ein Glaube uns miteinander verband, daß wir alle Kinder des einen großen Gottes waren. Im Laufe der Unterhaltung kamen wir auch auf das Singen zu sprechen.

„Ich habe von Jugend an viel und gern gesungen“, sagte der alte Herr. „Doch früher waren es nur weltliche Lieder. Aber gottlob! hat es hier in Amerika eine Wendung in meinem wie auch in dem Leben meiner lieben Frau gegeben, und seitdem ist auch im Blick auf das Singen alles neu geworden. An weltlichen Liedern haben wir kein Gefallen mehr. Wir singen jetzt mit Vorliebe Lieder zur Ehre und zum Preise Gottes.“

Natürlich wollten mein Freund und ich jetzt gern wissen, auf welche Weise der Umschwung in dem Leben des Paares stattgefunden hatte. Auf unser Bitten erklärte der alte Herr sich bereit, uns einiges aus seinem Leben zu erzählen.

Meine Eltern wohnten in Berlin, begann er. Sie besaßen eine sehr gutgehende Bäckerei und Konditorei in bester Lage der Stadt und waren recht

vermögend. Es waren achtbare Leute. Da Geld genug vorhanden war, hatten sie nichts dagegen, daß ich meinem Wunsch folgte und die Hochschule besuchte, um Diplom-Ingenieur zu werden. Ich lernte spielend leicht. Mein lebenswürdiger Charakter sowie der Umstand, daß ich stets reichlich mit Geldmitteln versehen war, verschafften mir viele Freunde. Ich selbst tat alles, um mir das Leben freudvoll zu gestalten. So trieb ich den breiten Strom der Welt sorglos dahin. Meine Eltern waren, wie gesagt, liebe und achtbare Leute. Aber Gottes Wort war in unserem Hause ein unbekanntes Buch. Ich kannte die Bibel eigentlich nur vom Hörensagen, denn auch in der Schule wurde man gut ohne sie fertig. Allerdings hatten wir in den ersten Schuljahren Religionsunterricht. Aber mit dem zehnten oder zwölften Lebensjahr hörte der auf. Obgleich ich nun die Bibel nicht kannte, handelte ich doch ganz im Sinne des Wortes des hochgeborenen Predigers: „Was irgend meine Augen begehrt, entzog ich ihnen nicht; ich versagte meinem Herzen keine Freude“ (Kap. 2, 10), beachtete dabei aber natürlich nicht, daß derselbe Prediger an anderer Stelle (Kap. 11, 9) gesagt hat: „Doch wisse, daß um dies alles Gott dich ins Gericht bringen wird“. Gott, Gericht und Ewigkeit waren mir fremde Begriffe. Wie meine Freunde, glaubte ich überhaupt an nichts. Daß es ein Buch, Bibel genannt, gab, wußte ich, aber nicht, daß dieses Buch von so großer Wichtigkeit, daß es Gottes Wort ist. Die Bibel war für mich einfach ein frommes Buch.

Trotz der vielen Vergnügungen und Zerstreuungen, denen ich mich hingab, vernachlässigte ich aber

meine Studien nicht, sondern betrieb sie mit Fleiß und Interesse. Meine Prüfungen bestand ich durchweg mit Gut, und als ich schließlich das Diplom in Händen hielt, sah ich die Zukunft in schönstem Licht vor mir liegen. Abgesehen von dem eigentlichen Studium hatte ich mich viel mit bedeutenden Schriftstellern beschäftigt und mir so eine Menge sogenannter Weltweisheit erworben. Kam die Rede auf Gott und auf Dinge, die das Christentum betrafen, so standen mir so viele Aussprüche und Gedanken ungläubiger Schriftsteller zur Verfügung, daß ich mit ihnen kühn anders gerichteten Meinungen entgegenreten konnte. Niemand vermochte mich in meiner Überzeugung wankend zu machen. Ich war in der Tat ein echter „Berliner Junge“, einer mit großem Mundwerk, der nie um eine Antwort verlegen war, dabei selbstbewußt, eingebildet und voll Eitelkeit und Weltsinn. Mit tiefer Beschämung denke ich heute daran zurück, zugleich aber auch mit innigem Dank für die göttliche Gnade, die mich geführt hat zu der allein wahren, allein das Herz beglückenden Weisheit, die durch den Glauben an Christum Jesum ist.

Bald nach Beendigung meines Studiums suchte ich mir eine ebenbürtige Lebensgefährtin, fröhlich, lebenslustig wie ich selbst, und geistreich. Sie sehen sie noch an meiner Seite. Es ist meine liebe, treue, mir auch heute in allem gleichgesinnte Gattin, wie ich, geborene Berlinerin.

Fortan schien uns beiden das Leben erst recht lebenswert. Wir waren gesund, erfreuten uns allgemeiner Beliebtheit und bildeten einen Mittelpunkt der guten Gesellschaft. Geld stand uns genug zur Verfügung. Was wollten wir mehr? Indessen sollten

auch wir erfahren, daß auf Erden nichts von Bestand ist, und daß, wie Salomo gesagt hat, der Wohlstand nicht ewig währt. Mit dem vielen Geld meiner Eltern hatte ich ein Unternehmen in Rumänien gegründet. Aber nach einiger Zeit brach alles zusammen. Mein Geld war dahin, und mit ihm auch die große Schar der bisherigen Freunde. Ich empfand es außerordentlich bitter, daß,

Als ich kam in Not,
Alle meine Freunde waren tot.

Der Sinnspruch war mir ja bekannt, aber nie hätte ich gedacht, daß ich seine Wahrheit an mir selbst erfahren würde. Doch es war so. Allein, verlassen, enttäuscht, verbittert standen wir da. Was sollte werden? Wir wußten es nicht, konnten ja damals auch nicht ahnen, daß dies der Weg Gottes mit uns war, der uns segnen wollte. Einen gewissen Trost brachte uns der Umstand, daß eine Ingenieur-Familie, die wir kannten, der gleiche Schicksalsschlag getroffen hatte. Die gemeinsamen Erfahrungen brachten uns einander näher, und wir faßten den Entschluß, zusammen nach Amerika auszuwandern, um drüben unser Glück zu versuchen. Unser Ziel war Chicago. Die Reise verlief gut. Wohlbehalten kamen wir in Chicago an, und hier haben wir bis zu dieser Stunde in treuer Freundschaft zusammengehalten. Aber gar bald merkten wir, daß wir im fernen Europa betreffs unserer Neuunternehmungen nichts als Luftschlösser gebaut hatten. Die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Es wurde mir bald klar, daß man in Amerika nicht auf mich gewartet hatte, ja, mich nicht einmal benötigte, und ferner, daß das Geld auch in der „neuen Welt“ nicht einfach auf der Straße

aufzulesen war, sondern sauer verdient werden mußte. Diese bittere Erfahrung hatte allerdings auch ihr Gutes: Wir lernten sparen und mit den vorhandenen Mitteln haushalten. Hätten wir diese Weisheit nur in der alten Heimat gelernt und geübt! Dann wäre, menschlich gesprochen, manches anders gekommen. Aber dazu war es nun endgültig zu spät. Es hieß sich mit den Umständen abfinden. Diese hätten übrigens noch weit drückender sein können. Aber Gottes Güte waltete über uns, wenn wir es auch nicht erkannten. Ich fand eine gutbezahlte Anstellung, die mir und den Meinigen eine auskömmliche Lebensweise gestattete. Natürlich war der Unterschied zwischen früher und jetzt groß. Wir verlangten aber auch nicht nach dem ehemaligen Leben in Saus und Braus zurück und kamen gut ohne Theater und Gesellschaften aus. Die Ursache war zweifellos, daß alle diese und ähnliche Dinge uns wahre, dauernde Freude nicht hatten geben können. Abgesehen von gelegentlichen Besuchen bei der erwähnten Ingenieur-Familie hatten wir keinerlei Verkehr.

Eines Sonntagnachmittags machten wir einen Spaziergang. Da fiel meiner Frau ein an einem Hause angebrachtes großes Schild auf mit der Inschrift:

S o n n t a g s c h u l e. A l l e s f r e i.

Sie blieb stehen.

„Sollten wir unseren Kindern nicht eine religiösere Erziehung geben, als wir sie gehabt haben?“ fragte sie mich mit einem Blick auf das Schild. „Was haben wir für Nutzen davon gehabt, daß wir ohne Gott und ohne christliche Erziehung aufgewachsen sind?! Ich möchte wirklich nicht, daß unsere Kinder ebenso heranwachsen. Laß sie uns doch in eine christ-

liche Sonntagschule schicken! Etwas Böses lernen sie dort bestimmt nicht.“

Diese verständige Bemerkung meiner Frau gefiel mir zunächst garnicht, stand sie doch in kräftigem Widerspruch zu meinen bisherigen Anschauungen. Aber dann war es mir, als erhalte ich einen inneren Stoß, und etwas in mir sagte: Deine Frau hat recht. So gab ich denn aus Liebe zu ihr und den Kindern nach, eigentlich gegen meine Überzeugung, und erlaubte den Besuch der Sonntagschule. Auch hatte ich später nichts dagegen, daß meine Frau die Kinder zur Sonntagschule begleitete und selbst mit dablief bis zum Ende der Stunde. Ich ging sogar regelmäßig mit, freilich nur bis zum Eingang. Hier machte ich kehrt und suchte eine Wirtschafft in der Nähe auf, wo ich blieb, bis die Sonntagschule aus war. Einmal fragte ich den Wirt, was das für Leute seien, die da drüben Sonntagschule und christliche Versammlungen hielten.

„Ach, das sind alles schwärmerische, fromme Betbrüder“, lautete wegwerfend seine Antwort. „Was die da treiben, weiß ich nicht. Zu mir kommt keiner.“

Ich habe den Wirt nicht zum zweitenmal gefragt. Seine Worte zogen einen dicken Trennungsstrich zwischen seinen Kunden und den Besuchern jener Stätte, an der meine Frau und meine Kinder sich wohl fühlten. Das gab mir immerhin zu denken. Auch kam es mir bisweilen vor, als beginne der Weg derer, die mir am teuersten auf Erden waren, eine ganz andere Richtung zu nehmen als der meinige.

Als eines Tages die Kinder wieder aus der Sonntagschule kamen, sagte eins von ihnen zu mir:

„Die Lehrerin hat uns heute gefragt, ob wir nicht ein gereinigtes Herz haben möchten.“

Mir wurde bei dieser Bemerkung sonderbar zumute. Es war, als ob ein Pfeil mir Herz und Gewissen durchbohre. Ein ähnliches Gefühl hatte ich in den vergangenen Jahren schon hie und da empfunden. Das war ja auch kein Wunder, da beide, Herz und Gewissen, verunreinigt und belastet waren. Obwohl tief getroffen, wußte ich doch meine innere Erregung zu verbergen und verfehlte unwillig:

„Da hört doch alles auf! Fragt die Person die unschuldigen Kinder, die kaum einen Schritt ins Leben getan und noch nichts Böses begangen haben, ob sie ein reines Herz haben wollen! Welch ein Unsinn, Kinder mit derart überspannten religiösen Fragen zu beunruhigen und ihnen das bißchen Freude am Leben zu vergällen! Auf diese Weise werden sie noch reif fürs Irrenhaus. Von heut' ab wird mir nicht mehr zur Sonntagschule gegangen! Ich verbiete es.“

Meine Worte wirkten wie eine Bombe, die in ein friedliches Haus einschlägt. Niemand wagte ein Wort zu erwidern, aber alle Fröhlichkeit war dahin. Der Besuch der Sonntagschule hatte auf alle, meine Frau nicht ausgenommen, einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Stets waren sie erfreut und befriedigt nach Hause zurückgekehrt. Jetzt war diese Freude, und zwar auf brutale Art und Weise, zerstört worden. Eine allgemein gedrückte Stimmung war die Folge; jedes ging still seinen Weg. Ich fühlte mein Unrecht wohl, aber Stolz und Hochmut verhinderten mich, es einzugestehen.

Einige Wochen später erschien die Sonntagschullehrerin in unserer Wohnung. Sie wollte sich erkun-

digen, aus welchem Grunde die bisher so eifrigen Besucher mit einennal nicht mehr gekommen waren. Die nun folgende Aussprache währte nicht weniger als fünf Stunden. Die Dame gab sich alle Mühe, mich von dem Nutzen und Segen der Sonntagschule, des Besuchs christlicher Versammlungen sowie eines christlichen Lebens überhaupt zu überzeugen. Aber es gelang ihr nicht. Ich stellte ihr spitzfindige Fragen, auf die sie die Antwort schuldig blieb. Als das Rededuell zu Ende war, kam ich mir als Sieger einer heißen Schlacht vor. Erschöpft saß die Dame in ihrem Sessel. Dann erhob sie sich, reichte mir die Hand, sagte: „Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet“, und verließ unser Haus.

Meine Siegerstimmung war verflogen. Auf dieses Wort hatte ich keine Erwiderung. Es traf mich vernichtend. Jetzt kam ich mir als Besiegter vor. „Ist schon gerichtet, ist schon gerichtet!“ klang es mir in den Ohren. Das Wort verließ mich nicht mehr. Hinzu kam die damalige Bemerkung meines Kindes über das gereinigte Herz. Hatte ich eine solche Reinigung nicht sehr nötig? Es wurde mir immer klarer, daß es in bezug darauf sehr wenig bei mir stimmte. Warum nur meine Frau eigentlich garnicht über diese Dinge reden mochte? Sie tat ihre Arbeit als sorgende Mutter und gute Hausfrau, vermied es aber offenbar sorgfältig, die Angelegenheit zu berühren, die mich jetzt fast ohne Aufhören beschäftigte. Mich aber hielt wieder mein Stolz ab, den Anfang zu machen.

Nun ereignete sich folgendes:

Neujahr nahte. Am Sylvesterabend gingen meine Frau und ich zu unseren Freunden, der mehrfach erwähnten Ingenieur-Familie. Hier gedachten wir

einen sogenannten gemütlichen Abend bei einem guten Glas Grog zu verbringen. Doch wer beschreibt unser Erstaunen, als mein Freund uns nach kurzer Zeit in aller Ruhe mitteilte, ihr Weg werde fortan ein anderer werden! Gott habe sie zur Erkenntnis ihrer Sünden und ihres verlorenen Lebens gebracht. Alles sei Lug und Trug gewesen, was Satan, der Fürst dieser Welt, ihnen auf ihrem Wege an Freuden und Vergnügungen dargeboten habe. Es sei ihr fester Entschluß, fortan mit Gott zu wandeln, der allein einen Menschen glücklich zu machen vermöge. Mit den bisher geübten Sylvesterfeiern sei es ein für allemal vorbei.

Ich stand da, wie vor den Kopf geschlagen. Alles andere hätte ich erwartet, nur das nicht. Ich fand kein Wort der Entgegnung. Der sonst so schlagfertige Berliner versagte vollständig.

Wir sind an jenem Abend nicht lange beieinander geblieben. Still und schweigend machten wir uns auf den Heimweg.

Von dieser Zeit an fühlte ich mich so unglücklich und leer wie wohl noch nie. Bisher hatte ich stets Einwendungen gehabt gegen die Stimme Gottes. Jetzt hatte ich keine mehr. Meine Unruhe nahm zu. „Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet.“ O wie machte dieses Wort mir zu schaffen! Es folgten schwere innere Kämpfe. Die Mächte der Finsternis boten alles auf, um mich in der Nacht des Unglaubens festzuhalten. Wie sollte das enden? Schließlich kam mir der Gedanke: Wenn es nun doch wahr ist, daß ein lebendiger Gott besteht und die Bibel Sein Wort ist, dann bete doch einmal zu Ihm! So betete ich — es war das erstemal in meinem Leben —:

„Wenn Du wirklich Gott bist, und Jesus, der Nazarener, Dein Sohn, so laß es mich wissen! Dann kann es ja unmöglich Dein Wille sein, Deine Geschöpfe im Gericht und in ewiger Verdammnis zu sehen. Offenbare mir, ob Jesus Dein Sohn ist!“

Ich darf sagen, daß dieses Gebet zu dem mir noch unbekanntem Gott aus aufrichtigem Herzen kam. Ihm folgte ein weiteres ernstes Ringen, ein sehnliches Suchen nach Licht und Wahrheit. Auf einmal kam mir ein Spruch ins Gedächtnis, den ich vor vielen Jahren in Berlin im Religionsunterricht gelernt hatte. Er lautete: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als nur durch mich.“ Dieser Spruch übte eine unbeschreibliche Wirkung auf mich aus. Überströmende Freude kehrte mit ihm in mein Herz ein. Finsternis und Zweifel wichen vor der siegenden Kraft dieser herrlichen Worte aus dem Munde des Sünderheilslands. Tiefer Friede erfüllte meine Seele. Ich fühlte, daß ich jetzt endlich den richtigen Weg betreten hatte. „Jesus ist der Weg und die Wahrheit und das Leben!“ Es war mir selbst unfaßbar, wie mit einmal eine solche Wandlung in mir vorgehen konnte. Es mußte der Geist Gottes sein, der mich plötzlich derart erleuchtete. Er selbst lenkte meinen Blick nach Golgatha, und ich verstand, was auf dem Kreuze für mich unreinen, verlorenen Sünder geschehen war. Jesus war auch für mich und meine Sünden gestorben. Jesus war auch für mich auferstanden, und Er lebt, zur Rechten Gottes sitzend, dort auch für mich.

Ich rief meine Frau und meine Kinder ins Zimmer, umarmte alle unter Tränen und teilte ihnen

mit, was mich so unaussprechlich froh und glücklich machte. „Ein Leben ohne Jesus ist nicht wert, gelebt zu werden“, sagte ich unter anderem zu ihnen. „Nie mehr möchte ich es anders haben, nie mehr zurück zu dem alten Leben.“

Meine liebe Frau fand ebenfalls Frieden im Glauben an das große Erlösungswerk. Unsere Kinder erfuhren das gleiche. Fortan herrschte wahre Fröhlichkeit im Hause, und der Weg zu Sonntagsschule und Versammlung war wieder frei. Als die Lehrerin, von uns eingeladen, das nächste Mal zu uns kam, durfte sie mitteilnehmen an unserem Glück, desgleichen die liebe Ingenieur-Familie, die den letzten Anstoß zu der großen Umkehr gegeben hatte.

So hat Gott Großes an uns allen getan und uns in Amerika wirklich reich und glücklich gemacht. Und jetzt werden Sie auch verstehen, weshalb ich diesem Gott der Liebe so gern meine Lieder singe.

Das wertvolle Kopfkissen

Es war im Jahre 1823, als der bekannte Missionar Judson seine Übersetzung des Neuen Testaments in die Birma-Sprache vollendete. Das Manuskript dieser Übersetzung hat seine eigene Geschichte.

Als Dr. Judson bald nach Vollendung seiner Arbeit mit seiner Frau nach Awa, damals Hauptstadt von Birma, reiste, um dort das Evangelium zu verkündigen, brach Krieg zwischen England und dem König von Birma aus, und mit vielen der im Lande wohnenden Fremden, denen man von Stund'



an mit größtem Mißtrauen begegnete, wurde auch der Missionar, obschon er kein Engländer, sondern ein Amerikaner war, gefangen genommen und grau-

sam mißhandelt. Glücklicherweise gelang es den Bemühungen seiner Freunde, ihren geliebten Missionar und einige andere durch ein Lösegeld zu befreien, d. h. sie vor unmittelbarer Todesgefahr und weiterer Mißhandlung zu schützen. Aber die Gefangenen wurden auch jetzt noch, mit Stricken gebunden, im Gefängnishof in Gewahrsam gehalten.

Bei der Gefangennahme ihres Gatten hatte Frau Judson das wertvolle Manuskript, um es vor der Vernichtung zu bewahren, heimlich in der Erde vergraben.

Als sie ihren Mann nun im Gefängnis besuchen durfte, galt seine erste besorgte Frage seiner Übersetzung, die ihn so viel Zeit und Mühe gekostet hatte. Die Antwort, welche er erhielt, löste ein inniges Dankgebet aus. Da aber inzwischen die Regenzeit begonnen hatte, und die Gefahr bestand, daß das Manuskript in seinem Versteck verdarb, sann Frau Judson auf eine andere List. Sie umwickelte das Papierbündel mit etwas Rattun und Stroh und fertigte daraus ein Kopfkissen. Es war so hart, daß sie nicht zu fürchten brauchte, jemand könne Lust verspüren, es dem Gefangenen abzunehmen. Dieses Kissen brachte sie ihrem Gatten.

Etwa sieben Monate später wurden die Gefangenen unerwartet in den Kerker zurückgebracht und von neuem angekettet. Die geringen Bequemlichkeiten, wie Kissen und Matratzen, die ihnen bis dahin gestattet worden waren, wurden ihnen entzogen. Nicht einmal das harte Kopfkissen ließ man dem Missionar. Ein größeres Herzeleid hätten die Männer ihm nicht antun können. Als es während der ersten Nacht schien, als sollten die Gefangenen bald ihr Leben verlieren,

berührte ihn diese ernste Möglichkeit weniger als die Frage, was wohl aus seinem Manuskript werden möchte. Würde es je seinen Zweck erfüllen und gedruckt werden? Während er noch mit diesen Gedanken beschäftigt war, öffnete sich plötzlich die Tür seiner Zelle, und herein flog das Kopfkissen. Der Kerkermeister, der es sich angeeignet, hatte wenig Freude daran gehabt, und in seinem Ärger warf er es dem Gefangenen an den Kopf.

Bald kam ein Tag, an dem die Gefangenen barfuß, fast aller Kleidung beraubt und zu zwei und zwei aneinander gebunden, einen meilenweiten Weg über Steine und glühenden Sand machen mußten. Sie sollten in ein anderes Gefängnis gebracht werden. Die Birmanen hatten ihnen vorher alles geraubt, was sie irgend noch besessen hatten. Auch das harte Kopfkissen hatte einer als Beute mitgenommen, es jedoch bald wieder weggeworfen.

Gott aber wachte über Sein Wort. Ein Eingeborener, der durch Judson zum Heiland geführt worden war, hob das geringgeachtete Kissen auf, um es als Andenken an seinen geliebten Lehrer aufzubewahren. Er ahnte nicht, daß er damit zum Hüter eines großen Schatzes wurde.

Als endlich nach langen, bangen Monaten der Friede geschlossen wurde, und Dr. Judson frei und ungehindert seine Arbeit wieder aufnehmen durfte, stellte es sich heraus, daß das Manuskript unbeschädigt erhalten geblieben war. Es wurde gedruckt, und noch heute wird diese Übersetzung des Neuen Testaments in Birma gebraucht.

Glaube und Unglaube

Ich habe einmal mit einem sehr reichen Manne über die Glaubensfrage verhandelt. Im Nebenzimmer lag seine sterbende Gattin. Drei berühmte Professoren hatten soeben ihr Urteil gefällt: Hoffnungslos! Der Tod stand am Krankenbett! Da rief der erschütterte Mann:

„Ach, wenn ich glauben könnte, dann wäre ja alles zu ertragen. Beweisen Sie mir die Wahrheit Ihres Glaubens. Ich fühle es, ich bin ohne Glauben der unglücklichste Mensch!“

Ich habe mit ihm gesprochen, gerungen, gebetet. Als wir am Totenbett seines geliebten Weibes standen, sagte er verzweifelt:

„Wie sind die Christen glücklich! Für uns andere ist das Leben Dunkel und Verzweiflung!“

Im Kriege trat ich in das Haus eines hohen Offiziers. Der Mann sowie ein Sohn waren bereits gefallen. Jetzt kam die Nachricht, auch ein zweiter Sohn sei gefallen, und ein dritter liege schwer verwundet im Lazarett. Drei Männer tot, einer in Todesgefahr! Das hätte wohl das Herz der Frau und Mutter brechen können. Und was sagte sie, als wir über das Leid des Hauses sprachen?

„Ich halte mich an den 62. Psalm, im zweiten Vers: Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.“

Sie ist nicht zusammengebrochen. Sie fand Kraft und Frieden in ihrem Glauben!

Der französische Dichter François Coppée hat in seiner Lebensbeschreibung folgendes Bekenntnis abgelegt:

„Es gab eine Zeit, wo ich über „Wunder“ und „Glauben“ verächtlich die Achseln zuckte. Jetzt aber sage ich: Gibt es ein allmächtiges Wesen, so muß es unendlich über alles erhaben sein, was es selbst seinen Werken eingehaucht hat. Darum kann für dasselbe kein Wunder unmöglich sein. Es kam eine Zeit, die für mich die letzte zu sein schien. Ich sah mein Grab. Da ergriff mich der Gedanke der Unsterblichkeit mit übermächtiger Gewalt. Da fing ich an, die Evangelien zu lesen, anders als je zuvor. Ich las sie mit aufrichtigem Herzen, und auf jeder Seite sah ich den Glanz der Wahrheit. Nun konnte mir nichts mehr den Glauben an die Wunder nehmen. Ja, Jesus gab den Blinden das Gesicht und den Toten das Leben. Der Glaube an Ihn ist die einzige Hoffnung, auf die ich baue!“

Die Königin Luise von Preußen hat in größter Not einmal das Wort gesprochen:

„Nur im Glauben finde ich einen festen Haltepunkt. Nichts Irdisches kann die Leerheit des Herzens ausfüllen. Ich habe Christum unaussprechlich lieb. Seine unendliche, sich aufopfernde Liebe hat eine wunderbare, gewinnende Kraft.“

Was folgt aus allem? Der Unglaube führt zur Verzweiflung; der Glaube macht glücklich. Der Unglaube steht vor einer Welt der Finsternis und des Dunkels; der Glaube führt zum Licht und zur Kraft. Der Unglaube lähmt; der Glaube stählt und beflügelt. Der Unglaube sieht nichts als Rätsel und Wirrnis, der Glaube nichts als Klarheit und Freude. Der Unglaube führt in den Tod, der Glaube führt in das Leben. Darum — glücklich, wer da glaubt! Kl.

Traum und Wirklichkeit

„Im Traume, im Nachtgesicht, wenn tiefer Schlaf die Menschen befällt, im Schlummer auf dem Lager: dann öffnet Er das Ohr der Menschen und besiegelt die Uterweisung, die Er ihnen gibt, um den Menschen von seinem Tun abzuwenden, und auf daß Er Uermut vor dem Maane verberge; daß Er seine Seele zurückhalte von der Gube, und sein Leben vom Nennen ins Geschloß.“ (Hiob 33, 15 – 18.)

Die völlige Wahrheit obigen Schriftworts hat der Herr mir durch eine Begebenheit in meinem Leben in so ernster, wenn auch überaus kostbarer Weise gezeigt, indem ich zugleich die Größe Seiner errettenden Gnade neu erfahren durfte, daß ich mich gedrängt fühle, diese Zeilen zu Seiner Ehre niederzuschreiben. Vielleicht sind sie auch der einen und anderen Seele nützlich.

Ich besitze eine Bäckerei. Regelmäßig pflege ich Brot mit einem Kraftwagen zum Verkauf in eine Stadt in der Nähe zu bringen. Als einmal der Wagen wegen einer größeren Ausbesserung, die ungefähr vierzehn Tage in Anspruch nahm, nicht benutzt werden konnte, ließ ich mir für die Zeit ein Pferd gespann von einem befreundeten Gutsbesitzer. Es war an einem Sonnabend, als ich mir die Pferde ließ. In der Nacht vorher hatte ich einen merkwürdigen Traum.

Ich war mit dem Wagen unterwegs. Meinen zwölfjährigen Sohn hatte ich mitgenommen, damit er, während ich das Brot wegbrachte, bei den Pferden bliebe. Wir hielten in der Nähe einer Eisenbahnunterführung, von wo aus ich meine Gänge machte,

während Adolf die Pferde, die etwas scheu waren, am Zügel hielt. Ich mochte mich etwa fünfzig Schritt von dem Wagen entfernt haben, als auf dem Bahndamm ein Personenzug heranbrauste. Die empfindlichen Tiere scheuten und — überrannten mein Kind. Es war ein schrecklicher Anblick. Ich erwachte, und siehe, es war ein Traum.

Träume sind Schäume! So lautet das Sprichwort, und so dachte ich damals auch. Ich legte deshalb dem, was ich geträumt hatte, keinerlei Bedeutung bei, erzählte auch niemand etwas davon, nicht einmal meiner Frau, sondern sagte am nächsten Morgen meinem Jungen, er müsse mit zum Brotausfahren. Zu meiner Verwunderung sträubte er sich dagegen, und als ich auf meinem Willen bestand, ging er unter Weinen zum Lehrer, um sich für den Tag beurlauben zu lassen.

An diesem gleichen Tage, des Nachmittags ein Viertel vor vier, ging mein Traum in Erfüllung. Da stand Adolf in der Nähe einer Eisenbahnunterführung vor den Pferden und hielt die Zügel. Ich selbst befand mich gerade in einem Hause. Ein Zug kommt herangebraust. Die Pferde scheuen, und mein armer Junge wird überrannt, gerade wie ich es im Traum gesehen hatte. Nichts Böses ahnend, trete ich aus dem Hause. Da kommt eine ältere Frau mir entgegen und ruft:

„Die Pferde sind durchgegangen, und den Jungen haben sie totgefahren!“

Lieber Leser! Kannst du dir vorstellen, was eine solche Mitteilung für einen Vater ist, der eben noch sein geliebtes Kind gesund verlassen hat?! Adolf tot? Und ach, er war noch nicht errettet!

„O Herr!“ entrang es sich meinem Herzen, „er ist noch nicht Dein Eigentum!“

Als ich an die Stelle kam, fand ich meinen Jungen neben dem Straßengraben liegen. Er hob den Kopf. Gott sei Dank! Er lebte also und war bei Bewußtsein. Wohl waren Jacke und Hose in Fetzen gerissen. Auch hatte er am Knie eine erhebliche Wunde und an mehreren Stellen Hautabschürfungen. Aber kein Glied war gebrochen, und innerlich schien auch nichts verletzt zu sein. Wunderbar hatte Gott über ihn gewacht. Die Pferde waren bald wieder eingefangen. Auch sie hatten keinen Schaden genommen, sodaß wir in jeder Hinsicht Ursache hatten, Gott für Seine freundliche Bewahrung von Herzen zu danken.

Meine Frau und ich haben dann die Gelegenheit benutzt, um unser Kind nochmals in allem Ernst darauf aufmerksam zu machen, wie wir mitten im Leben vom Tod umfungen sind, und wie wichtig es aus diesem Grunde ist, heute, am Tage des Heils, sich mit Gott versöhnen zu lassen. Aber Adolf wollte nicht hören.

Etwa dreiviertel Jahr mochte vergangen sein nach dem oben Erzählten. Da hatte ich wieder einen Traum.

Meine Frau, Adolf und ich saßen am Kaffeetisch. Nach dem Kaffee wollte ich in der Backstube nebenan mit der Knetmaschine einen Semmelteig machen. Plötzlich stand Adolf auf und ging hinaus. Gleich darauf hörten wir nebenan die Knetmaschine gehen. Ich erhob mich, zog den Vorhang von der Glastür, welche in die Backstube führte, und sah, wie

Adolf gerade von der Maschine weglief. Ich öffnete darauf die Tür. Da steht Adolf und schreit: „Papa, Papa, meine Hand!“

„Was ist denn mit deiner Hand?“

Da hebt er den rechten Arm. Die Hand fehlt. Nur der blutige Stumpf ist noch da. Dann läuft er zur Maschine und hebt etwas auf. Es ist seine Hand, die dicht am Handgelenk abgetrennt war.

Ich erwachte, in Schweiß gebadet. Es war vier Uhr morgens. Erst mußte ich mich besinnen, ob ich geträumt hatte, oder ob das, was ich erlebt, Wirklichkeit war. Wie froh war ich, als ich erkannte, daß alles nur ein Traum war. Aber im Bett konnte ich es zunächst nicht mehr aushalten. Die Erinnerung an das Geträumte war zu schrecklich. Ich stand auf, kniete nieder und rief aus der Tiefe meines Herzens:

„O Herr, laß den Traum nicht wieder Wirklichkeit werden!“

Da war es mir, als höre ich die Worte: „Es ist dir nütze, daß eines deiner Glieder umkomme und nicht dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde“, und damit wurde es mir klar, daß Gott mir diesen zweiten Traum sandte, um mich zu veranlassen, nochmals mit allem Ernst meinem armen Kinde den Schrecken einer Ewigkeit vorzustellen, die fern von Gott zugebracht wird. Wer weiß, ob Gott nicht vielleicht noch ernster als das erste Mal mit Adolf würde reden müssen? Während ich noch überlegte, wann ich wohl mit dem Jungen sprechen sollte, trat die am Kopf dieser Zeilen angeführte Stelle aus Hiob 33, 15—18 so lebendig vor meine Seele, daß ich beschloß, es noch am gleichen Morgen zu tun, ehe Adolf in die Schule ging.

So begab ich mich gegen sieben Uhr in sein Schlafzimmer. Adolf war bereits angezogen und lächelte mir entgegen.

„Mein Junge“, sagte ich, „Gott selbst sendet mich heute morgen zu so früher Stunde mit einer ernststen Botschaft zu dir.“

Er schlug seine Augen nieder. Das Lächeln schwand. Ich setzte mich neben ihn auf den Bettrand und erzählte ihm den Traum. Da liefen ihm die hellen Tränen über die Backen, und auch mir wurden die Augen feucht.

„Adolf“, fuhr ich fort, „der Herr Jesus ruft dich. Warum willst du nicht zu Ihm gehen mit deinen Sünden? Denke an den Traum! Gott redet dadurch zu uns! Willst du dich der Gefahr aussetzen, daß Gott wahr macht, was Er mir im Traum gezeigt hat? Willst du warten, bis du deine Hand verloren hast?“

„Nein, nein, gewiß nicht.“

„Wann willst du denn kommen?“

„Jetzt. Jetzt will ich kommen.“

Nachdem wir zusammen gebetet hatten, fragte ich ihn, ob er überzeugt sei, daß er wegen seiner Sünden das Gericht verdient habe und errettet werden müsse. Er bejahte beide Fragen. Darauf forderte ich ihn noch einmal allen Ernstes auf, die Sache sofort vor dem Herrn in Ordnung zu bringen. Dann ließ ich ihn allein, ging in mein Zimmer und bat hier den Herrn auf den Knien, daß Er sich über mein Kind erbarmen und ihm die Vergebung seiner Sünden schenken möge. Und sollte Er, „der das Ohr gepflanzt hat, nicht hören“? Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Es währte nur kurze Zeit, da kam Adolf zu mir. Sein Gesicht trug einen ganz an-

deren Ausdruck als vorher. Fragend schaute ich ihn an. Da blickte er mir offen ins Auge und sagte einfach:

„Ich habe Frieden gefunden. Der Herr Jesus hat auch für mich Sein Blut vergossen.“

Das war eine Stunde der Freude. Adolf freute sich, wir Eltern freuten uns, und auch bei den Engeln im Himmel war Freude über einen Sünder, der Buße getan hatte. Dann haben wir drei miteinander dem Herrn gedankt, diesmal nicht für eine zeitliche, sondern, was viel wichtiger ist, für eine ewige Errettung.

Straßenpredigt

Das Predigen im Freien ist heute in unserem Lande nicht mehr etwas so Fremdartiges wie noch vor nicht vielen Jahren. In manchen Städten geschieht es regelmäßig, und die Leute haben sich im allgemeinen an den ungewohnten Anblick gewöhnt. Mancher aber denkt vielleicht, daß es wohl eine wenig fruchtbare Arbeit sei. Die folgende kurze Erzählung ist ein Beweis davon, welche gesegnete Früchte das Straßenpredigen haben kann.

Fräulein Hausmann, eine einzige Tochter von sechsundzwanzig Jahren, war durch eine unheilbare Krankheit schon geraume Zeit an ihr Zimmer gefesselt. Der kleinste Spaziergang war ihr untersagt, sodaß sie von der Außenwelt fast ganz abgeschlossen war. Den Weg des Heils kannte sie nicht. Ihre Familie war völlig unwissend darüber, und die Bibel wurde nicht im Hause gelesen.

In ihre Einsamkeit, in der sie kein einziges Evangeliumswort erreichte, sollte aber dennoch ein Strahl göttlichen Lichts dringen. Eines Tages geschah etwas Besonderes in der Gegend, in der Familie Hausmann wohnte. Einige Herren stellten sich an einer Straßenecke auf und sangen ein Lied. Als es zu Ende war, folgte ein zweites, bis sich eine Anzahl Menschen, durch die Lieder angezogen, um sie geschart hatten. Darauf trat einer der Sängere auf eine kleine Erhöhung und verkündigte den Umherstehenden die gute Botschaft von Jesu, dem Sünderheiland, und legte ihnen den Weg zum ewigen Leben aus. Längst nicht alles drang an das Ohr der Kranken, die in ihrem Zimmer zu Bett lag. Was sie aber, dank der kräftigen Stimme des Redners, durch das offene Fenster auffing, ging geradestwegs in ihr Herz hinein.

Das teure Wort Gottes, das sie nie in dieser Weise hatte auslegen hören, machte tiefen Eindruck auf die Kranke. Sie sehnte sich danach, mehr zu hören, und hoffte, daß die unbekanntenen Prediger wiederkommen würden. Ihr Wunsch wurde erfüllt. Noch mehrere Male vernahm sie Worte der guten Botschaft. Dann blieben die Herren weg. Der ausgestreute Same aber sollte sich im Herzen der von keinem Menschenauge gesehenen Zuhörerinnen zur schönsten Blüte und Frucht entwickeln.

Das Leiden der Kranken verschlimmerte sich mit jedem Tage. Eines Tages sagte sie zu ihrer Mutter, die sie mit treuer Liebe pflegte:

„Mutter, willst du nicht Frau Kornelius einmal bitten, zu mir zu kommen? Ich hörte kürzlich, die Dame besuche viel die Kranken, lese ihnen etwas vor und bete mit ihnen.“

„Aber, Kind“, erwiderte die Mutter, „wir können die Dame doch nicht so ohne weiteres rufen lassen. Sie kennt uns ja kaum.“

Bittend schaute die Tochter zur Mutter auf.

„Ich wünschte aber doch so sehr, daß sie einmal käme, und ich glaube auch sicher, Mutter, daß sie meine Bitte erfüllen wird.“

Die Kranke wurde in ihrer Erwartung nicht getäuscht. Wenige Stunden später saß Frau Kornelius bereits an ihrem Bett. Die erfahrene Christin erkannte bald, daß sie eine nach Heil dürstende Seele vor sich hatte. Gott hatte ein Werk in ihr begonnen, und das in das Herz gefallene Samenkorn keimte bereits. Im stillen betete sie, Gott möge ihr das rechte Wort schenken, ihr helfen, in der rechten Weise mit der Kranken zu reden, um nichts von dem, was Er bereits durch andere — sie wußte noch nicht, durch wen — in ihr gewirkt hatte, wieder zu verderben. Sie sah wohl, daß Fräulein Hausmann nicht mehr lange leben werde.

„Glauben Sie“, fragte sie dann, „daß der Herr Jesus Ihr Heiland ist? Kennen Sie Ihn?“

„Ich fürchte, ich kenne Ihn nicht so gut, wie Sie Ihn kennen“, war die Antwort.

„Wie meinen Sie das?“

„Ich habe noch so wenig von Ihm gehört, möchte Ihn aber so gern besser kennen lernen.“

„So lassen Sie mich Ihnen denn von Ihm erzählen. — Die Liebe zu den verlorenen Menschenkindern ist es, die den Sohn Gottes veranlaßte, Mensch zu werden für Sünder. Um ihretwillen stieg Er vom Himmel herab auf die Erde. Aber das allein genügte nicht, um Sünder erretten zu können. Der

Herr Jesus mußte viel mehr für sie tun. Sein teures Blut mußte auf Golgatha fließen, als Lösegeld für viele.“

„Ist es denn auch für mich geflossen? Hat Er auch für mich Sein teures Leben gegeben?“ fragte die Kranke.

„Er gab es für unglückliche, verlorene Menschenkinder, die wissen, daß sie wegen ihrer Sündenschuld vor Gott nicht bestehen können. Wünschen Sie, Vergebung Ihrer Sünden zu empfangen, mit Gott versöhnt und für den Himmel passend gemacht zu werden?“

„O wie gern!“

„Nun, dann kann ich Ihnen mit aller Bestimmtheit sagen, daß der Herr Jesus auch für Sie gestorben ist. Er gab Sein Leben, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“

Woll Verlangen nach Heil und Rettung hatte Fräulein Hausmann ihre freundliche Besucherin rufen lassen. Die schlichten Worte, die sie jetzt vernahm, machten ihr alles klar und benahmen ihr jeden Zweifel. In einfältigem Glauben stützte sie sich auf Gottes Wort, und ein tiefes Glück erfüllte von diesem Augenblick an ihr Herz und blieb ihr Teil bis zu ihrem letzten Atemzuge.

Das war die Folge der Straßenpredigt, und einmal werden auch die Straßenprediger selbst diese schöne Frucht ihrer Arbeit sehen!

Kann man nur einmal sterben?

Wir machten, so erzählte mir ein Freund, eine Fahrt mit einer Bergbahn. Plötzlich gab es ein selteneres Geräusch, und mit einem Ruck hielt der Wagen. Eine Dame rief erschrocken:

„Was mag das sein? Ist Gefahr?“

„Beruhigen Sie sich“, versetzte lachend ein junger Mann, der ihr gegenüber saß, „Sie können nur einmal sterben.“

„Verzeihung, mein Herr, das stimmt nicht ganz“, rief ich dazwischen, und als der junge Mann mich verdutzt ansah, fuhr ich fort:

„Wie können Sie sagen, daß man nur einmal sterben kann? Ich weiß aus sicherster Quelle, daß es einen zweiten Tod gibt.“

Damit schlug ich meine Bibel auf und las Offbg. 20, 14, wo es am Schluß heißt: „Dies ist der zweite Tod, der Feuersee“.

„Hoffentlich wird niemand von uns, die wir hier beisammen sitzen, diesen zweiten Tod zu schmecken bekommen“, fügte ich hinzu. „Es gibt nämlich durch Gottes Gnade ein Mittel, diesem wahrhaft fürchterlichen Schicksal zu entgehen. Hören Sie, was unser Herr und Heiland hierüber selbst gesagt hat:

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen“. (Joh. 5, 24.) Der Herr Jesus selbst verheißt also allen, die an Ihn und Sein Erlösungswerk glauben würden, ewiges Leben. Über alle diese hat der zweite Tod „keine Gewalt“. Aber für die übrigen bleibt's

nicht bei dem einen Tode. Wer stirbt, ohne die Vergebung seiner Sünden durch den Glauben an Jesum erlangt zu haben, verfällt sicher und gewiß dem zweiten Tode, dem ewigen Gericht.“

Der junge Mann schien nicht unempfindlich zu sein für diese ihm offenbar gänzlich neue Wahrheit. Zuerst zwar versuchte er zu lächeln. Dann aber ging ein ernster Zug über sein Gesicht, und leise sagte er:

„Sie mögen vielleicht recht haben.“ — —

Darf ich fragen, wie du zu dieser Wahrheit stehst, mein Leser? Man hört manchmal sagen: „Tot ist tot! Mit dem Tode ist alles aus.“ Das ist ein verhängnisvoller Irrtum. „Für Gott leben alle“ (Luk. 20, 38), nicht nur die, welche im Glauben an Jesum Christum entschlafen und zu ihrem Herrn gegangen sind in die ewige Ruhe. Auch für die übrigen der Toten, Große und Kleine, kommt der Augenblick, wo sie vor dem großen weißen Thron erscheinen müssen, um da gerichtet zu werden nach ihren Werken. (Offbg. 20, 11—13.) Gerichtet nach ihren Werken! Was für Werke aber können arme Sünder dem heiligen Gott bringen? Nichts, was vor Ihm Wert hat. Deshalb werden alle diejenigen, welche die Gnade, die in Christo Jesu ist, verworfen haben, aus Seinem Munde ein Urteil vernehmen, das sie für ewig aus Gottes Gegenwart verbannt. Sieh, das ist der zweite Tod! Von denen aber, die sich Jesu übergeben haben, Ihm, der kam, um zu suchen und zu erretten, was verloren ist, steht geschrieben: „Glücklich und heilig, wer teil hat an der ersten Auferstehung! Über diese hat der zweite Tod keine Gewalt.“

Kain und Abel*)

Man spricht gewöhnlich von der Geschichte Kains und Abels. Das ist eigentlich nicht ganz richtig. Die Schrift teilt uns die Geschichte Kains mit. Über Abel redet sie nur mit einigen Worten.

Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen, und durch die Sünde der Tod, und also ist der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, weil sie alle gesündigt haben. Diese ernste Wahrheit galt schon für Adam und Eva, ebenso wie das Wort, das Gott zur Schlange gesprochen hatte: „Ich werde Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen: er wird dir den Kopf zermalmen“. Die letzte Bemerkung enthielt die Verheißung Gottes von der Sendung eines Erlösers, der zur Rettung der Verlorenen kommen sollte. Wir wissen heute, daß Er gekommen ist: Jesus, der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, gezeugt von dem Heiligen Geiste, geboren von Maria. „Als aber die Fülle der Zeit gekommen war, sandte Gott Seinen Sohn, geboren

*) Aus dem Holländischen, von unserem, manchem Leser der „Samenkörner“ persönlich bekannten, im Januar heimgegangenem Bruder W. Verschoor, der diese Zeilen kurz vor seiner Erkrankung schrieb. So redet dieser Evangelist noch zu uns, nachdem er gestorben ist.

von einem Weibe.“ (Gal. 4, 4.) „Weil nun die Kinder Blutes und Fleisches teilhaftig sind, hat auch Er in gleicher Weise an denselben teilgenommen, auf daß Er durch den Tod den zunichte machte, der die Macht des Todes hat, das ist den Teufel, und alle die befreite, welche durch Todesfurcht das ganze Leben hindurch der Knechtschaft unterworfen waren.“ (Hebr. 2, 14. 15.)

Adam und Eva haben Gott und Seinem Wort geglaubt und den verheißenen Erlöser erwartet. Das dürfen wir wohl aus den Worten nehmen: „Und der Mensch gab seinem Weibe den Namen Eva (Leben), denn sie war die Mutter aller Lebendigen“. (1. Mose 3, 20.)

„Und Jehova Gott machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fell und bekleidete sie.“ Von Gottes eigener Hand verfertigt, wurden die Röcke Adam und seinem Weibe auch von Gott selbst angezogen. Man sieht hier in einem Bilde den tiefgefallenen Menschen auf Grund und infolge des Erlösungswerkes Christi von Gott für Seine Gegenwart passend gemacht. Die selbstgemachten Schürzen aus Feigenblättern vermochten nicht die Blöße des gefallenem Geschöpfes vor den Augen des heiligen Gottes zu decken. Blut mußte fließen, denn ohne Blutvergießung gibt es keine Vergebung. Nur auf solchem Wege konnte der Mensch vor Gott bekleidet werden. Dies erinnert uns an das Prophetenwort: „Hoch erfreue ich mich in Jehova; meine Seele soll frohlocken in meinem Gott! Denn Er hat mich bekleidet mit Kleidern des Heils, den Mantel der Gerechtigkeit mir umgetan.“ (Jes. 61, 10.)

Es ist wohl außer allem Zweifel, daß Adam

und Eva ihre Söhne über die Worte und das Tun Gottes unterrichtet haben. Wir sehen in Kain und Abel zwei Klassen von Menschen, wie Gott sie uns häufig in Seinem Worte vorstellt. So lesen wir in Matth. 7, 24—27 von zwei Männern, von denen einer als flug und einer als töricht bezeichnet wird; in Luk. 15, 11—32 von zwei Söhnen, von denen der eine in tiefer Reue von seinem Sündenwege zum Vater zurückkehrt, während der andere in seinem vermeintlich treuen Dienen und Gehorchen völliges Genüge findet. In Luk. 18, 9—14 wird uns von zwei Menschen berichtet, die „in den Tempel hinaufgingen, um zu beten, der eine ein Pharisäer und der andere ein Zöllner“. Von den beiden gehenkten Übeltätern (Luk. 23, 39—41) lästert der eine, der andere aber straft seinen Gefährten. In Röm. 4, 4. 5 sagt der Apostel: „Dem, der *w i r k t*, wird der Lohn nicht nach Gnade zugerechnet, sondern nach Schuldigkeit. Dem aber, der *n i c h t w i r k t*, sondern an *D e n* glaubt, der den Gottlosen rechtfertigt, wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet.“

An sich ist der Mensch durch die Sünde rettungslos verloren. Die Sünde trennt ihn von Gott, macht ihn für Gottes heilige Gegenwart untauglich. Doch sucht sich der Mensch auf dem Wege der Eigengerechtigkeit und Werkheiligkeit Gottes Gunst zu erwerben und sich selbst zu erretten. Aber alle diese Anstrengungen sind vergeblich. Schon zwei der Propheten des Alten Bundes haben bezeugt: „Wenn du dich mit Natron wüschest und viel Laugensalz nähmest: schmutzig bleibt deine Ungerechtigkeit vor mir, spricht der Herr Jehova“, (Jer. 2, 22,) und: „Wir alle-
samt sind dem Unreinen gleich geworden, und alle

unsere Gerechtigkeiten gleich einem unflätigen Kleide; und wir verwelkten allesamt wie ein Blatt, und unsere Missetaten rafften uns dahin wie der Wind.“ (Jes. 64, 6.) Der große Apostel des Neuen Bundes drückt sich folgendermaßen aus: „Dem, der wirkt, wird der Lohn nicht nach Gnade zugerechnet, sondern nach Schuldigkeit“, und: „Aus Gesetzeswerken wird kein Fleisch vor Ihm gerechtfertigt werden; denn durch Gesetz kommt Erkenntnis der Sünde“. (Röm. 3, 20.)

Kain ist das Urbild jener Klasse der natürlichen Menschen, die durch eigenes Wirken Gottes Wohlgefallen zu erlangen suchen.

Er begann damit, Gott ein unblutiges Opfer, eine Frucht seines Ackers anzubieten. Er ergrimnte, weil Gott ihn und sein Opfer nicht ansah. Schließlich, um das Zeugnis Gottes zum Erlöschen zu bringen, erschlug Kain seinen Bruder. Dadurch daß er sagte: „Meine Missetat ist zu groß, um vergeben zu werden“, bewies er, daß er Gottes Gnade nicht kannte. Darauf beschuldigte er Gott, als wäre Er die Ursache seines Elends und alles dessen, was noch kommen konnte und würde. So wandte er dem Angesicht des Herrn den Rücken und ging hin und wohnte im Lande Nod, dem Lande der Verbannung. Er baute eine Stadt. Der Grundsatz des Städtebauens ist, sich durch Vereinigung von Kräften gegen Gott stark zu machen, mit anderen Worten, Gott auszuschalten. Und um schließlich seinen Namen zu verewigen, nannte er die Stadt nach dem Namen seines Sohnes Hanoah. Aber ein solches Verewigen des Namens des Menschen ist nicht möglich. „Der Name der Gesetzlosen verwest.“ (Spr. 10, 7.)

Die Nachkommenschaft Kains ist noch nicht ausgestorben. „Wehe ihnen! denn sie sind den Weg Kains gegangen“, ruft Judas, „und haben sich für Lohn dem Irrtum Balaams überliefert, und in dem Widerspruch Korahs sind sie umgekommen.“ (Jud. 11.) „Wenn aber auch unser Evangelium verdeckt ist, so ist es in denen verdeckt, die verloren gehen, in welchen der Gott dieser Welt den Sinn der Ungläubigen verblendet hat, damit ihnen nicht ausstrahle der Lichtglanz des Evangeliums der Herrlichkeit des Christus.“ (2. Kor. 4, 3. 4.)

Hieraus erhellt, daß der Mensch nicht das geringste zu tun vermag, auf Grund dessen Gott ihm gerechterweise auch nur einen Segen schenken könnte, geschweige denn Vergebung der Sünden und ewiges Leben! Auch das Leben des Herrn Jesus auf Erden konnte den Menschen nicht vom ewigen Tode erretten. Wäre das möglich gewesen, so hätte Gott Seines eigenen Sohnes gewißlich geschont. Gott ist wohl durch das Leben Jesu Christi verherrlicht worden, aber diese Tatsache bringt dem Menschen keine Sündenvergebung, rettet ihn nicht vom Verderben, schenkt ihm kein ewiges Leben. **O h n e B l u t v e r g i e ß u n g g i b t e s k e i n e V e r g e b u n g.** „Einer ist Mittler zwischen Gott und Menschen, der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gab zum Lösegeld für alle.“ „Und es ist in keinem anderen das Heil, denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen.“ Der Mensch ist vor einem heiligen Gott des Todes schuldig. Wie wird er dem ewigen Tode entrinnen? Nur durch den Glauben an den Herrn Jesus, der für uns am Kreuze gestorben ist.

Es läßt sich also wohl verstehen, weshalb Gott Abels Geschichte nicht näher mitgeteilt hat. Es ging Ihm nur darum, uns mitzuteilen, wer Abel war, was er als Sünder vor Gott tat, und wie er vor Gott gerechtfertigt wurde durch G l a u b e n. Das war seine ganze Geschichte.

„Und Abel, auch er brachte von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Und Jehova blickte auf Abel und auf seine Opfergabe. Durch G l a u b e n brachte Abel Gott ein vorzüglicheres Opfer dar als Kain, durch welches er Zeugnis erlangte, daß er gerecht war, indem Gott Zeugnis gab zu seinen Gaben; und durch diesen, obgleich er gestorben ist, redet er noch.“

Hauptmann Wiedeburgs Meerfahrt

Hauptmann Wiedeburg, der mit seinem Regiment „von Rheden“ im Dienst des Kurfürsten von Hannover stand, war ein wahrhaft gottesfürchtiger Mann. Als Kind gläubiger Eltern und unter christlichem Einfluß aufgewachsen, war er gewohnt, sein Vertrauen in allen Lagen auf Gott zu setzen. Sein lebendiger Glaube und seine tiefe Frömmigkeit übten den gesegnetsten Einfluß aus. Im ganzen Regiment zeichnete sich die Kompanie Wiedeburg durch ihr gutes Betragen aus, und das wollte viel heißen, da in jenen Zeiten die Heere aus Söldnern bestanden, die das rauhe Kriegshandwerk mit seinen vielen bösen Auswüchsen aus Liebhaberei erwählt hatten. Die Soldaten sahen zu ihrem Hauptmann wie zu einem Vater auf. Sie wußten, daß ihm seine An-

rede: „Meine Kinder!“, die er ihnen gegenüber gewöhnlich anwendete, von Herzen kam. Mehr aus Liebe, als durch die Strenge der militärischen Zucht veranlaßt — Wiedeburg erlaubte nie, von dem damals üblichen Zuchtmittel, der Fuchtel, Gebrauch zu machen — leisteten sie ihrem gütigen Vorgesetzten pünktlichen Gehorsam.

Wiedeburg war auch ein Mann des Gebets. Die demselben innewohnende Kraft hatte er mannigfach erfahren.

Wohl den stärksten Beweis davon, was das Gebet vermag, empfing er im Jahre 1755, als zwei Kompanien des Regiments „von Rheden“ unter seiner Führung nach Gibraltar kommandiert wurden. *)

Die Reise an Bord des englischen Transportschiffes ging anfangs gut vonstatten. Als man sich aber der Westküste Frankreichs näherte, erhob sich ein so heftiger Sturm, daß große Furcht die an die Gefahren einer Seereise nicht gewöhnten Soldaten beschlich, von denen viele das offene Meer zum erstenmal sahen. Ihre Furcht war nur zu begründet. Das Schiff war nämlich alles andere als seefest. Es war alt und vom langen Liegen in den Docks morsch geworden.

Schon bald entstand ein großes Leck, durch welches das Wasser mit großer Schnelligkeit ins Schiff drang. Die Verwirrung an Bord war grenzenlos. Der englische Kapitän, anstatt auf seinem Posten auszuharren, dachte nur an seine eigene Rettung und diejenige seiner Leute. Er befahl die Boote herabzu-

*) Hannover stand von 1714, als ein hannoverscher Kurfürst den englischen Thron bestieg, bis 1837 mit England in Verbindung.

lassen, sprang mit seinen Offizieren und Matrosen hinein und überließ die Deutschen, unter dem Vorwand, ein in der Ferne erspähtes Schiff zur Hilfe herbeiholen zu wollen, ihrem Schicksal. Nur Hauptmann Wiedeburg bot er einen Platz in seinem Boot an. Der aber wies das Anerbieten mit Entrüstung zurück und erklärte:

„Ich könnte nicht so gewissenlos handeln wie Sie, Kapitän, und so viele Menschen in höchster Not allein lassen. Sie verlassen uns, obwohl Sie wissen, daß niemand von uns imstande ist, das Schiff zu steuern oder auch nur die einfachsten Rettungsmittel anzuwenden. — Doch gehen Sie“, setzte er mit edler Verachtung hinzu, „gehen Sie! Aber Sie werden Ihrem Schicksal nicht entrinnen.“

Es war ein prophetisches Wort. Die überfüllten Boote vermochten den mächtigen Wogen nicht standzuhalten. Sie kenterten, und alle ihre Insassen kamen vor den Augen derer ums Leben, die sie so schändlich im Stich gelassen hatten. Es war ein schrecklicher Anblick für die Zurückbleibenden, denen ein gleiches Schicksal in Aussicht stand, denn das Wasser im Schiffsraum stieg fortwährend.

Wiedeburg verstand von der Schifffahrt nicht mehr als seine Leute. Aber so viel war ihm klar, daß, sollte sofortiger Untergang vermieden werden, die Pumpen in ununterbrochene Bewegung gesetzt werden mußten.

„Kinder“, rief er seinen Soldaten zu, „wir stehen am Rande eines nassen Grabes. Aber wir sind hier auf den Wogen des Meeres ebenso sicher in Gottes Hand wie auf festem Boden. Er, der die Haare unseres Hauptes gezählt hat, kennt und sieht unsere

Lage. Wenn es Sein Wille ist, uns zu erhalten, kann uns der Ozean nicht verschlingen. Von Ihm allein kommt alle Rettung. Darum laßt uns beten! Dann aber wollen wir tun, was in unserer Macht steht, um unser Leben zu erhalten.“

Darauf kniete der fromme Mann auf Deck nieder. Seine Leute folgten seinem Beispiel, und durch das Heulen des Sturmes klang die gewaltige Stimme des betenden Hauptmanns. Als das Amen gesprochen war, befahl er, unverzüglich alle Schiffspumpen in Betrieb zu setzen. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Das Schiff hob sich sichtbar aus den Wellen.

Inmitten seiner Sorgen vergaß Wiedeburg nicht die vielen Seekranken unter seinen Leuten. Mit freundlichem Zuspruch suchte er ihre Befürchtungen zu zerstreuen. Die Arbeitenden spornte er zu frischer Tat an, indem er ihnen, sich selbst kaum Ruhe gönnernd, mit dem besten Beispiel voranging. Trotzdem war es ihm klar, daß ohne die besondere Hilfe Gottes eine Rettung ausgeschlossen war, waren sie doch alle, außer zwei oder drei Matrosen, die in den Booten keinen Platz mehr gefunden hatten, gänzlich unerfahren in bezug auf die Bedienung eines Seeschiffes.

Fast die größte Schwierigkeit in dieser furchtbaren Lage bot die Versorgung mit frischem Trinkwasser. Es war nicht möglich, an die im Schiffsraum lagernden Fässer heranzukommen. Ebenfowenig war der größte Teil der Mundvorräte erreichbar. Erschöpft von dem angestrengten Pumpen, begannen die Leute über Hunger und Durst zu klagen. Wein und Kognak standen noch zur Verfügung, außerdem nur ein einziges Faß Wasser, das glücklicherweise in der Nähe der Kombüse (Schiffsküche) seinen Standort

hatte. Als es gelegentlich regnete, wurde ihnen durch das Auffangen von Regenwasser eine gewisse Erleichterung zuteil. Die Regenschauer waren aber von solch wilden Stürmen begleitet, daß es den ungeübten Seefahrern nur mit Mühe gelang, ihren Stand an den Pumpen zu behaupten und zu verhindern, daß sie über Bord gespült wurden. Längst waren aller Hände von der unausgesetzten und ungewohnten Anstrengung geschwollen, und doch mußte die eintönige, ermüdende Arbeit Tag und Nacht mit nur kurzen Unterbrechungen fortgesetzt werden. Das Bewußtsein ihrer trostlosen Lage verließ die Armen nur, wenn gänzliche Erschöpfung sie in kurzem Schlaf alles um sie her vergessen ließ.

Drei Tage und drei Nächte waren dahingegangen. Die Masten waren gekappt, und alles Entbehrliche war, um das Schiff zu erleichtern, über Bord geworfen worden. Um die versagenden Kräfte zu beleben, mußte Wiedeburg wohl oder übel seinen Leuten mehr Kognak gestatten, als gut war. Die Folgen dieses Zugeständnisses blieben nicht aus. Oft wurden die Männer während ihrer Arbeit vom Schlaf überwältigt.

Bei Anbruch des vierten Tages endlich ließ der Sturm etwas nach, und der Himmel wurde klar. Die Sonne schien freundlich, und erleichtert suchten die von Nässe und Kälte halb Erstarrten ihre warmen Strahlen auf. Allmählich beruhigten sich die Wogen. Neue Hoffnung belebte aller Herzen. Wiedeburg wollte die eingetretene Ruhe dazu benutzen, die erschöpfte Mannschaft durch ein warmes Mittagessen zu erquicken. Er ließ deshalb in der Kombüse Feuer machen. Doch, als ob ein Unglück das andere ablöse,

ging durch die Ungeschicklichkeit des Matrosen, der die Stelle des Kochs eingenommen hatte, das Holzwerk um den Ofen herum Feuer, und bald loderten helle Flammen auf.

Jetzt war in der Tat die Lage zum Verzweifeln. Ein kaum über den Bogen gehaltenes Brack, das jeden Augenblick, alles mit sich reißend, in die Tiefe des Meeres versinken konnte, vom Feuer erfaßt! Da standen die Ärmsten, von Entsetzen gelähmt, und starrten ratlos in die Flammen.

Der Hauptmann allein blieb auch in dieser Lage ruhig. Wunderbar war es, wie sein Gott ihn stärkte und ihm auch in diesem kritischen Augenblick das Richtige zu tun eingab. Rasch entschlossen richtete er den Schlauch, der das Wasser aus den Pumpen über Bord schaffte, auf das Feuer, eilte dann die Leiter hinunter, brachte mit einem Eimer Wasser aus dem Schiffsraum herauf und goß es über die brennenden Balken und Planken. Durch sein Vorgehen angefeuert, machten es die Leute wie er, und Gott half, sodaß das Feuer gelöscht wurde.

Als die Gefahr vorüber war, sammelte Wiedenburg seine Mannschaft um sich.

„Kinder“, rief er, „der Herr hat uns aus e i n e r Gefahr errettet. Sein Erbarmen wird uns auch aus der anderen befreien. Wir wollen beten.“

Wieder knieten alle mit ihm nieder, und wieder schüttete der glaubensstarke Mann sein Herz in innigem Gebet vor Gott aus.

Begreiflicherweise scheute man sich nach diesem Vorfall, aufs neue Feuer anzuzünden. Es blieb nichts übrig, als die noch vorhandenen, ach! so geringen Nahrungsmittel roh zu genießen.

Mit der Ruhe, die allein wahrer Glaube zu geben vermag, steht Wiedeburg in seiner Kabine und sinnt über die Lage nach.

Da nähert sich ihm ein alter Matrose und meldet, ein verdächtiges Krachen sei in dem wassergefüllten Kielraum gehört worden. Jede Hoffnung, das Schiff zu retten, sei jetzt dahin. In längstens einer halben Stunde müsse es sinken.

„Hat er das schon auf Deck gesagt?“ fragt Wiedeburg.

„Sie wissen es, sie haben das Krachen alle gehört.“

Selbst diese neue und schlimmste Hiobspost ist nicht imstande, Wiedeburgs Glauben wankend zu machen. Er geht auf Deck, wo ihm nur blasser Gesichter entgegenstarren.

„Wie Gott will!“ ruft er mit heiterem Antlitz. „Er, der das Leben gegeben hat, kann es auch allein wieder von uns nehmen. Laßt uns noch einmal von Herzen unsere Zuflucht zu Ihm nehmen! Er ist ja der Heiland der Sünder, der selbst Sein kostbares Leben für uns gab, und der einst gesagt hat: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“. Er ist gekommen, „zu suchen und zu erretten, was verloren ist“. Geborgen in Ihm, in Jesu Christo, unserem Herrn, aber wird, sollte das Meer uns auch verschlingen, eine glückselige Auferstehung unser Teil sein.“

Er faltet die Hände und betet schweigend. Alle folgen seinem Beispiel. Tränen fließen, aber es sind nicht Tränen wilder Verzweiflung, es sind stille Tränen, in der Gegenwart Gottes.

Und jetzt geht Wiedeburg wieder an eine der

Pumpen und beginnt, sie von neuem kräftig in Schwung zu setzen.

„Wir wollen unsere Pflicht bis zum äußersten tun und unser Leben bis zum letzten Augenblick zu erhalten suchen“, sagt er, und sogleich sind alle Pumpen wieder in Bewegung.

Eine leichte Brise kommt auf und treibt das Schiff aus einer gefährlichen Strömung heraus, doch scheinbar nur, um es in neue Not zu bringen. Als das Senkblei ausgeworfen wird, stößt man auf Grund. Würde der Wind sie dahin treiben, wo das Meer in wilder Brandung tobt, oder würde der lecke Rumpf auf einen der gefährlichen, unter der Oberfläche lau-ernden Felsen stoßen, so müßte das Schiff scheitern oder augenblicklich zerschellen.

Furchtvolle Erwartung ergreift die Beobachter mit schauriger Gewalt. Sie werfen sich auf die Kniee und flehen vereint um ein friedevolles Ende. Freund und Freund umarmen sich, um gemeinsam in den Tod zu gehen.

Mitten in diese Szene hinein ertönt der Ruf: „Land in Sicht!“ Man vermutet, nahe der Küste Frankreichs zu sein, und hißt das Notsignal. Not und Gefahr scheinen mit jeder Sekunde zu wachsen. Schon hat das Schiff mehrmals den Grund berührt und ist mit solcher Heftigkeit auf Felsen geprallt, daß die auf Deck Stehenden von der Erschütterung zu Boden geworfen werden. Das Steuer bricht in Stücke. Die Lage wird immer verzweifelter. Die Flut ist eingetreten, und höher und höher steigen die Wogen. Ist das das Ende? Betend stehen alle um Wiedeburg herum, der mit fester Stimme das bekannte Lieblingslied König Friedrich Wilhelms III. anstimmt:

„Was Gott tut, das ist wohlgetan!
 Es bleibt gerecht Sein Wille.
 Wie Er fängt meine Sachen an,
 Will ich Ihm halten stille.
 Er ist mein Gott, der in der Not
 Mich wohl weiß zu erhalten,
 Drum laß ich Ihn nur walten.“

Leise sind alle eingefallen. Der Gesang mischt sich mit dem Getöse der Meeresbrandung und dem Knirschen des Schiffskiels auf dem Meeresgrund.

Das Wasser steigt und steigt, und ohne daß es von den Insassen bemerkt wird — denn ein Nebel liegt über der Fläche, und die Nacht senkt sich schon hernieder — wird das Schiff sanft über die Felsen hinweg dem Lande zugetragen. Noch hält es stand. Die Prophezeiung des Matrosen erfüllt sich nicht. Eine unsichtbare Hand schützt es.

Während der nun folgenden Nacht, in der kein Auge sich schließt, tönt immer wieder Biedeburgs klare Stimme durch das dumpfe Rollen und Branden der See. Worte des Trostes und der Ermunterung, aus der Heiligen Schrift genommen, sind es, die er zu „seinen Kindern“ spricht.

Endlich graut der Tag. Das erste Morgenlicht taucht den Himmel in rosigen Hauch. Die Sonne geht auf und erhellt die mächtige Wasserfläche, die sich gen Westen unübersehbar breitet. Aber gen Osten? O wer beschreibt die Freude der unglücklichen Schiffbrüchigen, als sie dort ganz nahe vor sich die französische Küste erblicken, auf die sie immer mehr zugetrieben sind! Da atmen schwere Herzen erleichtert auf. Noch einmal fließen Tränen, diesmal aber Tränen der Freude, und laute Dankfagungen steigen zum Himmel empor.



. . . Die bedrohliche Lage des Schiffes war bereits am Strande bemerkt worden, und alsbald entfaltete sich eine eifrige Rettungsarbeit. Leute liefen zusammen, und Boote wurden ausgesetzt und bemannt . . . Bald legten die ersten Boote an der Längsseite des Schiffes an . . .

Die bedrohliche Lage des Schiffes war bereits am Strande bemerkt worden, und alsbald entfaltete sich eine eifrige Rettungsarbeit. Leute liefen zusammen, und Boote wurden ausgesetzt und bemannt. Da die vorhandenen Rettungsboote nicht zahlreich genug waren, wurden in aller Eile Balken und Bretter zu Flößen zusammengeschnitten, und viele der Strandbewohner wagten ihr Leben, um die Rettung der Schiffbrüchigen, für welche die Gefahr noch nicht vorüber war, zu beschleunigen.

Bald legten die ersten Boote an der Längsseite des Schiffes an. Zuerst wurden die Kranken hinabgelassen. Wiedeburg leitete selbst die Ausschiffung. Die freundliche Fürsorge der Retter ging so weit, daß sie selbst Lebensmittel zur Stärkung der Ermatteten ans Schiff brachten. Jedesmal, wenn ein Boot glücklich den Strand erreichte, wurde es mit lauten Jubelrufen von den Bewohnern und den inzwischen aus der nahe gelegenen Garnison — es war in der Nähe von St. Martin auf der Insel Ré — angerückten Soldaten begrüßt. Der Kommandant ließ Räume in den Baracken zur Unterbringung der Schiffbrüchigen herrichten und sorgte für ihr Wohl, soweit es die Verhältnisse erlaubten. Wiedeburg führte er in sein eigenes Haus und pflegte ihn mit der Aufmerksamkeit eines Bruders.

Kurz nachdem das letzte Boot das Schiff verlassen hatte, verschwand das Wrack in den Wellen.

Die Geretteten wurden nach einiger Zeit von einem englischen Transportschiff abgeholt. Von ihren Rettern und Wohltätern geleitet, zogen die deutschen Soldaten hinaus zu den Booten, die sie ans Schiff bringen sollten. Der Kommandant war an der Spitze

seines Bataillons zur Stelle, um den Abziehenden die letzten militärischen Ehren zu erweisen. Durch ihre Biederkeit und Mannszucht hatten die Fremden aller Herzen gewonnen. Tränen glänzten in vieler Augen, als Wiedeburg dem Kommandanten die Hand zum Abschied reichte, ihm tiefgerührt für alle empfangene Liebe dankte und den Segen Gottes für ihn erbat, dessen Hilfe er so wunderbar erfahren hatte, und den zu bekennen er keine Gelegenheit versäumte.

Auf Irrwegen zum Licht

Wilhelm wurde im Jahre 1907 in einem Städtchen in Westfalen geboren. Seine Mutter war eine gläubige Frau, die ihr Kind in der Ermahnung des Herrn erzog. Er ging zur Sonntagschule und auch zu den christlichen Versammlungen, die seine Mutter besuchte. Aber es brachte ihn nicht dahin, sein Herz dem Heiland zu übergeben. Als er aus der Schule entlassen war, ergingen von verschiedenen Jugendvereinen Einladungen an ihn, unter anderen von dem „Christlichen Verein junger Männer“. Hierher wandte Wilhelm sich zunächst. Da aber seiner Meinung nach die Neulinge im Verein zu kalt behandelt wurden, sagte er dem C.V.J.M. bald Lebewohl. In dem nächsten Verein, zu dem man ihn lud, hielt er es länger aus. Das war der Verein der „Sozialdemokratischen Arbeiterjugend“. Ungefähr drei Jahre blieb er ihm treu. Es war in der Tat ein ziemlich weiter Sprung von dem einen Verein in den anderen, und ab und zu wanderten Wilhelms Gedanken auch zu dem zurück,

was er von seiner Mutter und in der Sonntagschule gehört hatte, aber das waren doch nur Augenblicksregungen. Im allgemeinen sagte die neue Umgebung ihm zu, und er würde wohl noch länger in dem Verein geblieben sein, wenn Gott ihm nicht in den Weg getreten wäre, und zwar auf folgende Weise.

Die Zeltmission hielt eine Reihe Evangeliumsversammlungen in der Stadt. Viele Menschen gingen hin, auch die gläubigen Verwandten Wilhelms. Da sie fanden, daß in dem Zelt die gute Botschaft vom Heil in Christo klar verkündigt wurde, luden sie Wilhelm ein, mitzugehen. Seine Lust war gering. Was sollte er im Zelt? Er wußte doch alles viel besser als die Männer, welche da predigten. Auch war er bisher gut ohne Gottes Wort ausgekommen. Weshalb nun wieder zu dem, was längst hinter ihm lag, zurückkehren? Schließlich aber entschloß Wilhelm sich doch, seinen Verwandten zuliebe einmal mitzugehen; er brauchte ja nicht zuzuhören. So kam er ins Zelt. Er hörte so gut wie nichts von dem, was geredet wurde. Seine Gedanken weilten ganz woanders. Am Schluß des Vortrags wurde erwähnt, am Ausgang würden Schriften zum Kauf angeboten, die des Lesens wert seien. Diese Ankündigung interessierte Wilhelm begreiflicherweise ebensowenig wie der Vortrag selber. Mach, daß du rauskommst! sagte er sich. Das ging aber der vielen Menschen wegen nur langsam. Geschoben und gedrückt, kam Wilhelm in nächster Nähe des Verkaufstisches vorbei. Ganz zufällig fiel sein Blick auf ein blaues Hefstchen mit der Aufschrift: „Vom Sozialisten zum Christen“, und der Gedanke kam ihm: „Das wäre am Ende lesenswert“. Sein Schwager neben ihm, der bemerkt hatte, wie Wil-

helm die Aufschrift las, nutzte die günstige Gelegenheit aus, kaufte das Heft und drückte es seinem Verwandten in die Hand. So kam es, daß Wilhelm doch etwas aus dem Zelt mit nach Hause brachte.

Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen. Das war auch hier der Fall. Am nächsten Tage wurde das Heftchen gelesen, und der Abend fand Wilhelm wieder im Zelt. Diesmal hörte er gut zu. Der Prediger verstand es, seine Zuhörer zu fesseln. Er sprach zunächst von der Größe Gottes, die sich in der Sternenwelt offenbare. Staunend vernahm Wilhelm von nie geahnten Wundern. Die Dinge nahmen ihn derart gefangen, daß er für eine Weile seine Umgebung und den Prediger ganz vergaß. Da tönte ein Satz, mit gehobener Stimme gesprochen, an sein Ohr:

„Wo wirst du die Ewigkeit zubringen?“

Er zuckte zusammen. Ja, die Ewigkeit, was würde sie ihm bringen? Gutes konnte es nicht sein, denn er fühlte, daß er ein Sünder war. Seine Gleichgültigkeit machte ernster Unruhe Platz. Wer aber nun glaubt, Wilhelm habe sich jetzt mit seinen vielen Sünden eilends zu Jesu gewandt, der irrt. Zwar trat er aus der „Arbeiterjugend“ aus, aber anstatt ohne weiteres zu dem Heiland der Sünder zu gehen, ließ er sich zunächst im „Evangelischen Jugendheim“ aufnehmen. Da mußten doch seiner Meinung nach christliche Leute zu finden sein, die ihm weiterhelfen konnten. Aber fand er nun Ruhe? Nein. Wo l l t e er denn Frieden? Ganz gewiß. Sein Herz verlangte danach. So tat er denn etwas, was er seit Jahr und Tag nicht mehr getan hatte. Er begann, in dem Neuen Testament zu lesen, das ihm vor Jahren in der Sonntagsschule gegeben worden war, das aber seit der Zeit

völlig unbenutzt dagelegen hatte. Er las mit stets steigendem Interesse. Wie hatte er nur ein solch wichtiges Buch so lange vernachlässigen können?

Fünf Tage vergingen. Da wurde es ihm mit einemmal klar: „Jesus ist mein Heiland; Jesus hat auch für mich gelitten; Jesus hat auch meine Schuld auf ewig gesühnt“. Die ergreifenden Worte des Herrn: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“ (Matth. 11, 28), trafen sein Herz. Der unergründlichen Liebe Gottes, von Dem der eigene Sohn sagte: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“ (Joh. 3, 16), vermochte er nicht länger zu widerstehen, und die Kraft des Wortes: „Ich gebe ihnen ewiges Leben, und sie gehen nicht verloren ewiglich, und niemand wird sie aus meiner Hand rauben“ (Joh. 10, 28), überwältigte ihn völlig. Jetzt konnte Wilhelm von Herzen singen:

Ich habe nun den Grund gefunden,
Der meinen Anker ewig hält.

Jetzt hatte er einen wahren Halt, hatte Ruhe, hatte Frieden gefunden für seine Seele.

Gerettetsein gibt Rettersinn! Wilhelm hielt es für sein Vorrecht und für seine Pflicht, in dem Jugendkreise, dem er angehörte, Zeugnis von dem abzuliegen, was er gefunden hatte. Dabei entdeckte er aber zu seiner Überraschung und seinem Bedauern, daß im „Evangelischen Jugendheim“ wenig Verständnis für wahres Christentum zu finden war. Es gab manchen Kampf zu bestehen, besonders mit dem Jugendpfleger. Die Vereinsmitglieder waren ihrem Be-

Kenntnis nach alle Christen, aber es war vielfach eine Form ohne Kraft.

Um diese Zeit wurde Wilhelm von seinen gläubigen Verwandten, die schon länger auf dem Wege waren, in einen Kreis gläubiger Christen eingeführt, deren Herzenswunsch war, das Wort Gottes in allem zu ihrer Richtschnur zu machen. Diese Leute waren ihm nicht unbekannt. Aber er hatte bis dahin mit Vorbedacht jeden Umgang mit ihnen gemieden. Jetzt lernte er sie als wirkliche Gesinnungsgenossen schätzen und lieben. Als er dem Jugendpfleger seinen Austritt aus dem Verein meldete, meinte dieser:

„Warten Sie nur ab! In spätestens zwei Jahren sind Sie wieder bei uns.“

Der Mann hat nicht recht behalten. Wilhelm hatte Besseres gefunden. Daß es überall, wo Menschen sind, auch Schwachheiten gibt, mußte er erfahren; seine neuen Freunde wußten das selbst auch gut genug. Aber sie liebten Jesum und Seinen herrlichen Namen, und wo das der Fall ist, da fühlt ein Kind Gottes sich wohl. So erging es auch unserem Wilhelm. Dankbar konnte er den Platz einnehmen, den Gott ihm angewiesen hatte, und dankbar konnte er jetzt auf den Weg zurückblicken, den Er ihn geführt hatte.

Mein lieber Leser! Gott möchte auch dich glücklich machen und dich den Frieden deiner Seele finden lassen zu Jesu Füßen. Laß dich zu Ihm ziehen! Mach eine scharfe Kehrtwendung und entscheide dich für den freundlichen Herrn, in dessen Nachfolge allein das Leben wirklich wert ist, gelebt zu werden! Glaube mir, es ist etwas Großartiges, Jesum zu besitzen.

Laßt eure Hände nicht erschlaffen!

Ein alter Christ, der es jahrelang als sein Vorrecht betrachtet hat, dem Herrn durch das Verbreiten von Evangeliumsschriften unter den Menschen zu dienen, teilt uns zur Ermunterung für solche, die einen ähnlichen Dienst ausüben, einiges aus seinem Leben mit.

Vor etwa dreißig Jahren, schreibt er, war ich in Wiesbaden an der Straßenbahn angestellt. Zu jener Zeit kam häufig eine Dame in unser Dienstzimmer und verteilte christliche Traktate unter uns Straßenbahnern. Wir waren eine rauhe Gesellschaft und machten der Traktatverteilerin — sie war eine feine Frau aus den höheren Ständen — ihren Liebesdienst recht schwer. Hohn und Spott mußte sie sich gefallen lassen. Die Blätter wurden oft genug zerrissen und zertreten. Aber sie kam immer wieder.

Ich machte es nicht besser als meine Kollegen. Dabei ging ich regelmäßig zur Kirche und nicht ohne Gebet zum Dienst. Auch vor dem Essen pflegte ich zu beten und las hie und da in der Bibel. Und trotzdem war ich ein verlorener Sohn, ein Mensch ohne Gott, ohne Hoffnung, ohne Herzensfrieden, ein Sünder, der auf dem breiten Wege der ewigen Verdammnis entgegenging.

Die Beharrlichkeit unserer Besucherin blieb auf die Dauer nicht ohne Eindruck auf unsere harten Herzen. Mit der Zeit lernten wir, die Frau mit anderen Augen zu betrachten. Es kam dahin, daß wir regelmäßige und willige Abnehmer der Blätter wurden. Auch unsere Frauen lasen sie gern. Am Ende hatte die

treue Botin Jesu einen so großen Kundenkreis, daß sie zum Verteilen ihrer Blätter noch eine Freundin zu Hilfe nehmen mußte.

Um diese Zeit wanderte ich nach Süd-Amerika aus. Ich war damals noch kein Eigentum des Herrn Jesus. Aber der ausgestreute Same sollte, fern von der alten Heimat, aufgehen und Frucht bringen. Einige Jahre später fanden die vielen Gebete der treuen Dienerin Christi, deren Namen ich bis zur heutigen Stunde noch nicht erfahren habe, ihre Beantwortung. Das Werk, in Wiesbaden begonnen, wurde in Argentinien vollendet. Hier habe ich Frieden mit Gott gefunden durch das Blut Seines eigenen Sohnes. Ich erkannte, daß Gott Ihn auf Golgatha geschlagen hat, damit Er mich für immer freisprechen konnte von aller Schuld. Im Glauben an das große Werk des Kreuzes habe ich die Vergebung meiner Sünden gefunden. Der Herr hat mir ewiges Leben geschenkt und ein herrliches Erbteil droben.

Zwanzig lange Jahre habe ich jetzt schon die Treue meines Gottes und Vaters erfahren dürfen. Seine Hand hat mich nicht losgelassen, auch wenn es manchmal durchs Gedränge ging. Oft, wenn das Schifflein in Seenot war, habe ich das freundliche: „Ich bin's! Fürchte dich nicht!“ meines Herrn und Heilands vernommen. In all dieser Zeit ist es mir, neben meiner Arbeit in der Eisenbahnwerkstatt, eine Freude gewesen, christliche Blätter, Testamente und Bibelteile zu verbreiten. Es erinnert mich an die Mühe, die der Herr sich mit mir selbst gegeben hat, indem Er mir durch Seine Magd in Wiesbaden Blätter auf Blätter sandte. Jetzt bin ich für die Werkstattarbeit untauglich, ein alter Mann, der von seiner

Pension lebt, aber meinem Herrn möchte ich dienen, bis Er mich heimholt in die ewige Ruhe.

Was ich niedergeschrieben habe, sind einfache Dinge. Ich habe es getan für meine Brüder und Schwestern, als eine kleine Ermunterung, damit sie doch nicht müde werden im Dienst für Jesum. Oft, wie auch in meinem Fall, zeigt sich die Frucht nicht alsbald. Aber das Hinschauen auf Jesum (Hebr. 12, 2) gibt stets neue Kraft. Deshalb „seid stark und lasset eure Hände nicht erschlaffen, denn es gibt Lohn für euer Tun!“ (2. Chron. 15, 7.) Ob jene Dame in Wiesbaden noch am Leben ist, oder ob sie bereits beim Herrn weilt, da, wo „es weit besser ist“, kann ich nicht sagen. Welch eine Freude würde es für sie sein zu hören, daß der gute Hirte Sein verlorenes Schaf in weiter Ferne gefunden hat! Einmal wird sie es erfahren, da, wo sie nicht mehr die Schmach Christi tragen, sondern Seine Herrlichkeit teilen wird.

Sollten diese bescheidenen Zeilen einem in die Hände fallen, der, wie wir alle einst, noch in der Irre geht, möchten sie ihm dann ein Ruf zu Jesu sein. Glaube mir, wer du auch sein magst, nur bei Jesu gibt es wahres Glück. Frieden findet die Seele nur bei Ihm. Nur wer Ihm glaubt und Dem, der Ihn gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern ist aus dem Tode in das Leben übergegangen. Und nur ein solcher kann dann glücklich singen:

Der Fried' ist mir erstritten,
 Mich quälet Furcht nicht mehr,
 Du hast für mich gelitten.
 Anbetung Dir und Ehr'!

Einquartierung

In der Nähe eines schlesischen Dorfes fand Manöver statt. Alle Häuser im Dorf sollten Einquartierung erhalten. Am festgesetzten Tage zog das Regiment unter Militärmusik in die Ortschaft ein, und bald verteilten sich die Soldaten nach allen Richtungen hin in die Häuser, wohin ihr Quartierzettel sie wies.

Einer Familie war es ein besonderes Gebetsanliegen gewesen, Gott möge in Seiner Güte verhindern, daß ein Flucher oder Gotteslästerer zu ihnen komme. Sie bekamen einen Unteroffizier, der von vornherein einen guten Eindruck machte. Nachdem der Mann Waffen und Tornister abgelegt und sich den Staub von den Kleidern gebürstet hatte, betrat er mit höflichem Gruß das Zimmer, in dem die Familie schon zum Mittagessen versammelt war. Man betete vor und nach dem Essen, und auch der Soldat neigte das Haupt. Nach Tisch erbat er sich etwas zum Lesen, und man gab ihm das Büchlein „Wahres Christentum“ von Arndt. Als er es gelesen hatte, entspann sich zwischen ihm und dem Hausvater eine kurze Unterhaltung über den Inhalt. Nach dem Abendessen wohnte der Unteroffizier auch der Familienandacht bei, worauf er sich bald zurückzog. Am nächsten Tage verabschiedete er sich dankend von seinen freundlichen Quartiersleuten.

Nicht lange darauf erhielt die Familie einen Brief von dem Unteroffizier, in welchem er sie dringend bat, sie nochmals auf einen oder zwei Tage besuchen zu dürfen. „Ich will mich gern mit Brot und

Wasser begnügen, wenn Sie mir meine Bitte gewähren“, schrieb er. Als auf diesen Brief nicht sogleich eine Antwort erfolgte, kam ein zweiter mit der gleichen, wenn möglich noch dringenderen Bitte. Da glaubte der Hausvater, nicht länger schweigen zu dürfen, und lud den Schreiber freundlich ein. Er ließ nicht lange auf sich warten. Der Mann war inzwischen in große innere Unruhe geraten und wünschte, mehr von Gottes Wort und dem Wesen wahren Christentums kennen zu lernen. Durch längere, ernste Unterhaltungen, in denen die Bibel fleißig zu Rate gezogen wurde, wurden seine Augen mehr und mehr für die ewigen Wirklichkeiten geöffnet.

„Wenn alles wahr ist, was dieses Buch enthält“, sagte er im Laufe einer solchen Unterhaltung, seine Hand auf die Bibel legend, „wer kann dann errettet werden?“

Am Abend beobachtete man, wie er längere Zeit sinnend am Fenster stand. Plötzlich rief er unter Tränen aus:

„O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!“

Es folgte eine schlaflose Nacht für unseren jungen Freund, aber am Morgen — es war ein Sonntag — hatte er Ruhe gefunden. Er konnte glauben, daß in Jesu Christo Vergebung aller Sünden zu finden ist.

Als man sich zum Kirchgang rüstete, riet ihm die freundliche Hausmutter, vorher noch das Lied: „Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält“, aufmerksam zu lesen. Und siehe, gerade dieses Lied wurde als erstes gesungen. Das machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Unteroffizier. Noch mehr überraschte ihn die Predigt, der er mit

großer Aufmerksamkeit lauschte. Er meinte, seine eigene Lebensgeschichte zu hören, und konnte seine Tränen nicht zurückhalten. Wieder in das gastliche Haus seiner Freunde zurückgekehrt, vermochte er kaum zu glauben, daß niemand dem Pfarrer irgendetwas von ihm erzählt habe. Sein Leid war aber jetzt in Freude verwandelt, alle Furcht war gewichen. Glückselig zog er am nächsten Tage seines Weges, von den Segenswünschen seiner freundlichen Gastgeber begleitet. Auch daheim herrschte große Freude, als er das nächste Mal dorthin kam. Die gläubige Mutter, die viel für ihren Sohn gebetet hatte, erkannte sogleich die große Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, und ihr Herz strömte über von Dank gegen Den, der so Großes an ihrem Kinde getan hatte.

„Ehre deinen Vater und deine Mutter!“

Ser durch seine Klugheit und Tapferkeit bekannte Rittmeister Kurzhagen rückte nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges, mit dem Verdienstorden auf der Brust, in Parchim ein, wo seine Eltern, ganz arme mecklenburgische Landleute, sich neben vielen anderen Menschen auf dem Marktplatz eingefunden hatten. Kaum hatte er sie erblickt, so sprang er vom Pferd und umarmte sie unter Freudentränen vor den Augen aller Umherstehenden. Bald nahm er sie zu sich in sein Haus und ließ sie selbst bei hoher Tischgesellschaft bei sich am Tische speisen. Als einst ein Offizier darüber eine spöttische Bemerkung machte, sagte Kurzhagen:

„Wie sollte ich nicht die ersten Wohltäter meines Lebens achten? Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind.“

Als einst der General von Ziethen sich bei dem Rittmeister zur Tafel angemeldet hatte und die Eltern auf ihre Bitte diesmal nicht dabei zu sein brauchten, fragte Ziethen: „Aber, Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern?“ Er holte sie dann selbst herbei und unterhielt sich aufs freundlichste mit ihnen. Später hob er sein Glas, stand auf und sagte:

„Meine Herren, es gilt dem Wohlergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr wert ist als ein hochmütiger Rittmeister!“

Auch Friedrich II. hörte von Kurzhagens Liebe zu seinen Eltern. Um seine Gesinnung zu prüfen, fragte er ihn einst an öffentlicher Tafel:

„Hör' Er, Rittmeister, von welchem Hause stammt Er denn eigentlich? Wer sind Seine Eltern?“

„Majestät“, antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück teile, welches ich Eurer Majestät verdanke.“

„Recht so“, sagte der König erfreut. „Wer seine Eltern achtet, ist ein ehrenwerter Mann!“

Der große König war kein gläubiger Christ, aber ein kluger Mann und guter Menschenkenner. Er sprach die Wahrheit. Der große Apostel geht weiter. Er schreibt an die Epheser: „Ehre deinen Vater und deine Mutter, welches das erste Gebot mit Verheißung ist, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf der Erde“. (Kap. 6, 2. 3.)

Aus „Witt, der ewig reiche Gott“

„Das inbrünstige Gebet eines Gerechten vermag viel.“

Auf den Shetland-Inseln, unweit der alten Seehafenstadt Scalloway, lebte vor vielen Jahren ein tüchtiger und gottesfürchtiger Hufschmied, namens Angus Sandeson. Da er stets gut und zu mäßigen Preisen arbeitete, erfreute er sich allgemeiner Achtung und Beliebtheit. Wenn er auch kein wohlhabender Mann war, so hatte er es mit der Zeit doch so weit gebracht, daß er ohne Sorgen mit den Seinen leben konnte. In seiner freien Zeit las er viel in der Heiligen Schrift, die er liebte, und die einen Ehrenplatz in seinem Hause einnahm, und es war sein Wunsch und Gebet, daß auch seine beiden Kinder, an denen er mit zärtlicher Liebe hing, in den Wegen des Herrn wandeln möchten.

Umso bitterer war es für den wackeren Hufschmied, daß sein einziger Sohn, als er erwachsen war, nichts mehr von Gott wissen wollte. Seine Abneigung gegen alles Göttliche trat immer offenkundiger zutage. Hugo Sandeson war eine Abenteuerernatur. Er liebte es weit mehr, in einem Fischerkahn ins Meer hinauszufahren oder gefährliche Streifzüge zwischen den abschüssigen Klippen der benachbarten Inseln zu machen, als am Schmiedefeuer zu stehen. Oft, wenn er dem Vater in der Schmiede hätte helfen

sollen, war er spurlos verschwunden. Seine fast regelmäßige Abwesenheit an den Abenden, sein wiederholtes Ausbleiben ganze Nächte hindurch, manchmal zwei bis drei Tage nacheinander, verursachten den Seinen immer größere Unruhe. Aber alle freundlichen Worte und Warnungen blieben wirkungslos. Hugo weigerte sich entschieden, über sein Tun und Lassen irgendwelche Rechenschaft zu geben. Seine Äußerungen ließen die armen Eltern lediglich erkennen, wie weit das Herz ihres Sohnes von Gott entfernt, ja, wie verhaßt es ihm war, auch nur den Namen Gottes aussprechen zu hören. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als anhaltend für ihr verirrttes Kind zu beten, und ihr Rufen zu Gott wurde umso inbrünstiger, jemehr sie ihre eigene Ohnmacht erkannten.

Einmal auf der abschüssigen Bahn, pflegt es reißend schnell bergab zu gehen. Hugo führte bald nicht nur ein leichtsinniges, sondern ein böses, ganz und gar ungesetzliches Leben. Eines Nachts wurde er von einem der Familie nahestandenden Bekannten mit seinen gleichgesinnten Kameraden beim Schmuggeln ertappt. In seinem Vorhaben gestört, schwur er dem Entdecker seines verbrecherischen Tuns blutige Rache, und er wäre zum Mörder geworden, wenn Gott ihm in Seinem Erbarmen nicht in ganz auffällender Weise in den Weg getreten wäre und ihn an der Ausführung seiner Absicht gehindert hätte. Doch anstatt sich durch die Güte Gottes zur Buße leiten zu lassen, wandte Hugo sich nur weiter ab. Er sank tiefer und tiefer.

Als wieder einmal einige Zeit verstrichen war, ohne daß er sich daheim hatte blicken lassen, machte

Angus sich eines Tages schweren Herzens auf den Weg nach Scalloway, um etwas über den Verbleib seines Sohnes zu erkunden. Nach längerem vergeblichen Bemühen erfuhr er, daß kürzlich ein Schiff der Hudsonbaicompagnie*) im Hafen gelegen hatte, und daß mehrere junge Leute sich für die Gesellschaft hätten anwerben lassen. Schließlich fand sich auch jemand, der berichtete, er habe Hugo mit anderen an Bord gehen sehen. Kurz darauf habe das Schiff die Anker gelichtet.

Traurig kehrte der Vater nach Hause zurück. Was er so lange befürchtet hatte, war eingetreten. Hugo hatte Haus und Heimat verlassen, ohne auch nur einem der Seinen Lebewohl zu sagen. Das war eine bittere Erfahrung. Aber das Herz des alternenden Mannes verzagte nicht. Er blickte auf zu Dem, der alle Dinge nach Seinem Willen lenkt, und fuhr fort, inbrünstig und anhaltend für seinen Sohn zu beten.

Frau Sandeson besaß nicht die Seelenstärke ihres Mannes. Obwohl sie, wie er, alle ihre Nöte immer wieder Dem zu sagen pflegte, der auch ihr Herr und Heiland war, traf dieser letzte Schlag — dazu kam die Trennung von ihrer einzigen Tochter, die inzwischen geheiratet hatte und mit ihrem Manne nach Neuseeland ausgewandert war — sie doch so schwer, daß ihre Gesundheit ernstlich Schaden litt. Sie wurde täglich schwächer. Bald konnte sie das

*) Eine reiche englische Handelsgesellschaft, die zu jener Zeit den Pelzhandel in den Hudsonbailändern mit großem Erfolg betrieb. Viele junge Leute aus den Hafenstädten ließen sich von den Schiffen mitnehmen, um als Handlungsgehilfen, Mechaniker oder Jäger bei der Gesellschaft in Dienst zu treten.

Bett nicht mehr verlassen, und mit einem letzten Gebet auf den Lippen für ihr armes, verlorenes Kind schloß sie ihre Augen auf immer für diese Erde. Nun stand Angus ganz allein. Einsam mußte er fortan seinen Weg gehen. Was für einen Zweck hatte es unter diesen Umständen, den ganzen Tag in der Schmiede zu stehen und zu arbeiten? Hatte er doch jetzt nur noch für sich allein zu sorgen. Da las er eines Morgens, ehe er sich in die Schmiede begab, die Stelle: „Wirket nicht für die Speise, die vergeht“. Während die Funken unter seinem Hammer stoben, mußte er wieder und wieder über diese Worte nachdenken. „Vielleicht“, sagte er sich, „hat Gott etwas anderes für mich zu tun, als den ganzen Tag hinter dem Amboss zu stehen. Ich habe mein Leben lang viel an mein eigenes Seelenheil und das meiner Angehörigen gedacht, aber um die Errettung anderer habe ich mich kaum bemüht. Ich will dem Willen des Herrn folgen und für Ihn wirken, was in meinen Kräften steht. Wer weiß, ob nicht Gott mir dafür mein Kind schenken wird.“

Von da ab brachte Angus nur noch halbe Tage in der Schmiede zu. Seine übrige Zeit stellte er in den Dienst des Herrn. Er besuchte Alte und Kranke, nahm sich der Bedürftigen an, für die er bei seinen eigenen geringen Ansprüchen immer etwas übrig hatte, und suchte die Menschen zu überreden, das Heil in Christo zu ergreifen. So wurde er ein wirklicher Evangelist. Es ist wohl überflüssig, zu erwähnen, daß seine Gedanken täglich in die Ferne wanderten zu dem noch immer geliebten, verschollenen Sohne, und daß er nicht aufhörte, für ihn zu beten.

Hugo Sandeson hatte sich so mancher gesetzwidriger Handlungen schuldig gemacht, daß bei Entdeckung das Gefängnis ihm sicher war. Schließlich war er gewarnt worden, daß Anklage gegen ihn erhoben sei. Als um diese Zeit gerade ein Schiff der Hudsonbaicompagnie im Hafen lag, und er hörte, daß auch ein Schmied gesucht werde, ging er kurz entschlossen an Bord und bewarb sich um die Stelle.

Das Schiff hatte bald darauf den Hafen verlassen. Anfänglich war die Reise glänzend vonstatten gegangen. Hugo war in seinem Element. Es dauerte nicht lange, bis er an Bord als der schlimmste Spötter und Gottesleugner bekannt war. Niemand tat es ihm gleich an lästerlichen Reden, aber leider trat ihm auch niemand entgegen. Plötzlich schlug das Wetter um. Es gab Sturm. Dazu kam das Schiff in die Eisberg-Region. Mit einemmal verstummten Scherze und gottlose Reden. Kapitän und Mannschaft waren auf dem Posten. Kein Wort, außer den notwendigsten Befehlen, wurde gesprochen. Jeder war sich der Größe der Gefahr bewußt. Auch Hugo Sandeson schien die Sprache verloren zu haben. Er sah die Dinge plötzlich in ganz anderem Licht als bisher. Als er beobachtete, wie einige der Reisenden zu beten versuchten, gedachte er, wohl zum erstenmal, der Seinen daheim, und fast wünschte er, daß es doch einen Gott geben möchte, an den er sich in diesen ernstesten Stunden um Hilfe hätte wenden können. Doch die Gefahr ging vorüber. Man vergaß die ausgestandenen Ängste und — fuhr fort, die Bibel und das Christentum zu verhöhnen.

Die weitere Fahrt verlief glücklich. Wohlbehalten lief das Schiff nach langer Reise im Haupthafen

der Hudsonbai ein. Hier ging Hugo mit anderen Fahrgästen an Land.

Längere Zeit wurde er im Hafen beschäftigt. Als die Arbeit dort beendet war, erhielt er Anweisung, sich auf die Weiterreise ins Landinnere vorzubereiten.

Diese ging auf Flüssen vonstatten. Drei mit Indianern bemannte Kähne nahmen Hugo und seine Gefährten auf.

Der junge Schmied hatte während seiner Zeit im Hafen schon manche Bekanntschaften gemacht und die fremde Sprache einigermaßen kennengelernt. Es fiel ihm auf, daß die Bootsleute im Vergleich zu den meisten ihrer Stammesgenossen kaum geschmückt waren. Sie trugen einfache Lederröcke. Ihre Füße steckten in Mokassins, Halbschuhen aus ungegerbtem Leder, und von derselben Art waren ihre Beinkleider. Ihre Kanus gewährten außer für die vier bis sechs Ruderer Platz für je zwei Reisende und außerdem für zahlreiche Ballen und Gepäckstücke. Die Reise ins Innere sollte zwischen zwei und drei Wochen dauern.

Wenn das Wasser tief und ruhig war, paddelten die Indianer, zuweilen ein Lied singend, gemächlich dahin. Kamen sie aber in die Nähe von gefährlichen Stromschnellen und Fällen, so wurden die Kähne ans Land gezogen, geleert und von je vier Mann auf den Schultern bis zur nächsten wieder schiffbaren Flußstrecke getragen. War das Gepäck geholt, ging die Reise in derselben Weise weiter. Bei eintretender Dunkelheit landeten die Reisenden. Die Waren wurden an sicherer Stelle untergebracht und die Kähne aufs Land gezogen. Darauf zündeten die Indianer ein Feuer an und bereiteten das Abendessen, das mei-

stens aus Fischen bestand, die sie im Fluß fingen. Als Nachtlager dienten ihnen Tannen- und Fichtenzweige, auf denen sie, in ihre Mäntel gehüllt, behaglich schliefen. Manchen genügte auch der nackte Boden oder das flache Felsgestein.

Schon am ersten Abend beobachtete Hugo, wie sich die Indianer nach dem Abendbrot zusammenfanden und gemeinsam niederknieten und beteten.

„Die Wilden beten zu ihren Götzen“, sagte er sich.

Doch als sie nach beendetem Gebet ein Lied anstimmten, wunderte er sich, wie ähnlich dieses Lied einem Klang, das er oft daheim gehört hatte.

Als Hugo am nächsten Morgen die Augen öffnete, bemerkte er wieder, wie die Indianer auf den Knien lagen. Sie mußten aber ihr Gebet schon beendet haben, denn ehe er sich erhoben hatte, schoben sie schon die Rähne ins Wasser. Es war ihre Gewohnheit, am frühen Morgen einige Meilen weit zu rudern, dann zum Frühstück zu landen und danach bis gegen Mittag zu paddeln. So ging es einige Tage fort.

Eines Morgens hatte Hugo länger geschlafen als gewöhnlich. Beim Erwachen sah er, daß die Indianer, anstatt wie sonst zur Weiterfahrt zu rüsten, bereits ein Feuer angezündet hatten. Sie waren gerade dabei, ihre übliche Morgenandacht zu verrichten, die heute ein wenig länger dauerte als sonst. Als sie beendet war, begannen sie das Frühstück zu bereiten. Hugo war nicht wenig erstaunt. Er hatte nichts dagegen, sogleich zu frühstücken, als aber die Indianer auch dann noch keine Anstalten trafen, die Reise fortzusetzen, sondern ruhig sitzen blieben und Bücher her-

vorholten, wurde er ungeduldig und meinte spöttisch, daß sie sich nun doch wohl lange genug bei diesem Geschäft aufgehalten hätten, und daß es Zeit sei zur Weiterreise.

Nun war das Erstaunen auf seiten der Indianer.

„Wie?“ sagte einer von ihnen, „will der weiße Mann, der so viel klüger ist als die roten Männer, und der von dem wahren, lebendigen Gott Kenntnis besaß, als unsere Väter noch in tiefer Finsternis lebten, uns veranlassen, dem Wunsche seines Gottes entgegenzuhandeln? Weiß er nicht, daß heute Sonntag ist, der Tag des Herrn? An diesem Tage arbeiten wir nicht, sondern wir heiligen ihn zu Seinem Gedächtnis.“

Hugo hatte das meiste aus dieser Antwort verstanden. Die würdigen Worte weckten den ganzen Haß seines Herzens gegen Gott. Fluchend bestand er auf der Fortsetzung der Reise.

„Nein, Freund“, erklärte der Indianer, ohne sich im geringsten durch die häßlichen Worte aus der Fassung bringen zu lassen, „wir sind durch unseren allerheiligsten Glauben belehrt worden, daß dieser Tag dem Herrn gehört, und Ihm wollen wir ihn widmen. Du willst uns zwingen, weiterzurudern, weil du ungeduldig bist, an das Ziel deiner Reise zu kommen. Doch ohne die Erlaubnis Dessen, in dem wir leben, weben und sind, können wir nichts tun. Auch möchten wir Ihn, der uns lieb hat, und der uns von so großem Tode errettet hat, nicht dadurch betrüben, daß wir Seinen Tag entweihen, an dem Er uns durch Sein Wort in besonderer Weise segnen möchte. O weißer Mann“, schloß der Indianer, sichtlich bewegt, „ich wünschte, ich könnte dich unseren Bruder

nennen. Doch das kann ich nicht, denn du liebst Gott nicht und glaubst nicht an Seinen Sohn Jesus Christus, der doch freiwillig gekommen ist, um für unsere Sünden zu sterben.“

Nie zuvor hatte Hugo ähnlichen Worten solche Aufmerksamkeit geschenkt. Gegen seinen Willen machten sie Eindruck auf ihn. Er fand keine Entgegnung, sondern zog sich, als die Indianer jetzt ein Loblied anstimmten, so weit von ihnen zurück, daß er sie zwar noch beobachten, aber nicht mehr verstehen konnte. Als das Lied verklungen war, beteten einige der Indianer nacheinander. Dann stand einer von ihnen auf und redete zu den übrigen. Er mußte ihnen etwas Wunderbares zu berichten haben, denn er sprach mit großer Begeisterung, und alle hörten andächtig zu. Einige lasen in den Büchern nach, die sie vor sich hatten, und die Hugo für Teile der Heiligen Schrift hielt. Auch nach Beendigung des Vortrags lasen sie noch lange abwechselnd in den Büchern. Nach dem Mittagessen setzten sie sich in der gleichen Weise wie am Vormittag zusammen, und am Abend, als sie um ihr Lagerfeuer saßen, unterhielten sie sich über das, was sie am Tage gelesen hatten.

Hugo suchte an diesem Abend mit den seltsamsten Gefühlen sein Lager auf. Die anfängliche Abneigung hatte einer tiefen Beschämung Platz gemacht, und er vermochte nicht, seinen Tränen zu wehren. Lange lag er wach und gedachte des fernen Elternhauses und seines verlorenen Lebens.

Am nächsten Tage sah er die Indianer wie gewöhnlich vor der Abfahrt zusammen niederknien. Diesmal hätte er sich gern zu ihnen gesellt und seine Kniee mit ihnen gebeugt. Aber wie konnte er das nach

seinem gestrigen Verhalten tun? Den ganzen Tag saß er, den Kopf in die Hand gestützt, ohne ein Wort zu sprechen. Sein Herz war zum Brechen schwer. Nie hatte er sich so elend gefühlt. Auch am folgenden Tage ging es nicht besser. Im Gegenteil nahm sein Elend mit jeder Stunde zu. Jeden Augenblick fürchtete er, weshalb, wußte er selbst nicht, irgend ein Unglück werde geschehen, und der Gedanke, plötzlich sterben zu müssen, erfüllte ihn mit Schrecken.

„Ich habe die Hölle verdient, tausendmal verdient“, sagte er sich wieder und wieder. „Für alle Ewigkeit wäre ich verloren, hinausgestoßen, wenn ich jetzt abgerufen würde.“ Vergeblich versuchte er, die quälenden Gedanken abzuschütteln. Sie kehrten immer wieder zurück. Die Last seiner Seele drückte immer schwerer. All das Böse, das er getan, kam ihm ins Gedächtnis. Besonders eine Nacht in seinem Leben war es, an die er nur mit Schauern denken konnte. Und gerade die Erinnerung an sie verließ ihn nicht.

„Es fehlte damals nicht viel, und ich wäre zum Mörder geworden“, stieß er bebend hervor. „Aber wenn Gott es war, der mich daran gehindert hat, könnte Er mich dann nicht auch jetzt noch retten?“

Dieser Gedanke erleichterte sein Herz ein wenig, doch nur für Augenblicke. Als er Tag für Tag im Boote saß, schweigend vor sich hinbrütend, kehrte jede Einzelheit aus seinem vergangenen Sündenleben in sein Gedächtnis zurück, und verzweifelt fragte er sich, wie er all das Böse, das er getan, auch nur einigermaßen wieder gutmachen könne.

„Ich bin nicht wert, mein Haupt je wieder auf ein bequemes Kissen niederzulegen“, sagte er sich.

„Selbst die Zweige, die die Indianer für mich abhauen, sind bei weitem zu gut für einen Verworfenen, wie ich bin. Ich will künftig auf den nackten Steinen schlafen. Das schlechteste Essen ist gut genug für mich. Ich will all mein Geld sparen, mich in jeder Weise einschränken, und sobald als möglich zu meinen alten Eltern zurückkehren, um ihnen eine Stütze zu sein. Das wird Gott wohlgefallen. Ich will dann auch nie mehr versäumen, Sonntags Sein Wort zu hören, will die Bibel regelmäßig lesen, und wenn es noch etwas anderes gibt, das Gott von mir wünscht, so will ich versuchen, es zu tun.“

In dieser Weise überlegte er, wie er für seine üblen Taten Sühnung tun und sich in den Augen Gottes eine gewisse Gerechtigkeit erwerben könne. Bei der nächsten Landung erklärte er den Indianern, daß sie für ihn keine Zweige mehr abzuhauen brauchten, und anstatt wie bisher nach den besten Bissen zu haschen, griff er jetzt zu dem weniger Guten und aß bescheiden. Doch obgleich er anfänglich hierbei eine gewisse Befriedigung empfand, wurde er doch nicht glücklicher oder freier. Seine innere Not blieb dieselbe. Und dabei mußte er dauernd sehen, wie glücklich seine roten Begleiter waren! Es verlangte ihn, sie nach der Ursache zu fragen, doch da er ihre Sprache noch so mangelhaft sprach, scheute er sich, es zu tun. Auch war für sein stolzes Herz der Gedanke peinlich, bei Indianern, die er im Grunde seines Herzens verachtete, Belehrung zu suchen. Schließlich aber fragte er doch. Der Indianer wies einfach nach oben.

„Dort oben ist alles Herrlichkeit“, sagte er in gebrochenem Englisch. „Du trägst eine schwere Last mit dir herum. Ich hatte dieselbe Last. Christus hat

sie mir weggenommen. Ich trage jetzt nichts mehr. Er starb für mich.“

Tag für Tag ging die Reise fort, einmal einen Fluß hinauf, dann einen Fluß hinunter, dann wieder über einen See. Allmählich neigte sich die Fahrt dem Ende zu, aber Hugos innere Nöte nahmen eher zu als ab. Hätte er ernstlich versucht, den tiefen Sinn der Worte des Indianers zu erfassen, so hätte er schon jetzt ein glücklicher Mensch werden können. Aber noch war er zu stolz, sich von einem Indianer belehren zu lassen. So blieb er unter seinem Druck.

Endlich war das Ziel erreicht, ein größeres Werk, wo Hugo und seine Gefährten zunächst arbeiten sollten. In der Nähe des Werkes befand sich eine Missionsstation. Die vier Weißen, die in den anderen Booten mitgekommen waren, begaben sich sogleich zum Werk, wo, wie sie wußten, ihrer ein fröhlicher Empfang mit ausgiebigem Trinkgelage harrte. Als Hugo aus dem Boot trat, um sich ihnen anzuschließen, klopfte sein indianischer Freund ihm auf die Schulter, wies auf einige schmucke Häuschen, die etwas weiter stromaufwärts lagen, und sagte:

„Dort wohnen wir. Der gute Mann dort wird dir sagen, was dir helfen kann.“

„Komm, Sandeson“, rief in diesem Augenblick einer seiner Gefährten. „Wir werden jetzt zunächst einige vergnügte Stunden hier verleben. Da hast du Gelegenheit, deine Sorgen zu ertränken.“

Hugo überlegte einen Augenblick. Der Indianer wies noch einmal auf die Häuser stromaufwärts.

„Nein, danke, ich möchte zuerst den Mann dort drüben besuchen“, sagte Hugo dann mit fester Stimme, auf das bezeichnete Haus deutend.



„Was, du willst zum Missionar der Indianer?“
rief der junge Handlungsgehilfe lachend. „Den kannst
du auch morgen oder übermorgen noch besuchen,
wenn's dir Spaß macht. Der läuft dir nicht weg.
Komm zuerst mit uns!“

Als Hugo sich umwandte, sah er den Indianer noch immer dastehen, wie er mit ausgestrecktem Arm auf das weißgetünchte Haus zeigte.

„Nein, nein“, rief er, „ich bin nicht in der Stimmung, Feste zu feiern. Ich fühle mich zu unglücklich dazu und muß zuerst hören, was der Mann dort drüben mir zu sagen hat.“

Damit schritt er in Begleitung des Indianers auf das bezeichnete Haus zu.

„Weißer Freund“, sagte der Indianer in seinem mangelhaften Englisch, „ich habe für dich gebetet. Sprechen konnte ich nicht. Der junge Mann konnte das besser als ich, und er hatte den Teufel auf seiner Seite.“

„Ich danke dir“, erwiderte Hugo.

Schweigend schritten sie dann miteinander das Flußufer entlang. Mitten in einem Dörflein aus kleinen, meist weißgetünchten Häusern, die hier und dort mit einer Indianerhütte abwechselten, lag die Wohnung des Missionars. Die Tür stand offen. Wie einer, der weiß, daß er jederzeit willkommen ist, trat der Indianer ein und wurde von dem Missionar und seiner Gattin aufs herzlichste empfangen.

„Und wen bringst du uns da mit, lieber Bruder?“ fragte der Missionar, Hugo freundlich begrüßend.

„Dieser Mann sehr krank hier“, erwiderte der Indianer und zeigte auf sein Herz. Danach verabschiedete er sich rasch mit einem Händedruck. Der Missionar lud seinen Besucher zu dem einfachen Mahle ein, zu dem er sich gerade mit seiner Familie hatte setzen wollen. Während des Essens erzählte er dem Fremden einiges aus seiner Arbeit. Er wohnte be-

reits seit fünfzehn Jahren in der Niederlassung. Bei seiner Ankunft waren die meisten der Indianer noch vollkommen Wilde gewesen, und furchtbar waren die Verbrechen, die sie verübten.

„Mein Glaube war schwach“, sagte der Erzähler unter anderem. „Ich hielt es fast für ausgeschlossen, daß auch nur einige von diesen Menschen je Christen würden. Doch bei Gott sind alle Dinge möglich. Sie haben ja jetzt einige Wochen in der Gesellschaft einiger unserer Dorfbewohner zugebracht und Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen. Alle diese Männer waren einst wilde, blutdürstige Krieger. Aber durch die Gnade Gottes sind sie zu einfältigen und demütigen Nachfolgern Jesu geworden.“

Als Hugo nach Beendigung des Mahles mit dem Missionar allein saß, kniete dieser zunächst nieder und betete für seinen Gast, daß Gott sich seiner erbarmen und ihn in Sein Licht bringen möge. Auch Hugo war auf seine Kniee gesunken. Er fühlte in diesem Augenblick die ganze, ihn zu Boden drückende Last seiner Sünden wie nur je. Nachdem das Gebet zu Ende war, fand er den Mut, dem Missionar einen Bericht über sein Leben zu geben und ihm seine augenblicklichen Gefühle zu schildern.

„Mein lieber, junger Freund“, versetzte Herr Petersen, „Sie suchen etwas zu tun, was Tausende und Abertausende vor Ihnen vergeblich versucht haben: Sie suchen Ihre eigene Gerechtigkeit aufzurichten. Daß Sie ein sehr sündiges Leben geführt haben, wissen Sie. Aber Sie scheinen noch nicht zu sehen, daß Sie von Natur ein Sünder, daß Sie in Sünden geboren und schon deshalb „ein Kind des Zorns“ sind. Hätten Sie auch nur ein Zehntel, ja, nur ein

Hundertstel von den Sünden begangen, von denen Sie mir erzählt haben, so würden Sie doch ebenso unwürdig sein, in der Gegenwart eines reinen, heiligen Gottes zu erscheinen, wie Sie es heute sind. Und Sie denken durch ein paar armselige Werke der Selbstverleugnung all die schrecklichen Sünden Ihres Lebens gutmachen zu können? Nein, mein Freund, glauben Sie mir: Nie werden Sie auf diesem Wege zum Ziel kommen. Dazu müssen Sie einen ganz anderen Weg einschlagen, und dieser Weg ist Jesus Christus. Er hat gesagt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als nur durch mich.“ Nur durch Ihn können Sie errettet werden. All Ihr Kummer, all Ihre Tränen und Bußübungen bringen Sie dem Himmel nicht um einen Schritt näher. Nur „das Blut Jesu Christi reinigt von aller Sünde“. Deshalb blicken Sie weg von sich selbst, und schauen Sie hin auf den gekreuzigten Heiland! Bergegenwärtigen Sie sich, daß der Sohn Gottes auch für Sie am Kreuzesstamm gelitten hat, daß Er auch um Ihetwillen im Gericht von seiten Gottes gewesen ist. Und dann schauen Sie zu Ihm auf, der nach vollbrachtem Werk siegreich auf-erstanden ist und sich gesetzt hat zur Rechten der Majestät in der Höhe. Von dort schaut Er in diesem Augenblick voll Erbarmen auch auf Sie herab. Nehmen Sie zu Ihm Ihre Zuflucht als verlorener Sünder! Einen anderen Weg gibt es nicht.“

Der Sprecher machte eine kleine Pause.

„Und nun, mein Lieber“, fuhr er fort, als Hugo nicht antwortete, „gehen Sie und denken Sie über Jesum nach! Gern will ich, wenn immer Sie es wünschen, weiter mit Ihnen über Ihn und Sein Wort

reden. Doch bedenken Sie, daß ich Sie nicht erretten kann. Das vermag nur unser Heiland selbst.“

Der Missionar bot Hugo für die Nacht sein Gastzimmer an. Er nahm dankend an. Am nächsten Morgen mußte er seine Arbeit beginnen. Den ganzen Tag war er rastlos tätig, vermied aber nach Möglichkeit jede Unterhaltung. Als der Abend kam, eilte er zur Missionsstation zurück.

Mehrere Tage vergingen. Hugos neue Mitarbeiter erklärten, niemals einen so mürrischen, finsternen Gesellen wie ihn gesehen zu haben. Still und in sich gekehrt, verrichtete er seine Arbeit, sprach zu seiner Umgebung nur das Notwendigste und benutzte jeden freien Augenblick, um in der Bibel zu lesen, die er von dem Missionar erhalten hatte. Endlich fielen seine Augen auf die Worte, die Herr Petersen ihm schon bei der ersten Unterredung gesagt, die er aber damals nicht erfaßt hatte:

„Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde.“

„Ja, das ist es“, rief er aus, „von aller Sünde! O jetzt verstehe ich es! Herr Jesus, ich danke Dir!“

Mit einem Schlage war die schwere Last von ihm gewichen. Er wußte, daß seine vielen, vielen Sünden vergeben waren, vergeben für immer und ewig, und mit dieser Gewißheit zog tiefes, seliges Glück in sein Herz ein.

Von diesem Tage an sagte keiner seiner Arbeitskollegen mehr, daß Hugo Sandeson ein verdrießlicher und mürrischer Geselle sei, mit dem sich nicht umgehen ließe. Statt dessen aber erklärten sie, daß er fast noch schlimmer sei als der Missionar, weil er

keinen von ihnen in Ruhe ließ, sondern, wo er ging und stand, mit ihnen über das Heil ihrer Seele redete. Dabei sprach er aber in so freundlich gewinnender Weise, daß niemand ihm böse sein konnte. Im Gegenteil hörten manche, die vorher nie über diese Dinge nachgedacht hatten, ihm gern und dankbar zu.

Der alte Angus saß eines Abends in seinem Häuschen und las, wie es vor dem Schlafengehen seine Gewohnheit war, einen Abschnitt in der Bibel, als unerwartet jemand an die Türe klopfte. Zu seinem großen Erstaunen trat der Orts-Prediger herein, der zugleich sein Freund war.

„Lieber Freund“, begann er ohne Umschweife, „schlagen Sie einmal das 15. Kapitel des Lukas-Evangeliums auf und lesen Sie den 24. Vers!“

Bewundert folgte Angus der Aufforderung. Kaum aber war sein Blick auf die bekannten Worte gefallen: „Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, war verloren und ist gefunden worden“, als er aufsprang, des Predigers Hand ergriff und laut rief:

„Was meinen Sie damit? Gewiß, Sie treiben keinen Scherz mit einem alten Manne. Sagen Sie mir: Ist er nach Hause gekommen?“

„Er ist zu Gott gekommen und wünscht jetzt, sobald als möglich auch zu seinem irdischen Vater zurückzukehren“, erwiderte der Prediger bewegt, einen Brief aus der Tasche ziehend. Als der alte Mann den Brief gelesen hatte, sank er auf die Kniee, verbarg sein Gesicht in beiden Händen und schluchzte leise. Auch der Prediger kniete nieder, und zusammen dankten die Männer Gott.

„Ich wußte, daß der gnädige Gott meine Bitte erhören würde“, sagte Angus endlich, noch immer tief erschüttert. „Ich war dessen stets gewiß. Aber daß Er so wunderbar, so über Bitten und Verstehen geantwortet hat, das überwältigt mich. Wie unaussprechlich gnädig ist doch unser Herr!“

Nach einiger Zeit empfing der Vater selbst einen Brief von seinem Sohne, der den Bericht des freundlichen Predigers nicht nur bestätigte, sondern noch vieles enthielt, was das Herz des liebenden Vaters tief erquickte.

Noch ein anderer Brief traf um diese Zeit in dem weltabgelegenen Fischerdorf ein. Er kam von Neuseeland, wo, wie wir wissen, die Tochter von Angus Sanderson wohnte. Minna erzählte von den Erfolgen ihres Gatten in der neuen Kolonie und bat ihren Vater herzlich, zu ihnen zu ziehen.

„Die Seereise wird Dir gut tun, lieber Vater, und Deine Gesundheit kräftigen“, schrieb Minna. „Ach, wenn Hugo nur anders wäre, wie dankbar würden wir sein, auch ihn hier zu haben! Ich wage kaum von ihm zu sprechen, obwohl ich viel an ihn denke und täglich für ihn bete.“ Zum Schluß wiederholte sie ihre Bitte, daß der Vater sein kleines Besitztum verkaufen und zu ihnen kommen möchte. Zugleich kündete sie an, daß ihr Gatte eine Summe Geldes für die Reise überwiesen habe.

Dieser Brief bestärkte Angus sehr in seiner Absicht, bei der Ortsbehörde die Erlaubnis zu vorübergehendem Aufenthalt seines Sohnes in der Heimat zu erwirken. Seine Bemühungen hatten Erfolg. Er erhielt die Versicherung, daß Hugo, falls er sich ordentlich aufführe, straffrei ausgehen werde.

Eine längere Zeit verging. Da lief eines Tages wiederum ein Schiff der Hudsonbaicompagnie in den Hafen von Scalloway ein. Angus befand sich gerade am Strande und sah das schöne Schiff kommen. In der Hoffnung, wieder Nachricht von dem fernen Sohn zu erhalten, eilte der alte Mann zum Hafen. Gerade legte ein Boot vom Schiffe an. Unter den ersten, die ihm entstiegen, befand sich ein stattlicher junger Mann von ernstem, ruhigem Wesen. Kaum würde jemand in ihm den einstigen wilden Burschen erkannt haben, der vor wenigen Jahren aus Stadt und Land geflohen war. Doch einer war da, der den Fremden sogleich erkannte.

„Mein Sohn, mein Sohn!“ und Angus lag in den Armen des jungen Mannes.

Viel hatten Vater und Sohn sich zu erzählen, und immer wieder mußten sie die Güte Gottes preisen, die sich so an ihnen verherrlicht hatte. Miteinander erwogen sie jetzt auch Minnas Vorschlag, und nicht viele Wochen später befanden sie sich auf der Reise nach Neuseeland.

Angus lebte noch manches Jahr. Mit seinen Kindern durfte er sich täglich der reichen Güte Gottes erfreuen. Bis zu seinem Lebensende blieb es seine Freude, den Menschen von Gottes Erbarmen und Menschenliebe zu erzählen. Allen aber, die sich in Nöten oder Schwierigkeiten irgend welcher Art befanden, wußte er nichts besseres zu sagen als: „Betet inbrünstig, betet anhaltend, betet unablässig! Und zweifelt nicht daran, daß der treue Gott zu Seiner Zeit und in Seiner Weise eure Gebete erhören wird!“ Er hatte es ja selbst so reichlich erfahren.

„Warum können Sie nicht glauben?“

„Ich kann nicht glauben“, sagte ein junger Mann, der einer Verkündigung des Evangeliums beigewohnt hatte.

„Wirklich? Und wem können Sie nicht glauben?“ wurde ihm geantwortet.

Diese Frage machte ihn stutzig und öffnete ihm die Augen. Mit einemmal erkannte er, daß er täglich vielen Menschen glaubte, ohne von ihrer Glaubwürdigkeit wirklich überzeugt sein zu können. Er glaubte seiner Zeitung, die ihm doch Wahres und Unwahres berichtete. Er glaubte seinen Freunden und Nachbarn, die ihm nur zu oft den üblichen Stadtklatsch vorsetzten. Er vertraute seinem Lebensmittelhändler, obwohl der ihn sicherlich mehr als einmal hinsichtlich der Güte seiner Waren betrogen hatte. Mit einem Wort, überall glaubte und vertraute er den Menschen, die doch Lügner von Natur sind. Gott allein konnte er nicht glauben. Diese Erkenntnis kam wie eine Erleuchtung über ihn. Aber an diesem Tage wollte er glauben, und — er glaubte! Endlich kam er dahin, das Vertrauen, das er bis dahin unzuverlässigen Menschen geschenkt hatte, auf Gott zu übertragen, den Gott der Wahrheit, der nicht lügen kann. Und noch ehe der Tag zu Ende ging, empfing er durch den einfältigen Glauben an Gott und Sein Wort das Heil.

Gott läßt den Menschen einladen, sich mit Ihm versöhnen zu lassen. Jeder kann diese Einladung mit Ja oder Nein beantworten, ähnlich wie bei einer Einladung, die man im Leben empfängt. Lädt ein Freund

dich ein, so steht es dir frei, anzunehmen oder abzulehnen. Auch unser Herr Jesus Christus hat eine Einladung erlassen, die jeder in der Bibel lesen kann. Sie lautet: „Kommet her zu mir, alle ihr Müh-seligen und Beladenen, und **ich** werde euch Ruhe geben“. (Matth. 11, 28.) Eine Einladung also, die nicht nur allumfassend ist, sondern die auch mit einem wunderbaren Versprechen schließt und darum wahrlich des Annehmens wert ist! Wer ihr folgt, soll Ruhe empfangen, Ruhe, selige Ruhe für Gewissen und Herz! Es steht bei dir, ob du sie annehmen oder ablehnen willst. Niemand zwingt dich. Gott übt keinen Zwang auf dich aus. Ob du dem Worte des Herrn vertrauen oder ihm nicht glauben willst, ist deine Sache.

Doch was ist Glaube? Das völlige Vertrauen auf eine Person oder Sache, die dir dessen würdig erscheint. Der Glaube zeigt sich wohl am meisten in dem Annehmen einer Behauptung oder Versicherung oder eines Versprechens. Er ist ein Überzeugtsein von der Wahrheit des Behaupteten, die volle Gewißheit, daß man das Versprechen erhalten wird. Und wie gern glaubt der Mensch, wenn es sich um etwas handelt, wonach er begehrt! Ein armer Mensch, dem ein vertrauenswürdiger Notar mitteilt, daß ihm ein schönes Erbe zugefallen sei, wird beglückt rufen: „Jetzt ist mir geholfen, jetzt bin ich reich!“ ohne daß er auch nur einen Pfennig aus dem Erbe erhalten hat. Vielleicht verfügt er sogar schon im voraus über einen Teil des Erbes. Er glaubt eben dem Notar! Gott glauben heißt: Glauben, was Gott sagt, weil **Er** es sagt, ohne daß man dafür eine andere Gewähr hat als Sein Wort.

Aber der Glaube nimmt nicht nur an. Er gibt sich auch völlig dem hin, dem er vertraut. Der Kranke gibt seinen Leib dem Arzte seiner Wahl hin. Der Kapitalist übergibt sein Vermögen der Bank. Die Braut gibt sich dem Manne hin, dem sie vertraut, und wird seine Gattin.

Der Glaube beherrscht die ganze Welt. Der Mensch gibt sich seinesgleichen hin in dem Maße, wie er ihm vertraut. Der Glaube an Gott ist von der gleichen Art. Er besteht darin, daß wir alles, was wir sind, alles, was wir haben, Gottes Händen anvertrauen. Und das ist es, was Gott von dir verlangt. Er hat verheißen, dich anzunehmen und dich zu erretten. Er will dir vergeben. Er will dich reinwaschen von aller Schuld. Er will dich behüten. Er will deinem Leben Seine Richtung geben. Er will Ruhe und Frieden in dein Herz senken statt Unruhe und quälender Zweifel, Sicherheit statt Angst und Furcht.

Warum willst du nun die Einladung Gottes nicht annehmen, der dich doch liebt? O glaube Seinem Wort! Gib dich ganz Ihm hin! Wahrlich, du hast nichts dabei zu verlieren, sondern nur zu gewinnen, zunächst das Heil deiner unsterblichen Seele, dann wahres Glück in dieser Welt und hernach in der zukünftigen.

Als dem Herzog Ernst von Gotha in seinen letzten Stunden der Spruch ins Gedächtnis kam: „Also hat Gott die Welt geliebt!“ rief er aus: „Diesen einen Spruch wollte ich um tausend Welten nicht geben!“ Er hatte recht. Seine Fürstentherrschaft verging, aber der Glaube an den eingeborenen Sohn Gottes gab ihm ewiges Leben.

Vergebet einander!

Im November 1843 kam ein Bibelverkäufer der Evangelischen Gesellschaft in Frankreich in ein französisches Dorf. Erkehrte in einer kleinen Herberge ein, die von einem alten Mann und seiner Tochter geleitet wurde. Zu seiner Freude gewährte er bald, daß der Greis sehr zugänglich war. Er unterhielt sich gern mit ihm und las fleißig in der Bibel. Die Tochter aber war ganz anders. Sie zog sich zurück, sooft in der Bibel gelesen wurde, und liebte überhaupt die Einsamkeit. Eines Tages äußerte sich der Kolporteur gegen seinen alten Freund sehr bekümmert darüber, daß seine Tochter Gottes Wort nicht liebe. Der Alte erwiderte, daß ein großer Kummer an ihrem Herzen nage, weswegen sie die Einsamkeit suche. Auf die Äußerung des Bibelboten, daß Gottes Wort das beste Heilmittel dagegen sei, versprach der Greis, sie zur Teilnahme an einer kleinen Versammlung, die während der Anwesenheit des Kolporteurs jeden Abend stattfand, einzuladen. Die Tochter kam auch in der Tat und zeigte gespannte Aufmerksamkeit. Sie wünschte sogar das Buch zu besitzen, aus dem sie hatte vorlesen hören.

Den folgenden Tag hatte der Bibelverkäufer eine lange Unterredung mit ihr, in der er erfuhr, daß sie infolge einer schweren Prüfung alle Freude am Leben verloren habe; sie sei verheiratet, lebe aber von ihrem Manne getrennt, weil er sehr schlecht sei und sie nicht habe mit ihm auskommen können. Mit dem gegenseitigen Schwur eines ewigen Hasses seien sie voneinander gegangen und lebten schon seit gerau-

mer Zeit so. Unaufhörlich werde sie seitdem vom Gedanken an diesen Schwur gepeinigt und fühle sich sehr unglücklich.

Im Gespräch erkundigte sich der Kolporteur, an welchem Ort ihr Mann wohne. Die Frau sagte es ihm, fügte aber hinzu:

„Denken Sie nicht, daß ich wünsche, mich mit ihm auszuföhnen. Das ist unmöglich. Wir haben einander ewigen Haß geschworen. Also ist alles aus zwischen uns.“

Der Bibelverkäufer antwortete nichts darauf. Am folgenden Tage aber ging er mit seinem Bücherpack auf dem Rücken in jenen Ort, der nur etliche Stunden von dem Dorf entfernt war, und fand daselbst den betreffenden Mann. Ohne davon zu reden, woher er komme, und ohne merken zu lassen, daß er von seinen Verhältnissen etwas wisse, bot er ihm ein Neues Testament an, das der Mann kaufte. Der Bibelverkäufer setzte hierauf seinen Weg fort. Nach einigen Wochen verließ er die Gegend, um den Schatz des Wortes Gottes weiter zu verbreiten. Seinem greisen Freunde hinterließ er eine kleine Niederlage von Büchern, gab ihm auch seine Anschrift.

Mehrere Wochen später, am 1. Januar 1844, erhielt er einen Brief von dem Manne der unglücklichen jungen Frau. Nicht ohne Bewunderung bemerkte er sogleich, daß das Schreiben vom Wohnort des Alten abgesandt worden war. Sein Inhalt war der Hauptsache nach folgender:

„Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen von der Wohnung meines Schwiegervaters aus schreibe, und noch mehr, wenn ich Ihnen sage, daß ich es an der Seite meiner Frau tue, und daß sie es hauptsäch-

lich ist, von der ich schreibe. Sobald ich im Besitz des Neuen Testaments war, das Sie mir verkauften, las ich regelmäßig darin, und wie fühlte ich mich getroffen, als ich die Worte im Gebete Jesu las: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir unseren Schuldnern vergeben“. Ich mußte an meine Frau denken und konnte ihr doch nicht vergeben. Das quälte mich je länger desto mehr, bis ich mich nicht mehr halten konnte und zu mir sagte: Ich will zu meiner Frau gehen. Zwar wird sie mir nicht verzeihen wollen. Dennoch will ich meine Pflicht tun und hingehen.

Ich machte mich also auf den Weg, und was meinen Sie, was mir begegnete? Als ich mich der Wohnung meines Schwiegervaters näherte, öffnete meine Frau selbst die Tür, kam mir entgegen und empfing mich, mir die Hände entgegenstreckend, mit den Worten:

„Der gute Gott sendet dich. Du weißt nicht, daß ich im Begriff stand, zu dir zu gehen, um mich mit dir auszusöhnen. Ich habe ein Buch gelesen, das mir keine Ruhe gelassen hat. Ich mußte mich mit dir aussprechen.“

So hatte das göttliche Wort an beider Herzen seine Kraft bewiesen.

„Ein Gott, der sich schauen läßt“

Jrgendwo in Süddeutschland kam eine Tischlerfamilie durch Gottes Wirken zu einer entschiedenen Bekehrung und zu treuer Nachfolge des Herrn Jesus. Die Familienglieder legten ein so klares Zeugnis ab von dem Heil, das ihnen in Christo

widerfahren war, sowie von der Aufforderung Gottes an alle Menschen, Buße zu tun und Jesum anzunehmen, daß die Feindschaft der Ortsbewohner hell aufflammte. Die Abneigung ging so weit, daß nach und nach sich alle von dem Tischlermeister abwandten. Vor allem die religiös Gesinnten am Ort zeigten sich von einer Seite, wie man es nicht für möglich hätte halten sollen. Sie trugen ihre Feindschaft am deutlichsten zur Schau.

So kam es, daß die Familie bald in nicht geringe Bedrängnis geriet. Der junge Glaube fand rasch Gelegenheit, sich zu bewähren. Es war eine schwere Probe für unseren Tischlermeister, lange Zeit ohne Arbeit und damit ohne Brot zu sein. Nichtsdestoweniger beharrten alle treu auf dem eingeschlagenen Pfade. Sie fanden Kraft in den kostbaren Verheißungen Dessen, dem sie willig vertrauten. Worte wie: „Ich bin der gute Hirte!“ oder: „Seid um nichts besorgt!“ oder: „Ich will dich nicht versäumen, noch dich verlassen!“ waren kein leerer Schall für sie, sondern lebenspendende Kraft. Und siehe da, als die Not am größten war, da war Gottes Hilfe am nächsten.

Eines Tages kam Besuch. Ein gut gekleideter Herr stellte sich ein. Seine Fragen verrieten, daß er mit der Lage der Familie nicht unbekannt war. Nach einigen kurzen Bemerkungen fragte er ganz unvermittelt:

„Könnt ihr gute Kuchen machen?“

„Das denken wir doch.“

„Nun, dann macht so schnell wie möglich ein Probestück! Bezahlung erfolgt sofort.“

Nachdem der Fremde sich entfernt hatte, kniete die Familie zunächst nieder, um Gott für diese uner-

wartete Hilfe zu danken. Dann aber ging's an die Arbeit, daß die Spähne flogen.

Bald war die erste Küche fertig. Der Probebestellung folgten schnell mehrere Nachbestellungen, und in Kürze gab's in der Tischlerei so viel zu tun, daß man Tag und Nacht hätte arbeiten können. Die Zahlungen erfolgten so pünktlich, daß unsere Freunde schon in kurzer Zeit aus aller Not heraus waren.

Diese Wendung in den Verhältnissen der gläubigen Familie machte auf die feindlichen Ortsbewohner starken Eindruck. Sie sagten sich — und manche mit Beschämung —: Gegen diese Leute richten wir nichts aus! Hinzu kam, daß die inzwischen von anderer Seite geleisteten Arbeiten nicht nach Wunsch ausgefallen waren. Und siehe da, mit der Zeit bestellten alle wieder bei dem frommen Meister. Sogar der Dorfwirt, unseres gläubigen Freundes größter Feind, übertrug jenem bei einem Neubau die ganzen Schreinerarbeiten.

Nachdem Arbeit und Brot wiedergekehrt waren, hörten die Küchenbestellungen auf — plötzlich, so wie sie gekommen waren. Unsere gläubigen Freunde aber brachten Lob und Dank Dem dar, der so wunderbar zur rechten Zeit gesorgt und geholfen hatte.

Wahrlich, Er ist „ein Gott, der sich schauen läßt“. Mit Recht heißt Sein Name: „Wunderbarer, Berater, starker Gott“. (Jes. 9, 6.) Und mit Recht singen wir auch heute noch von Ihm:

Wenn alles bricht,
Gott verläßt uns nicht,
Größer als der Helfer
Ist die Not ja nicht.

Überströmende Gnade

Vor vielen Jahren war es, da schritt ein Vater mit seinem Söhnchen den Strandweg entlang zwischen Norwich und Yarmouth an der englischen Küste.

In düsterem Schweigen zog der Mann das Kind hinter sich her. Sein gerötetes, aufgedunsenes Gesicht zeigte deutlich, welchem Laster er frönte, und sein schwankender Gang verriet, daß er auch an diesem Tage wieder über den Durst getrunken hatte. Auch des Kindes Gang war unsicher, aber nicht von Trunkenheit. Man brauchte nur einen Blick auf die zarte, kleine Gestalt, die schmalen, blassen Bäckchen und die dürftige Kleidung zu werfen, um zu sehen, woran es fehlte. Das Geld, für das der Vater seinem Kinde Nahrung und Kleidung hätte kaufen sollen und können, gab jener für Brantwein aus.

Endlich brach der kleine Jakob das Schweigen.

„Ich habe solchen Hunger, Vater! Bitte, gib mir ein Stückchen Brot!“

„Schweig!“ fuhr ihn der unnatürliche Vater an.

„Aber wenn du wüßtest, wie hungrig ich bin!“ wagte der Kleine noch einmal zu sagen.

„Willst du augenblicklich den Mund halten?! Kann ich dir denn Brot hier unter dem Sand wegholen?“ knirschte der Trunkene in verhaltener Wut.

Der Kleine schleppte sich mühsam weiter. Aber Hunger tut weh, und so bat er schließlich noch einmal:

„Vater, gib mir doch ein Stückchen Brot!“

Da faßte der Trunkene das Kind und, außer sich vor Wut, schleuderte er es ins Meer.

„So, jetzt bin ich dich ein für allemal los!“ brummte er dann vor sich hin und — torfelte weiter.

Die Wogen warfen den kleinen Körper hin und her. Aber sie waren barmherziger als der Vater des armen Kindes. Ein Auge der Liebe wachte über ihm. Gott wollte nicht, daß Jakob in den Wellen umkam. Er blickte vom Himmel auf ihn herab und ließ ihn einen schwimmenden Balken finden, den das Kind im Selbsterhaltungstrieb krampfhaft umklammerte. Aber der Balken allein hätte dem kleinen Jakob keine Rettung gebracht. Ein Kriegsschiff mußte nach göttlicher Vorsehung in der Nähe vorbeifahren.

Die Matrosen sahen den treibenden Balken. Sie setzten ein Boot aus, und bald war der Kleine, der dem Ertrinken nahe war, aus dem Wasser gefischt. Auf dem Schiffe wurden alle Mittel angewandt, um die geschwundenen Lebensgeister des Kindes wieder aufzuwecken, und es gelang. Dank der freundlichen Pflege der Matrosen erholte sich der Junge rasch. Als man ihn aber nach einigen Tagen fragte, wie er ins Wasser gekommen sei, wie er heiße, und wo er wohne, konnte man nichts anderes aus ihm herausbekommen als: „Ich heiße Jakob“. Weiter schien er nichts zu wissen. Wenigstens sagte er nicht mehr. Man beschloß nun, den Kleinen auf dem Schiffe zu behalten und für ihn zu sorgen. Seine sanfte Art, sein zutrauliches Wesen und sein klarer Verstand ge-

wannen ihm bald die Zuneigung aller an Bord, und jeder bemühte sich, etwas für ihn zu tun. So wuchs Jakob fröhlich unter den Matrosen und Offizieren des Kriegsschiffes auf.

Als er das Alter erreicht hatte, in dem junge Leute einen Beruf ergreifen müssen, beschlossen die Offiziere, Jakob auf ihre Kosten studieren zu lassen. Sie glaubten, er habe das Zeug dazu, mehr als ein gewöhnlicher Matrose zu werden. Sie hatten sich nicht getäuscht. Jakob studierte fleißig, erwarb sich zur gegebenen Zeit den Dokortitel und erhielt bald eine Anstellung als Schiffsarzt auf einem Kriegsschiff der englischen Flotte. Hätte der junge Arzt nun Den gekannt, der in so wunderbarer Weise über seinem Leben gewacht und es fremden Menschen ins Herz gegeben hatte, ihn zu versorgen und zu erziehen, so wäre sein ferneres Leben gewiß ein einziges, fröhliches Dankopfer für Ihn gewesen. Aber nie hatte man ihm von dem Gott der Liebe erzählt, viel weniger von Seiner Gnade, die in Jesu Christo, Seinem Sohne, erschienen ist, heilbringend für alle Menschen. Er glaubte sein Wohlergehen nur denen zu verdanken, die ihn aus dem Wasser gezogen, versorgt und aufgezogen hatten, und diesen Dank blieb er nicht schuldig. Den Herrn aber, der über allem steht, der die Geschicke der Menschenkinder lenkt, und der gerade an ihm Seine Güte so besonders groß gemacht hatte — Ihn kannte er nicht, und deshalb liebte er Ihn auch nicht.

Es war Krieg ausgebrochen zwischen Frankreich und England. Jakob hatte alle Hände voll zu tun, um den Sterbenden und Schwerverwundeten,

die täglich eingeliefert wurden, die Leiden nach Möglichkeit zu erleichtern. Nach einer schweren Seeschlacht, in der das Schiff, auf dem Jakob Dienst tat, ein feindliches Fahrzeug erbeutete, gab es wieder zahlreiche Verwundete an Bord. Unermüdtlich eilte der junge Arzt von einem zum anderen. Ein älterer, schwer verwundeter Mann, der durch starken Blutverlust sehr geschwächt war, fesselte seine Aufmerksamkeit in besonderem Maße. Er fühlte sich merkwürdig zu diesem Manne hingezogen und bemühte sich in jeder Weise, ihm zu helfen und sein Leben, wenn möglich, zu erhalten. Aber die Kräfte des Verwundeten nahmen täglich ab.

Eines Nachmittags hielt Jakob sich länger als gewöhnlich am Lager des Verwundeten auf. Der Kranke fühlte sein Ende nahen. Aus Dankbarkeit für die hingebende Pflege, die ihm zuteil geworden war, wünschte er seinem Wohltäter ein Zeichen seiner Liebe zu hinterlassen. Das einzige, was er besaß, war — eine Bibel. Mit zitternden Händen überreichte er das schlichte, aber so wertvolle Buch dem jungen Arzt. Jakob hatte kaum je eine Bibel gesehen, geschweige denn darin gelesen. Der Sterbende erzählte, daß er dieses Buch von einer fremden Dame empfangen habe. Über dem Lesen hatte Gott ihm die Augen geöffnet und ihm gezeigt, welch ein schrecklicher Sünder er war. Zugleich aber hatte Er ihm auch Christus vorgestellt, den Sünderheiland, in dessen Blut jeder Glaubende von allen seinen Sünden reingewaschen werden kann. Er hatte geglaubt und so Ruhe gefunden für seine Seele.

„Und nun, Herr Doktor“, schloß der Sterbende, „bitte ich Sie herzlich, lesen Sie dieses Buch, lesen

Sie es unter Gebet, damit auch Ihnen dieses große Glück, das ich empfangen habe, zuteil werde. Ich habe mit heißen Tränen beweint, daß ich so viele, viele Jahre der Sünde gedient habe. Sie sind noch jung. O bitte, suchen Sie den Herrn — heute!“

Er hielt inne. Aber Jakob sah, daß er noch nicht zu Ende war. Er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, dessen Mitteilung ihm schwer wurde. Freundlich ermunterte Jakob den Kranken, ihm zu vertrauen, falls er noch etwas zu sagen habe.

Da bekannte der sterbende Krieger mit einer vor Bewegung zitternden Stimme, daß er vor ungefähr dreiundzwanzig Jahren sein Söhnchen, ein liebes, artiges Kind, in einem Wutanfall ins Meer geworfen habe, weil es ihn in seinem quälenden Hunger wiederholt um Brot gebeten hatte. Diese unselige Tat habe seitdem furchtbar auf seiner Seele gelastet, und auch nach seiner Errettung habe er den Schmerz darüber nicht überwinden können.

Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen Jakob dieses Bekenntnis anhörte. Doch seine Gefühle verbergend, forschte er, wo sich der schreckliche Vorfall abgespielt habe.

„Zwischen Norwich und Yarmouth“, lautete die Antwort.

„Wie alt war das Kind?“

„Ungefähr vier Jahre.“

„Und wie hieß der Junge?“

Schluchzend erwiderte der Sterbende: „Jakob“.

Nun konnte sich der Doktor nicht länger halten. Den Kopf auf das Kissen des Sterbenden legend, stieß er hervor:

„Ich bin Jakob, und Sie — sind mein Vater.“

Starr blickte der Sterbende den neben ihm Knieenden an. Es dauerte eine Weile, bis er zu fassen vermochte, daß er den Sohn, den er so sicher ertrunken geglaubt, lebend vor sich sah, daß Gott ihm das Kind, an dem er sich so schwer versündigt hatte, auf solch wunderbare Weise wiederschenkte. Dann aber verbreitete sich ein unbeschreiblicher Ausdruck über das eingefallene Gesicht. Befreiung von dem furchtbaren Seelendruck, unnennbares Glücksgefühl und ein Dank, der nicht in Worte gekleidet werden kann — alles lag darin. Und als dann der Sohn noch das eine und andere davon erzählt hatte, wie er gerettet, und wie er zu der Stellung gekommen war, die er jetzt einnahm, da stieg ein Dankgebet zu dem barmherzigen Gott, der alles so gnädig geführt hatte, aus übervollem Herzen nach oben, so innig, so ergreifend, daß dem lauschenden Sohn die Tränen über die Backen liefen.

„Und nun, mein Sohn“, sagte der Sterbende, nachdem er sich ein wenig gefaßt hatte, „bitte ich dich umso inniger, lies die Bibel deines Vaters, lies sie unter Gebet, damit auch du das in ihr findest, was allein für ewig glücklich zu machen vermag.“

Erschöpft sank der alte Mann zurück. Die Blässe des Todes überzog sein Gesicht. Aber das glückliche Leuchten blieb.

„Nun, Herr, entlässest Du Deinen Knecht in Frieden“, flüsterte er. Noch in der gleichen Nacht starb er glücklich und voll froher Zuversicht in den Armen seines Sohnes.

Das wunderbare Erlebnis, die tiefe Freude des Vaters, seine Worte der Liebe, vor allem aber sein glücklicher, friedevoller Heimgang machten tiefen Ein-

druck auf Jakob. Er begann sogleich in der Bibel zu lesen, in der ja alles neu für ihn war. Und je mehr er las, desto größer wurde sein Verlangen, die Tiefen dieses Buches zu erforschen. Gott segnete das Lesen an dem Herzen des jungen Mannes. Er erkannte, daß sein vergangenes Leben, obwohl nach außen hin tadellos, nutzlos und eitel war, und daß er einer besseren Gerechtigkeit bedurfte als der eines sogenannten guten Lebens. So kam er als verlorener Sünder zu Gott, und Gott lenkte seinen Blick auf Jesus, das Lamm Gottes, das für Sünder starb. In dem Blute des teuren Gotteslammes fand auch Jakob Frieden und das Bewußtsein seines ewigen Heils.

Damit begann ein ganz neues Leben für den jungen Arzt. Nachdem er selbst den kostbaren Schatz gehoben hatte, versäumte er fortan keine Gelegenheit, auch andere damit bekannt zu machen. Sein Beruf gab ihm dazu ja die beste Gelegenheit. Von da an war er erst ein richtiger Arzt, der seinen Kranken Mittel geben konnte für die Krankheiten des Leibes und der Seele.

Ist Gottes Tun nicht wunderbar? Ein Vater wirft sein armes, hungriges Kind ins Meer, um sich seiner zu entledigen, und Gott wirkt an der Seele dieses bösen Mannes so, daß er, der beinahe zum Mörder geworden wäre, später dem Sohn der Bote des ewigen Heils wird! Ja, da mag man wohl mit dem großen Propheten des Alten Bundes sprechen:

„Auch dieses geht aus von Jehova der Heerscharen; Er ist wunderbar in Seinem Rat, groß an Verstand“. (Jes. 28, 29.)

Verordnet

Wir leben in einer Zeit der Verordnungen. Eine Verordnung jagt die andere. Die Absicht des Gesetzgebers dabei mag gut sein. Ob aber der beabsichtigte Zweck in den einzelnen Fällen erreicht wird, ist eine andere Frage. Alle menschlichen Verordnungen verraten die Unzulänglichkeit derer, die sie erlassen. Die neuerdings am meisten genannten Verordnungen sind die „Notverordnungen“. Sie sind ein Beweis der grenzenlosen Not, in der das arme deutsche Volk sich befindet, andererseits aber auch der Notlosigkeit der Regierenden. Auch bei den Notverordnungen besteht die Gefahr, daß sie, anstatt die bestehenden Verhältnisse zu bessern, zur Verschlimmerung derselben beitragen.

Inmitten des allgemeinen Wirrwarrs behauptet ein Buch felsenfest seinen Platz, das auch Erlasse und Verordnungen enthält, aber Verordnungen, die deutlich ihren göttlichen Ursprung verraten, und die nie und nimmer trügen. Dieses Buch ist die Bibel.

Heute möchte ich auf zwei Verordnungen dieses Buches hinweisen, deren Bedeutung über alle Maßen groß ist. Die erste finden wir in Apstg. 13, 48. Die Stelle lautet: „Es glaubten, so viele ihrer zum ewigen Leben **v e r o r d n e t** waren“.

Was beim Lesen dieser Stelle zunächst auffällt, ist die Tatsache, daß diese Verordnung nur eine bestimmte Anzahl Menschen angeht. „Es glaubten, so viele ihrer zum ewigen Leben **verordnet** waren.“ Von einer Verordnung der übrigen zum ewigen Tode, der Verdammnis, lesen wir nichts.

Des weiteren beweist die Stelle unzweideutig, daß der Besitz des ewigen Lebens eine Gabe Gottes ist. Niemand kann es sich erwerben. Es wird von Gott aus Gnaden gegeben. Für den Hochmut des natürlichen Menschen ist diese Tatsache ärgerlich. Er möchte nichts geschenkt erhalten. Er möchte verdienen. Aber soviel der Mensch auch an irdischen Gütern verdienen mag, dieses größte aller Güter kann er nicht verdienen. Tod und Verdammnis verdient er sich durch seine Feindschaft gegen Gott und durch seine Sünden: Lüge, Trug, Begierde, Unreinheit, Stolz, Eitelkeit, und wie all die bösen Dinge heißen mögen, die im Menschenleben in Erscheinung treten. Das ewige Leben gibt Gott, schenkt Gott, und zwar dem, welchem Er es schenken will, denen, die dazu auserwählt sind vor Grundlegung der Welt.

Halt! sagt da der menschliche Verstand, dann bin ich nicht verantwortlich. Wenn nur die das ewige Leben erhalten, die dazu verordnet sind, dann bin ich jeder Verantwortung ledig.

Dieser Schluß scheint auf den ersten Blick folgerichtig. In Wirklichkeit ist er es nicht. Andere Aussprüche Gottes zeigen klar, daß und inwiefern der Mensch verantwortlich ist. Wir lesen, daß, wer da will, von dem Wasser des Lebens trinken kann. Die Einladung, Buße zu tun und sich mit Gott versöhnen zu lassen, ergeht an jedermann. Niemand ist ausgeschlossen. Jeder kann Buße tun, jeder sich zu Jesu wenden. Wer da glaubt, empfängt ewiges Leben (Joh. 3, 16), und jedem ist die Möglichkeit dazu gegeben. Den Menschen trifft also allein die Verantwortung, wenn er von dieser Möglichkeit

keinen Gebrauch macht. Er verschuldet so sein Unglück selbst. Der Herr Jesus stößt niemand zurück, der zu Ihm kommt.

Wenn nun, wie wir schon sagten, die oben erwähnte Verordnung auch nicht alle Menschen angeht, so ist sie doch für alle geschrieben, damit ein jeder darüber nachdenke. Nun frage ich den Leser: Möchtest du nicht auch zu den zum ewigen Leben Verordneten gehören? Sage nicht: Wenn ich dazu verordnet bin, werde ich auch schon zu dem Glauben kommen, der die Verheißung des ewigen Lebens hat! Das ist die Stimme Satans, des Verführers. Was weißt du, was Gott über dich bestimmt hat? Geschrieben steht, daß Gott nicht will, daß irgend jemand verloren gehe, sondern daß alle zur Buße kommen, also auch du. Danach richte dich! Tue Buße! Glaube dem geschriebenen Wort! Dann wirst auch du dahin kommen, dich mit überströmendem Dank zu denen rechnen zu dürfen, die jubelnd bekennen: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Ich weiß, daß ich nicht verloren gehe. Ich weiß, daß ich ewiges Leben habe. Ich weiß, daß auch ich auserwählt bin vor Grundlegung der Welt.

Wenn du aber deinen Weg weiterhin in Gleichgültigkeit gehen willst, nicht achtend auf die Bitte des Apostels in Christi Namen: „Laßt euch versöhnen mit Gott!“ (2. Kor. 5, 20), dann muß ich dich auf eine zweite göttliche Verordnung aufmerksam machen, die Gott einst durch den Mund des Apostels Petrus hat bekunden lassen. Sie lautet: „Er hat uns befohlen, dem Volke zu predigen und ernstlich zu bezeugen, daß Er (Jesus Christus) der von Gott verordnete Richter der Lebendigen und

der Toten ist". (Apstgtsch. 10, 42.) **Es gibt ein Gericht**, und der von Gott verordnete Richter ist der „Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge“ (Offbg. 3, 14), dessen Worte alle Ja und Amen sind. Es ist derselbe, der einst auf Erden Worte der Gnade und Wahrheit sprach, der sich damals und auch heute noch voll Liebe an alle Mühseligen und Beladenen, an alle Dürstenden wendet, und der jedem, der zu Ihm kommt, Ruhe und das Wasser des Lebens verheißt. Derselbe Jesus, welchem schon „alle Propheten Zeugnis gaben, daß jeder — höre es! — jeder, der an Ihn glaubt, Vergebung der Sünden empfängt durch Seinen Namen“ (Apstgtsch. 10, 43) — und Er ist es, den Gott verordnet hat, auf daß Er „den Erdkreis richte in Gerechtigkeit“. (Apstgtsch. 17, 31.)

Welch ein Unterschied besteht doch zwischen der ersten Verordnung in Apstgtsch. 13, 48, und derjenigen in Kap. 10, 42! Dort der Mensch verordnet zum ewigen Leben, hier ein Richter, von Gott verordnet, um zu richten! Beide Stellen göttliche Wahrheit! An beiden Stellen die gleiche Person, aber zu welcher verschiedenen Bestimmungen: einmal, um ein Licht zu sein den Nationen, zum Heil bis an das Ende der Erde (B. 47), das andere Mal, um Richter zu sein über den ganzen Erdkreis!

Und nun, mein Leser, kannst du wählen. Wählst du heute Jesum, indem du glaubst an Sein auf Golgatha vollbrachtes Werk, so trifft die erste Verordnung auf dich zu. Das ewige Leben ist dein glückseliges Teil. Setzest du aber dein bisheriges Leben fort, vielleicht als ein ehrbarer, geachteter Bürger dieser Welt, aber fern von Gott und dann untertan dem Für-

sten dieser Welt, so hast du nichts anderes zu erwarten, als daß der von Gott verordnete Richter, auf Seinem Thron des Gerichts sitzend, dich einst richten wird nach deinen Werken, und das wäre das Furchterlichste, was dir je begegnen könnte. Durch deine eigene Schuld wärest du dann ewig verloren.

Haltet an im Gebet!

Ein Missionar in Afrika sah einmal einen Negerjungen im Hüttenwinkel knien, wo er mit dem Heiland redete.

„Herr Jesus“, hörte er ihn sagen, „ich danke Dir, daß Du böse Leute in mein Land geschickt hast, die mich gefangen nahmen und hierher brachten, weil ich Dich hier kennen und lieben gelernt habe. Nun schicke doch, bitte, andere böse Leute zu meinem Vater und meiner Mutter, damit sie auch sie gefangen nehmen und hierherbringen, denn sie brauchen Dich auch und müssen Dich lieben lernen.“

Als der Missionar einige Tage später den Jungen nachdenklich am Meeresufer sitzen sah, fragte er ihn:

„Weshalb schaust du denn so lange aufs Meer hinaus, Tom?“

„Ich wollte nur sehen, ob Gott mein Gebet erhört hat“, antwortete Tom.

Zwei Jahre lang sah man von diesem Tage an den Burschen tagtäglich ans Meer gehen, um zu sehen, ob das Schiff angekommen sei, das seine Eltern bringen sollte. Endlich kam er eines Morgens strahlend vor Freude zu dem Missionar gelaufen.



„Sie sind gekommen!“ rief er glücklich.
Es war so. Sein Gebet war erhört. — —
Der Herr Jesus erhört gern die Fürbitten für
andere, besonders wenn es sich um Dinge handelt,
wie in unserem Fall. Darum laßt uns, die wir Je-

sum kennen, das köstliche Vorrecht der Fürbitte auszu-
nutzen, uns in die Lage anderer hineinzusetzen su-
chen und mit warmem Herzen ihre Bedürfnisse vor
Ihn bringen, mögen sie nun irdischer oder geistlicher
Art sein. Kommt die Erhörung unserer Gebete auch
nicht sogleich und auch nicht immer so, wie wir es
uns gedacht haben, sie kommt doch zu der Stunde
und in der Weise, wie es Seiner vollkommenen Liebe
und Weisheit entspricht.

Wie ein Blinder sehend wurde

Nachdruck nicht gestattet.

So wie jeder Speisewirt unter seinen Gästen
solche hat, denen er es nie recht machen kann,
die an allem etwas auszusetzen haben, mag
er sich auch noch so viel Mühe geben, so hat auch
der große Erhalter aller Menschen, der „Seine Sonne
aufgehen läßt über Böse und Gute, und der regnen
läßt über Gerechte und Ungerechte“, unter ihnen sol-
che, die immer etwas zu nörgeln und zu mäkeln ha-
ben. An allem finden diese Leute Fehler, nur an sich
selbst nicht. Dabei gleichen sie oft genug einem alten
brüchigen Hause, das abgebrochen werden soll. Sind
erst einmal die Außenwände gefallen, so tritt zutage,
wie rissig, brüchig, faul und verschmutzt das ganze
Innere ist.

Ein solcher Nörgler und Mäkler war der Guts-
pächter Karl Dhnfried. Mit niemand war er zufrie-
den, weder mit Gott noch mit irgend einem Menschen.
Dabei hätte er so viel Ursache gehabt, dankbar zu
sein. Wer hatte im weiten Umkreise solch einen guten

Biehstand wie er? Wer hatte so schöne und starke Arbeits-, wer solch prächtige Kutschpferde? Wer eine solch ertragreiche Schweinemästerei usw. usw.? Und dann noch die hundertvierundsechzig gutgenährten Heidschnucken! Außerdem besaß Dhnfried das Beste und Schönste, was sich ein verständiger Mann nur wünschen kann, nämlich sein gottesfürchtiges, sparsames und tatkräftiges Weib, seine Hanna. Hatte sie ihm nicht drei gutgeratene Söhne und zwei liebe Töchter geschenkt? Und dennoch hatte der alles und alle bemäkelnde Mann und Vater die drei Söhne — wenn auch nicht mit Absicht — durch sein engherziges, unzufriedenes Wesen und seine Tadelsucht aus dem Hause und ins Ausland getrieben. Infolgedessen mußte er sich seitdem mit bezahlten Kräften herumärgern, die bei seiner unleidlichen Art oft wechselten.

Mit des Pächters Frau waren die Arbeiter durchweg sehr zufrieden, denn sie hörten, sahen und empfingen von ihr nur Gutes. Sie kargte nie mit aner kennenden, aufmunternden Worten, während ihr Mann für Fleiß und redliche Mühe kein Wort des Lobes hatte.

Ich sagte schon, daß Dhnfried auch mit Gott nicht zufrieden war. Er war überzeugt, daß er von Seiner Seite nur eine recht stiefmütterliche Behandlung erfuhr. Dieser Ansicht war der Pächter nicht immer gewesen. Im Anfang seiner Ehe hatte er seine Gattin regelmäßig begleitet, um Gottes Wort zu hören. Damals hatte er auch nicht nur an sich selbst gedacht. Ob er wirklich ein Christ war, kann ich freilich nicht sagen. Jedenfalls war die große Unzufriedenheit gekommen, als er angefangen hatte, Gott öffentlich den Rücken zu kehren. In jener Zeit war er

ein anderer geworden, einer, der nur noch klagen konnte und es seiner Meinung nach nicht halb so gut hatte, wie er verdiente. Er war völlig blind für die Güte Gottes, blind darüber, daß er im Grunde genommen im Sonnenschein des Glückes wandelte. Nun, er sollte erfahren, was es bedeutet, wenn Gott Seine Hand von einem Menschen zurückzieht.

Über Deutschland und sein Volk zogen lange, schwere Schicksalsjahre herauf, unter denen besonders die Landwirtschaft sehr litt. Pächter Dhnfried machte keine Ausnahme. Dann kam ein Tag, an dem er nicht mehr imstande war, den vierteljährlichen Pachtzins zu zahlen. Er wußte genau, daß die Bank, der das Gut gehörte, nicht lange sackeln, sondern ihn verklagen und pfänden lassen würde, wenn es ihm nicht gelang, das Geld in Bälde aufzubringen. In dieser Erkenntnis tat er das Törichteste, was er tun konnte. Er wandte sich an einen Getreidemaßler und Bankagenten um Hilfe, der wegen seiner Durchtriebenheit berüchtigt war, und das, obwohl ihm, wie wir noch hören werden, andere Wege offenstanden. Ascher Salomonssohn hieß dieser Helfer in der Not. Dhnfried erhielt das Geld, aber unter was für Bedingungen! Er mußte dem Juden sein bestes Vieh verpfänden und dazu hohe Zinsen zahlen. Ascher Salomonssohn verstand sein Schäfchen zu scheren.

Von des Pächters drei Söhnen hatten sich zwei in Kanada und einer in Brasilien angesiedelt. Alle drei waren verheiratet und hatten größere Familien. Da auch in Amerika aller Anfang schwer ist und die Einrichtung der Farmen hohe Beträge erforderte, konnten die Söhne vorderhand dem Vater nicht helfen. Dhnfried dachte auch garnicht daran, sie um

Hilfe zu bitten. Sein Stolz hätte es nicht erlaubt. In den letzten Jahren hatte er sich überhaupt nicht um sie gekümmert. Nicht einmal ihre an die geliebte Mutter gerichteten Briefe hatte er gelesen. Wollte seine Frau ihm die Schreiben zu lesen geben, so schob er sie meist zurück und sagte, es sei genug, daß sie wüßte, wie es den Kindern ginge; er habe den Kopf voll Sorgen usw.

Die ältere der beiden Töchter, die Rosemarie, war an den Hauptlehrer Gerhard in einem nicht gar fernen großen Kirchdorf, und die jüngere Schwester, die Dörte, im gleichen Dorf mit einem wohlhabenden jungen Bauer verheiratet. Hauptlehrer Gerhard entstammte einem reichen Bauernhause. Er war der zweite Sohn und kürzlich durch den Tod des älteren Bruders, des alleinigen Erben, Gesamterbe geworden. Gerhard hätte dem Schwiegervater gern geholfen, wußte aber, daß er gerade von ihm sich am wenigsten helfen lassen würde, denn Ohnfried hatte ihm nur ungern seine Tochter zur Frau gegeben, weil er sie lieber an einen jungen Gutsbesitzer verheiratet hätte, der sich um sie beworben hatte.

Hochmut kommt vor dem Fall! Eines Sonntagvormittags ließ der Pächter wieder, wie so oft, seine beiden Apfelschimmel, wundervolle, edle Tiere, — sein ganzer Stolz — anspannen, um zur Stadt zu fahren und dort mit seinem Freund Salomonssohn in einem Kaffeehause beim Kartenspiel den Sonntag zu verbringen. Da kam mit eiligen Schritten das Unglück heran.

Er war noch keine halbe Stunde unterwegs, als ihm auf der Landstraße ein Auto in rasender Fahrt unter fortwährendem Hupen entgegenbrauste. Schon

bei den ersten gellenden Tönen scheuten die beiden Vollblüter derart, daß sie zitterten, und als die Hupe immer wieder ertönte, konnte Ohnfried es trotz aller Anstrengungen nicht verhindern, daß die Pferde scharf rechts ausbrachen und samt dem Wagen in den breiten und tiefen Straßengraben stürzten. Das Auto raste vorüber. Zum Glück kamen nach einer knappen Viertelstunde ein paar Fußgänger an der Unglücksstelle vorbei, und gleich darauf tauchte ein mit drei Herren besetztes Auto auf, das auf Winken der Leute hielt. Alle bemühten sich um den laut um Hilfe schreienden Verunglückten, der mit einem Bein und einem Arm unter dem Wagen festgeklemmt lag. Während man noch um ihn beschäftigt war, kam in flotter Fahrt ein „Hanomag“ daher, in welchem ein dem Wächterhause befreundeter Arzt, Doktor Helmoldt, saß. Er hielt von selbst, als er die beiden, ihm gutbekannten Apfelschimmel am Boden liegen sah, die vor Schmerzen wild um sich schlugen. Mit vereinten Kräften gelang es den Männern, Ohnfried unter dem zertrümmerten Wagen hervorzuziehen. An die Pferde heranzukommen, war nicht möglich. Es blieb nichts anderes übrig, als aus der nahen Stadt schleunigst einen Tierarzt herbeizuholen. Leider konnte er nur feststellen, daß das schöne Handpferd beide Vorderbeine gebrochen hatte, während das andere Pferd neben einem Bruch des rechten Vorderbeins innere Verletzungen davongetragen haben mußte, denn es blutete fortwährend aus dem Maule. Das Tier ging dem Arzt unter den Händen ein. Das Handpferd mußte an Ort und Stelle erschossen werden.

Bereitwillig erfüllten die drei mit dem Auto gekommenen Herren Doktor Helmoldts Bitte, den

Pächter, der mittlerweile die Besinnung verloren hatte, heimzufahren. Zwei der Herren mußten zu Fuß gehen, weil man auf ihre beiden Sitze den Verunglückten gebettet hatte. Doktor Helmoldt aber jagte in seinem Hanomag voraus, um alles für die Aufnahme des Verunglückten auf dem Gute vorzubereiten.

Die erste genauere Untersuchung des Verletzten ergab eine starke Quetschung beider Oberschenkel, außerdem aber innere Schäden, deren Schwere jedoch nicht festgestellt werden konnte, solange Dhnfried ohne Besinnung war. Erst nachdem er durch eine starke Kampferspritze zum Bewußtsein zurückgebracht worden war, konnte der Arzt gründlich untersuchen. Das Ergebnis war ernst. Lunge und Herz waren in Mitleidenschaft gezogen; auch eine Rippenquetschung wurde festgestellt.

Nach beendeter Untersuchung fuhr der Arzt zu dem ihm befreundeten Ortspfarrer und bestellte von dort telephonisch eine Krankenschwester. Den Pfarrer selbst nahm er auf dessen Bitte mit ins Pächterhaus, da jener gern der armen Frau des Verunglückten ein Wort des Trostes sagen wollte.

Noch am gleichen Abend erschienen die beiden Töchter mit ihren Männern. Die Schwiegersöhne boten sofort jede etwa nötige Hilfe an. Besonders Gerhard verstand es, seine Schwiegermutter zu beruhigen und ihr Mut zu machen. Sie sollte dessen bald in besonderem Maße bedürfen, denn eines Tages kündigte Mscher Salomonssohn, der sich bislang nicht hatte sehen lassen, seinen Besuch an und zeigte der zu Tode erschrockenen Frau einen Wechsel über 2850 Mark vor. Was wäre geworden, wenn nicht die beiden tüch-

tigen und verständigen Schwiegersöhne dagewesen wären, welche sofort die Regelung der Sache in die Hand nahmen, mit dem frechen Händler so verfahren, wie er es verdiente, und die Leitung des Gutes ganz übernahmen?

Viele, viele Wochen gingen ins Land, und nur sehr langsam schritt die Genesung des Kranken voran. Nachdem er anfänglich den Besuch von Pfarrer Engelbrecht, einem entschieden gläubigen Manne, abgewiesen hatte, erlaubte er mit der Zeit, daß dieser kam und sich für fünf Minuten zu ihm setzte. Ruhig hörte er auf das, was sein Besucher ihm zu sagen hatte, und gern ließ er es zu, daß jener seine einst so starken, jetzt aber mager, weiß und schwach gewordenen Hände leise streichelte. Wieder etwas später durfte er schon ein ganzes Viertelstündchen bei ihm bleiben, und nach und nach noch länger. Ja, es kam schließlich dahin, daß der Kranke unruhig nach der kleinen Schwarzwälder Wanduhr schaute, wenn der Gast einmal etwas später kam als sonst.

Herr Engelbrecht war über diesen Wechsel in der Gesinnung des Kranken innerlich hocheifreut, ließ sich aber nichts davon merken. Er hoffte zuversichtlich, daß des Pächters Augen mehr und mehr aufgehen würden, um Gottes Liebe zu erkennen.

Inzwischen war es Frühling geworden, und Ostern stand vor der Tür. Eines Tages saß der Pfarrer wieder bei dem Kranken. Er konnte jetzt schon über manches mit ihm reden, was er im Anfang nicht gedurft hätte, und so brachte er vorsichtig das Gespräch auf den Leidensweg unseres Herrn und Heilands, wie Er hinaufzog nach Jerusalem, um dort

zu sterben. Zu seiner großen Freude unterbrach ihn der Kranke plötzlich mit der Bitte, ihm Näheres hierüber aus der Bibel vorzulesen. Des Besuchers Herz jubelte, und innerlich dankte er Gott. Er las dann verschiedene Stellen, darunter auch die Geschichte von der Heilung der beiden Blinden bei Jericho. (Matth. 20, 29—34.) Plötzlich richtete sich Ohnfried mühsam auf und sagte mit schwacher Stimme:

„Einen Augenblick, bitte! Mir ist gerade etwas klar geworden. Ich bin einer von diesen beiden Blinden. Verstehen Sie, wie ich das meine?“

„Ja, ich verstehe Sie vollkommen, lieber Freund. Ihre Worte beglücken mich sehr. Wie es nie zu spät ist, begangene Fehler zu erkennen und nach Möglichkeit wieder gutzumachen, so ist es auch nie zu spät, die Augen für Gottes Liebe zu öffnen und zu sehen, wie unendlich groß Sein Erbarmen ist.“

„Ja, Sie mögen wohl recht haben. Und jetzt habe ich noch eine Bitte. Sind Sie mir böse, wenn ich Sie freundlich bitte, mich für heute zu verlassen? Ich möchte allein sein, um alles noch einmal in Ruhe durchdenken zu können, was Sie mir gesagt und vorgelesen haben.“

„Nein, nein, lieber Ohnfried, gewiß bin ich Ihnen deswegen nicht gram. Ich freue mich im Gegenteil von Herzen über diesen guten Gedanken.“

„Und wann darf ich Sie wieder erwarten? Wohl erst nach den Feiertagen? Sie haben jetzt sicherlich viel zu tun?“

„Das schon. Trotzdem komme ich aber am ersten Feiertag zu Ihnen. Der Doktor wird mich sicher in seinem Hanomag mitnehmen. Er ist übrigens gar nicht recht zufrieden mit Ihnen. Anfangs ging es mit

der Genesung leidlich vorwärts. Seit einiger Zeit aber garnicht mehr. Woran mag das liegen?"

„Das will ich Ihnen sagen. Ich quäle mich zu sehr mit all den trüben Gedanken um meine arme liebe Gattin und um meine Kinder. Besonders die Erinnerung an meine drei Söhne, die ich, ohne es zu wollen, aus dem Hause getrieben habe, macht mir unaufhörlich zu schaffen. Ich weiß heute, daß ich allein schuld bin an ihrem Fortgehen. Wegen des Gutes mache ich mir keine Sorgen. Mein Schwiegersohn Gerhard hat alles in einer Weise geordnet, wie ich es nicht gekonnt hätte. Und der andere, Paulsen, hat die Leitung der Wirtschaft übernommen, und alles geht wie am Schnürchen. Da ist also alles in Ordnung. Aber meine Söhne, meine Söhne! Ich komme nicht darüber weg, was ich an ihnen verschuldet habe. Tag und Nacht denke ich daran. Aber was soll ich tun? Sie weilen fern von hier, und ich bin nicht einmal imstande, ihnen zu schreiben. Wer weiß, ob ich sie je wiedersehe!“

Dem Sprecher brach die Stimme. Tränen standen in seinen Augen, und die schmalen, bläulichen Lippen zitterten.

Beruhigend legte der Pfarrer dem Kranken die Hand auf den Arm und sagte:

„Wollen Sie mir erlauben, an Ihrer Stelle Ihren Söhnen zu schreiben und ihnen mitzuteilen, wie Sie jetzt über die Vergangenheit denken?“

„O, wenn Sie das tun wollten! Gewiß, das würde mir viel von meinem Kummer nehmen.“

Noch am gleichen Abend schrieb Herr Engelbrecht drei Briefe nach dem fernen Amerika. Der Schluß lautete in jedem gleich:

„Der Arzt hat mir anvertraut, daß Ihr lieber Vater nicht mehr gesund werden wird. Lunge und Herz haben bei dem Sturz eine zu starke Quetschung erlitten. Wollen Sie den Vater noch lebend sehen, dann kommen Sie, falls Ihre Verhältnisse es gestatten, so schnell wie möglich herüber. Noch weiß Ihre arme Mutter nichts davon, daß es so ernst steht. Also, bitte, Vorsicht und größte Eile!

Ihr . . .“

Am Ostersonntag saß Herr Engelbrecht, wie versprochen, gegen zwölf Uhr mittags an des Pächters Bett. Er fand ihn in merkwürdig froher Stimmung und mit glänzenden Augen. Nur das Rasseln in der Brust und die roten Flecken auf den Backen zeugten davon, daß ein Schwerkranker da lag. Der Pfarrer las einen Abschnitt aus dem Evangelium vor und gab dazu eine kurze Erklärung. Als er damit fertig war, ergriff Dhnfried seine Hand und sagte:

„Hören Sie! Ich habe heute gegen Morgen einen ganz merkwürdigen Traum gehabt. Ich träumte, ich stände an der Himmelstür und begehrte Einlaß. Da wurde es mit einemmal unerklärlich hell ringsum. Ich war ganz geblendet und schloß die Augen. Als ich sie wieder aufschlug, stand der Heiland Jesus Christus im Rahmen der Tür. Er sah mich ernst, aber unendlich gütig und voller Mitleid an, so mitleidsvoll, daß ich vor Schmerz und Scham zusammenbrach. Da sagte Er mit weicher, sanfter Stimme: „Mein Sohn, da bist du endlich?! Und wo sind dein Weib und deine Kinder? Wo sind deine drei Söhne? Hole sie und komm dann wieder zu mir!“ Mit einem Segensgruß verschwand die lichte Gestalt vor meinen Augen. Ich aber erwachte.“

„Das ist ja in der Tat ein wunderbarer Traum! Und Sie glauben wirklich, daß es der Heiland war, den Sie gesehen haben?“

„Ja, das glaube ich bestimmt. Er war es, der einst den Leidensweg nach Golgatha gegangen ist, um dort für Sünder zu sterben. Und weil ich jetzt weiß, daß Er auch für mich am Kreuz gewesen, daß Er aber nicht im Tode geblieben, sondern aus den Toten auferstanden ist, so weiß ich, daß auch ich auferstehen werde. Ich werde zu Ihm gehen, und ich hoffe, bei Ihm einmal alle meine Lieben wiederzusehen!“

„Dem Herrn sei Dank! daß Er Ihnen diesen kostbaren Glauben an Seinem Tode ins Herz gesenkt hat! Halten Sie den Blick nun auch fernerhin unentwegt auf Ihn gerichtet! Und daß Er auch die drei Briefe sicher an den Ort ihrer Bestimmung bringen möge, darum wollen wir Ihn gemeinsam bitten. Und nun Gott befohlen!“

Seit dem oben Geschilderten mochten etwa fünf Wochen verflossen sein, da stand Frau Dhnfried mit ihren drei Söhnen, deren Frauen und ihren eigenen Töchtern und Schwiegersöhnen am Sterbebett ihres Mannes. Der Arzt hatte recht behalten. Die Stunden des Kranken waren gezählt. Aber er war nicht mehr unzufrieden mit diesem Wege Gottes, der seit fünf Wochen sein Vater war in Christo Jesu. Mit tiefer Freude hatte er seine drei Söhne und ihre Frauen willkommen heißen und alles in Ordnung gebracht. Und nun war er bereit, abzuschneiden und zu Christo zu gehen. Während die Seinigen gemeinsam das schöne Gellert'sche Lied sangen:

„Jesus lebt! Mit Ihm auch ich!
Tod, wo sind nun deine Schrecken?“

löschte der Herr über Leben und Tod das Lebenslicht
des Kranken aus und ließ ihn sanft entschlafen.

D. B.

„Ich hatte ja den Herrn darum gebeten.“

Dtto war nach seiner Schulentlassung bei einem Bäcker in die Lehre getreten, der neben seiner Bäckerei noch eine Gastwirtschaft betrieb. Auf diese Weise kam der Junge mitten in ein rechtcs Getriebe hinein. Er fand aber nichts darin, was seinem Herzen Befriedigung gegeben hätte.

Zu den Kunden seines Meisters gehörten einige Familien, die wohl ihren Brotbedarf bei dem Bäcker deckten, seiner Wirtschaft aber fern blieben. Es waren gläubige Christen. Eine aus diesem Kreise ließ sich eines Tages in ein ernstes Gespräch mit dem jungen Bäckerlehrling ein. Sie erkannte bald, daß Otto noch keinen Frieden mit Gott hatte. Er gab selbst zu, daß er nicht glücklich sei. Das Gespräch hatte zur Folge, daß Otto anfing, sich im Lichte Gottes als verlorener Sünder zu erkennen. Von da ab begehrte sein Herz nach Frieden. Wie er ihn erlangen konnte, wurde ihm in einfachen, klaren Worten gesagt.

Einige Tage quälender Ungewißheit vergingen, in denen Otto mehr und mehr erkannte, daß er rettungslos verloren war. Schließlich machte er es, wie seine gläubige Bekannte ihm gesagt hatte. Im Glau-

ben nahm er den Herrn Jesus als seinen Heiland an und ging zu Ihm mit seiner ganzen Schuld. Da wurde er die Last seiner Sünden los, und er wurde so glücklich, daß er offen bekannte, was Gott an ihm getan hatte.

Wenn ein Sünder sich von den Wegen des Irrtums zu dem Herrn Jesus bekehrt, ist es nicht mehr als natürlich, daß er nunmehr auch zur Ehre und Freude seines Herrn zu leben begehrt. Das wollte Otto auch. Nun beunruhigte ihn eine Sache.

Er war ein guter Fußballspieler und gehörte einem Fußballklub an, für den, wie es bei derartigen Vereinen die Regel zu sein pflegt, der Sonntag der Hauptspieltag war. Auch sein Meister gehörte dem Klub an. Kann ich als Jünger Jesu fernerhin noch die Sonntage auf dem Sportplatz zubringen? fragte Otto sich. Es wurde ihm bald klar, daß das nicht ging. So trat er vor seinen Meister und trug ihm den Wunsch vor, auszutreten. Aber da kam er schön an. Kurz und bündig erklärte der Meister, dazu gebe er nie und nimmer seine Einwilligung. Recht niedergeschlagen kam Otto kurz darauf zu einem seiner gläubigen Bekannten, teilte ihm die Sache mit und fragte, was er tun solle. Der Bekannte war ein verständiger Mann. Er gab dem Jungen den Rat, sein Anliegen zunächst dem Herrn selbst zu sagen und Ihn anhaltend um einen Ausweg aus der Schwierigkeit zu bitten. Der Herr werde dann gewiß die Sache in Seine Hand nehmen und alles zum Guten lenken.

Otto nahm den Rat an und bat den Herrn Jesus in aller Einfachheit um Seine Hilfe. Doch empfing er bis zum nächsten Sonntag noch keine Ant-

wort. Schweren Herzens ging er zum Sportplatz, immer zum Herrn rufend, daß Er doch sein Gebet erhören möge.

Und was geschah?

Ganz unerwarteterweise überwarf sich der Bäckermeister mit einigen seiner Sportsfreunde, und in seinem Arger rief er seinem Lehrling zu:

„Meinetwegen brauchst du nicht mehr mitzuspielen.“

Wer war glücklicher als Otto? Aus welchem Grund der Meister seinen Herzenswunsch erfüllte, konnte ihm ja gleich sein. Für ihn war es eine Gebetserhörung. Treuherzig sagte er zu seiner Bekannten, die ihn zuerst auf den Weg des Heils aufmerksam gemacht hatte:

„Ich hatte ja auch den Herrn so darum gebeten, und nun hat Er mir so schnell Antwort gegeben.“

Der Omnibuskutscher und sein Pferd

Ein Omnibuskutscher pflegte gern davon zu erzählen, wie er sein Pferd erzogen habe.

„Es gab keine bössere Bestie als mein Pferd. Heute werdet ihr kein lenksames Tier finden als dieses.“

„Wie ging denn die Veränderung vor?“

„Sehr einfach. Zuerst fing ich selber an, anders zu werden. Dann wurde es auch anders. Es war immer schlechter Laune. Es bäumte sich auf, schlug aus, und wiederholt biß es mich sogar. Aber es war ein ausgezeichnetes Zugpferd, und deshalb behielt ich

es. Sobald es störrisch wurde, geriet ich in Wut, gab ihm Tritte, fluchte und schlug es erbarmungslos; aber die Sache wurde nur schlimmer. So kam es, daß ich zuletzt einen wahren Widerwillen gegen mein Pferd bekam, und ihm ging es mit mir nicht anders. So stand es zwischen uns, als ich eines Tages anfang, mich zu besinnen, und Gott bat, Er möge mir helfen, daß ich über meine schlechte Laune Meister werden könne. Ich hörte auf zu fluchen, und ihr hättet das Erstaunen meines Pferdes sehen sollen. Es merkte die Veränderung, die bei mir vorgegangen war, bevor meine Angehörigen sie merkten. Wenn es störrisch wurde, redete ich ihm sanft zu und sah ihm dabei in die Augen. So ging es eine Zeitlang. Offenbar besann es sich auch. Und mehr und mehr wurde es lenksam wie ein Schaf. Ich habe keinen Ärger mehr mit ihm gehabt, und heute weiß ich, daß es meine und nicht seine Schuld gewesen ist, wenn man nichts mit ihm machen konnte. Versucht es einmal mit meiner Methode! Ihr werdet sehen, sie ist gut!“

M e r k e: Wenn man durch schlechte Behandlung ein gutes Roß verderben kann, kann man nicht auch einen guten Menschen durch schlechte Behandlung schlecht machen?

M e r k e: Wenn ein Rutscher sich bekehrt, so muß es auch sein Gaul merken.

M e r k e: Wenn es etwas nützt, daß man mit einem Rosse freundlich redet, sollte es nicht auch nützen, wenn man mit einem Menschen freundlich redet?

„Schmalkalder Bote.“

Um eine Seele

Guten Abend, Tante Adelheid! Wie geht es dir und Tante Trude?"

"Du bist es, Gerrit? Ist recht von dir, daß du schon wieder kommst! Wir werden mit Besuchen sonst nicht verwöhnt. Sei uns herzlich willkommen!"

Mit diesen Worten reichte Tante Adelheid, eine ältere, gelähmte Dame, ihrem Neffen, dessen regelmäßige Besuche sie sehr schätzte, beide Hände. Auf seine Frage eingehend, fuhr sie fort:

"Mir geht es nicht gerade besser, aber auch glücklicherweise nicht schlechter als gewöhnlich. Das Alter macht sich mehr und mehr bemerkbar. Tante Trude muß mir buchstäblich in allem behilflich sein. Doch unser treuer Gott und Vater ist bei uns. Er gibt die Kraft, die wir für jeden Tag bedürfen, und Er schenkt Geduld und Ausdauer. Doch wie geht's zuhause? Alles wohl bei euch?"

"Danke, meiner Frau geht's gut", erwiderte der junge Mann; „aber“, und bei diesem Aber überzog ein Ausdruck ernster Sorge sein frisches Gesicht, „habt ihr das schon von Annchen gehört?"

"Von Annchen, deiner Schwester? Nein, was ist mit ihr?" fragte Tante Adelheid.

"Ach, ich kann es fast nicht sagen. Meine liebe,

einzigste Schwester!“ rief Gerrit, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Erschrocken blickte Tante Adelheid ihren Neffen an.

„Ich bin in der größten Unruhe ihretwegen“, fuhr Gerrit fort. „Wie der Arzt sagt, ist ihr Zustand so bedenklich, daß sie, wenn nicht ein Wunder geschieht, nur noch Wochen zu leben haben wird...“

„Aber was fehlt ihr denn, Junge?“ rief die alte Dame ganz entsetzt. „Nun sag' doch endlich, um was es sich handelt, und spann' mich nicht so lange auf die Folter.“

„Du weißt“, erklärte Gerrit, „daß Annchen ein Kindchen erwartet, und wie sie sich darauf freut. Und jetzt in diesen Tagen hat der Arzt zu Klaus, meinem Schwager, gesagt, daß er große Sorge habe, sowohl für Annchen als auch...“

„Wie?“ unterbrach Tante Adelheid, „Mutter und Kind in Lebensgefahr?“

„Ja, und in der allergrößten. Es besteht, menschlich gesprochen, gar keine Hoffnung.“

„O wie schrecklich, Gerrit!“ rief die Tante, die Hände zusammenschlagend. „Weiß Annchen...“

„Das ist es ja gerade, was mir so zu schaffen macht“, erwiderte Gerrit. „Meine arme Schwester kann in weniger als einem Monat nicht mehr unter den Lebenden sein, und dabei wollen Klaus und Vater durchaus nicht, daß mit ihr, die noch nicht für die Ewigkeit geborgen ist, ein Wort über Bekehrung gesprochen wird. Sie wollen, daß sie völlig ahnungslos bleibe, weil sie meinen, die Wahrheit würde ihr einen solchen Schrecken einjagen, daß dadurch ihr Zustand noch mehr verschlimmert würde.“

„Auch dein Vater“, versetzte Tante Adelheid kopfschüttelnd, „will nicht haben...?“

„Daß ich mit Annchen spreche“, fiel Gerrit erregt ein. „Er meint, so eilig werde die Sache nicht sein, und er hat mir verboten, auch nur ein Wort gegen Annchen über ihren gefährlichen Zustand zu äußern.“

„Und was sagt Klaus zu dem allen?“

„O der macht's noch weit schlimmer. Er hat mir wörtlich gesagt: ‚Ich schlage dir den Schädel ein, wenn du dich erdreistest, gegen meinen Willen mit Annchen über diesen Punkt zu reden.‘“

„Das ist ja geradezu fürchterlich!“ sagte die alte Dame, in ihren Sessel zurücksinkend.

Auch Tante Trude, die unbemerkt ins Zimmer getreten war und den letzten Teil des Gesprächs mitangehört hatte, seufzte tief.

Eine Weile blieb es still im Zimmer. Alle drei hingen schweigend ihren Gedanken nach, und diese bewegten sich alle in der gleichen Richtung: Wie konnte Annchen gewarnt werden? So tiefenst der Gedanke war, daß ihr Leben auf dem Spiele stand, weit fürchterlicher war die Befürchtung, daß ihre Seele für ewig verloren gehen möchte.

Noch heute, an diesem Sonntagabend, so lautete schließlich die übereinstimmende Meinung, muß Annchen gewarnt werden. Gerrit zögerte nicht. Im Aufblick nach oben faßte er den kühnen Entschluß, sofort die Wohnung des Schwagers aufzusuchen und trotz dessen Drohung seiner Schwester das zu sagen, was Gottes Geist ihm zu sagen gebot.

Annchen bewohnte mit Klaus ein einfaches Haus. Durch den Laden vorn an der Straße gelangte

man in die geräumige Schuhmacherwerkstatt. Dahinter lagen drei Wohnräume: Küche, Wohn- und Schlafzimmer. Alles war sauber und anheimelnd. Man sah, daß eine fleißige, tüchtige Hausfrau hier schaltete. Und Annchen war auch der ganze Stolz ihres Mannes. Klaus war davon überzeugt, daß niemand es in der Wahl seiner Lebensgefährtin besser getroffen haben konnte als er.

Während Gerrit vor Gott zu dem Entschluß kam, zu seiner Schwester zu gehen und sie, mochte kommen, was da wollte, auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in der sie schwebte, saß Annchen mit ihrem Mann und einem von dessen Freunden fröhlich in dem gemütlichen kleinen Wohnzimmer beim Kartenspiel. Vor ihnen auf dem Tisch standen drei kleine Gläschen, die sie von Zeit zu Zeit auf ihre Freundschaft leerten. Nichts schien die fröhliche Stimmung zu trüben. Ab und zu nur streifte Klaus mit einem schnellen Blick seine Gattin, und dann mochte ihm wohl ein trüber Gedanke durch den Sinn gehen. Aber mit Macht suchte er sich einzureden, daß es doch ganz anders kommen werde, als man befürchte. Die Zeit werde es lehren. Die Ärzte täuschen sich manchmal. Und darum wollte er sich nicht vor der Zeit schwermütigen Gedanken hingeben.

„Hat's da nicht geschellt, Klaus?“ fragte Annchen, plötzlich aufhorchend.

„Ja, ja, ich gehe schon“, erwiderte Klaus. „Wer mag denn da noch kommen?“

„Es kann unser Gerrit sein“, meinte Annchen.

„Unser Gerrit!“ brummte Klaus. Seine Stimme klang, als sei er über den Besuch seines Schwagers nicht sonderlich erfreut.

„Guten Abend, Klaus. Ich hoffe, mein später Besuch ist euch . . .“

„Komm rein und mach keine überflüssigen Redensarten!“

Gerrit setzte sich an das behaglich knisternde Feuer. Es war Februar und ziemlich kalt.

„Nun, Annchen, wie geht's?“ erkundigte er sich.

Ein warnender Blick aus des Schwagers Augen traf den Fragesteller.

„Mir, Gerrit? Danke, sehr gut“, erwiderte Annchen. „Warum sollte es mir auch nicht gut gehen?“

„Nun ja. Sollte ich mich denn nicht nach deinem Befinden erkundigen? Wir alle sind doch nur Menschen von einem Tage.“

Die Blicke in der Richtung des Rachelofens wurden unheilverkündend. Allgemeine Bemerkungen wollte Klaus durchgehen lassen. Würde es dem Schwager aber einfallen, weiterzugehen — —

Und Gerrit ging weiter. Er erinnerte Annchen daran, was doch unter Umständen, zumal in ihrem Zustande, geschehen könne.

„Gerrit!“ klang es drohend.

Gerrit ließ sich nicht einschüchtern. Annchen war in Gefahr. Sie war seine einzige Schwester. Ihre ewige Seligkeit stand auf dem Spiel, und Gott erwartete von ihm, treu zu sein.

„Kein Wort weiter!“ schrie Klaus noch einmal.

Gerrit sah seinen Schwager unerschrocken an.

„Ich habe eine Botschaft von Gott, und deshalb . . .“

Er konnte nicht ausreden. Klaus war aufgesprungen. Mit ihm sein Freund.

Annchen schrie entsetzt auf:

„Aber, Klaus!“

Auch Gerrit war aufgestanden. Er befand sich in größter Gefahr, denn Klaus sah aus, als ob er imstande wäre, seine Drohung wahr zu machen. In diesem schrecklichen Augenblick blieb Gerrit nur ein Weg offen, und er schlug ihn ein. Während Klaus, vor Wut außer sich, auf ihn eindrang, kniete der unerschrockene Warner vor seinem Stuhle nieder und begann laut zu beten. Nicht für sich selbst betete er, sondern für die geliebte Schwester. Er sagte seinem Herrn und Heiland, in welchem gefährlichen Zustande Annchen sich befand, und rang im Gebet um ihre Seele.

Wie lange Gerrit auf seinen Knien gelegen hatte, wußte er hernach selber nicht. Niemand hatte ihn gehindert. Als er sich endlich erhob und im Zimmer umblickte, war Klaus fort. Auch der Freund hatte das Zimmer verlassen. Nur Annchen saß da mit tränenumflorten Augen. Karten und Gläser waren vom Tische verschwunden. So hatte der Feind das Feld geräumt, und es stand Gerrit nichts mehr im Wege, ruhig und offen mit seiner Schwester zu reden. Als er aber beginnen wollte, sagte diese:

„Gerrit, du brauchst mir nichts mehr zu sagen. Ich habe alles gehört, was du im Gebet gesagt hast. Der Herr Jesus will mich erretten, und ich werde Ihn nicht warten lassen. Geh jetzt ruhig nach Hause, Gerrit. Ich weiß genug. Du hast mir deine Botschaft überbracht, und ich bin dir dankbar dafür.“

Drei Tage später mußte Annchen ins Krankenhaus geschafft werden. Dort brachte sie vor der Zeit ein totes Kindchen zur Welt. Der Arzt sollte recht

behalten. Annchen würde nicht zu ihrem Manne zurückkehren. Sie wußte es wohl. Trotzdem aber lag ein friedevoller Ausdruck auf ihren todesbleichen Zügen. Sie konnte dem Tode unerschrocken ins Auge sehen. Sie fühlte sich geborgen in Jesu, ihrem Heiland, und getragen von Seinen mächtigen Händen.

Als sie zwei Tage vor ihrem Ende Besuch empfing, bat sie, man möge ihrem lieben Bruder Gerrit ihre letzten Grüße überbringen mit der Botschaft, daß sie ganz glücklich sei in der Hoffnung, bald zu Jesu, ihrem Herrn, zu gehen.

„Sagt Gerrit, daß ich mich freue, zu Jesu gehen zu dürfen, und daß ich ihn dort bei Ihm erwarten werde.“

Gerrit ist ein alter Mann geworden. Sein Lauf ist nahezu vollendet. Mit zitternder Hand hat er diese Erinnerung aus seiner Jugend aufgeschrieben, in der Hoffnung, daß sein schwaches Zeugnis von der Errettung seiner einzigen Schwester dem einen und anderen Leser die Augen über seinen gefährlichen Zustand öffnen und ihn veranlassen möge, sich um seines Lebens willen zu retten, ehe es für immer zu spät ist!

Von Lot, der sich nicht entschließen konnte, Sodom zu verlassen, heißt es: „Und als er zögerte, ergriffen die Männer (die Engel) seine Hand . . . und führten ihn hinaus . . . Und es geschah, als sie sie hinausgeführt hatten ins Freie, da sprach er: *R e t t e dich um deines Lebens willen; sieh nicht hinter dich und bleibe nicht stehen in der ganzen Ebene; r e t t e dich auf das Gebirge, damit du nicht weggerafft werdest!*“ (1. Mose 19, 16 u. 17.)

Ein eigenartiger Traum

Der Schmied H. war ohne Frage der böseste Mann im ganzen Städtchen. So schrecklich wie er fluchte und lästerte keiner. Er haßte alles, was gut war, und war für alles Schlechte zu haben. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, seine Mitmenschen zu ärgern und zu quälen, besonders die, welche an Gott glaubten, darunter seine eigene Frau.

Zu verwundern war es unter diesen Umständen kaum, daß keiner mehr etwas mit dem Schmied zu tun haben wollte, daß man ihm aus dem Wege ging und ihn mied, wo man nur konnte. Niemand wagte mehr, ihm ein mahnendes Wort zu sagen. Ja, man dachte selbst nicht daran, ihm, wenn die frohe Botschaft von der Gnade Gottes für verlorene Sünder im Städtchen verkündigt wurde, eine Einladung zukommen zu lassen. Er war eben als unverbesserlich aufgegeben.

Einige Stunden von der Stadt entfernt wohnte ein steinaltes Ehepaar, Vater und Mutter Braun. Beide waren nahezu neunzig Jahre alt. Sie hatten schon früh in ihrem Leben die Gnadenbotschaft Gottes angenommen, hatten bis in ihr hohes Alter hinein von dieser Gnade gezehrt und die Erfahrung gemacht, daß ihr Quell immer reicher und überströmender für sie geflossen war. Jetzt warteten sie mit Verlangen auf den Augenblick, wo sie von dieser Erde abscheiden und für immer jubelnd in die himmlischen Wohnungen droben einziehen durften.

Eines Morgens wachte der alte Mann in aller Frühe in merkwürdiger Bewegung aus dem Schlaf auf.

„Frau“, rief er, „steh schnell auf und mach das Frühstück zurecht!“

„Aber was ist denn los, Alterchen?“ lautete die verwunderte Antwort.

„Das will ich dir nachher erzählen“, erwiderte er, sich erhebend. „Ich will jetzt zunächst so schnell wie möglich Feuer machen. Und du Sorge, bitte, daß wir bald Kaffee bekommen. Ich muß sogleich zur Stadt.“

„Wie“, rief die Frau, aufs höchste erstaunt, „du mußt sogleich zur Stadt? Mir scheint, lieber Mann, du hast geträumt. Du kannst doch unmöglich so weit laufen, und eine Fahrgelegenheit gibt's zu so früher Stunde nicht.“

„Einerlei, was ich kann oder nicht kann“, versetzte Vater Braun. „Fest steht, daß ich zur Stadt muß, und zwar sofort. Im übrigen hast du recht. Ich habe in der Tat einen Traum gehabt, und —. Doch ich will zuerst das Feuer anstecken, und dann sollst du alles hören.“

Das Frühstück war bald fertig, und während die beiden Alten es sich schmecken ließen, erzählte Vater Braun seinen Traum. Dann machte er sich auf den Weg zur Stadt. Seine Frau sagte nichts mehr dagegen. Es war eine lange, ermüdende Wanderung für einen so alten Mann, aber übernatürliche Kräfte schienen ihm zuzufließen, und ohne nur einmal Rast gemacht zu haben, erreichte er nach mehrstündigem Marsch sein Ziel und blieb vor der Schmiede des bösen H. stehen.

„Wie, Ihr seid es, Vater Braun?“ rief dieser

überrascht. „Was, zum —, habt Ihr denn in so früher Morgenstunde hier zu suchen?“

„Das werde ich dir jetzt erzählen, Johann“, antwortete der Alte gelassen. „Doch laß uns hineingehen, damit ich mich ein bißchen setzen kann, denn ich bin müde geworden.“

„Johann“, begann Vater Braun, als sie im Zimmer waren und der alte Mann Platz genommen hatte, „ich habe in dieser Nacht einen so merkwürdigen Traum gehabt, daß ich sofort zu dir kommen mußte, um ihn dir zu erzählen. Ich träumte, daß die Stunde, die ich schon so lange herbeisehne, endlich gekommen sei. Ich wurde von der Erde abgerufen, und alles war so ähnlich, wie ich es mir hie und da ausgemalt hatte. Ich hatte nicht die geringste Furcht. Wovor hätte ich mich auch fürchten sollen? Mein Zimmer war voll von lichten Engelsgestalten, die alle freundlich mit mir redeten. Ich mußte sie alle lieben und wußte, daß sie mich auch liebten. Schließlich traten zwei von ihnen zu mir, nahmen mich in ihre Arme, und hinauf ging's in den Himmel. Über die Hügel und höher als die Wolken flogen wir durch den weiten, mit Sternen besäten Himmelsraum. Und die Engel sangen, so schön, wie ich in meinem Leben nie etwas gehört hatte. Schließlich streckte einer der Engel die Hand aus und sagte:

„Sieh, dort drüben, das ist der Himmel!“

„O Johann, ich kann dir nicht beschreiben, was ich fühlte, als wir uns dem Bereich des Himmels näherten. Ich kann dir auch nicht sagen, was mein Auge sah, und was mein Ohr hörte. Ich glaube, daß keine Menschenzunge so etwas in Worte zu kleiden vermag. Alles war so friedevoll, so rein, so schön,

so herrlich! Als wir ganz nahe herangekommen waren, sah ich, wie die Himmelstore sich weit öffneten, und schneller als zuvor flogen wir dahin.

„Welch ein Willkommen empfing uns! Überall herrschte Freude und Seligkeit. Jeder Hügel schien mit Freude bekleidet zu sein. Freude sprach aus dem Geruch jeder Blume, aus dem Klang jeder Harfe, aus dem Jubel jeder Zunge und aus dem Druck jeder Hand — alles war wie in Freude getaucht. Und man freute sich, Johann, denke dir nur, man freute sich, weil — ich gekommen war, ein durch das kostbare Blut Jesu geretteter, für den Himmel passend gemachter Sünder.

„Alle meine Kinder fand ich an dem seligen Platze wieder, Johann. Keins von ihnen war verloren. Ich sah Heinrich, meinen Jungen, mit dem du als Schuljunge zusammen gespielt hast, und ich sah auch deine liebe alte Mutter wieder, die mit mir auf derselben Schulbank gefessen hat, und viele, viele andere. Nach einem Weilchen sah ich, wie dieselben Engel, die mich geholt hatten, wieder jemand brachten, und das war meine eigene liebe Frau! Wir hatten uns immer liebgehabt, aber jetzt liebte ich sie noch viel, viel mehr. Wir saßen zusammen unter den Lebensbäumen und wandelten Hand in Hand an dem Strome entlang, der hervorfließt aus dem Throne Gottes und des Lammes. Und dann sah ich die Engel wieder andere bringen, manche von denen, die ich liebhabte, und manche von denen, die du liebhabst. Und so rollten die Jahre der Ewigkeit dahin.

„Plötzlich stieg der Gedanke in mir auf, daß ich dich, Johann, noch nirgends gesehen hatte, und ich machte mich sogleich auf die Suche nach dir. Ich ging

durch alle Straßen, schaute mich überall um, fragte jeden Vorübergehenden nach dir, aber ich konnte keine Spur von dir finden. Ich war darüber so betrübt, Johann, — du kannst dir nicht denken, wie — daß ich zum Herrn, meinem teuren Heiland, selbst ging, und Ihn fragte, wo du wärest. O Johann, hättest du gesehen, wie traurig Er da wurde, als Er mir erklärte, daß du nicht gekommen wärest!

„Nicht gekommen?!“ rief ich aus. „Warum ist denn Johann nicht gekommen?“

„Da weinte der treue Heiland — und ich stelle mir vor, daß Er, als Er auf der Erde war, so über die Menschen geweint haben muß, die nicht zu Ihm kommen wollten — und sagte in tiefem Schmerz:

„Niemand hat Johann jemals aufgefordert, mitzukommen.“

„Als ich das hörte, fiel ich wie vernichtet zu den Füßen des Heilandes nieder. Ich legte meine Wange auf die durchbohrten Füße und rief aus:

„O teurer Herr, laß mich nur für eine halbe Stunde hinabgehen, und ich will ihn bitten, zu kommen, will ihm deine Einladung überbringen!“

„Im selben Augenblick wurde ich wach. Im Osten fing es eben an zu dämmern, und es wurde mir klar, daß ich noch auf der Erde war. O wie froh war ich, noch die Gelegenheit zu haben, zu dir gehen und dich bitten zu können, die Einladung des Heilands anzunehmen und zu Ihm zu kommen. Und nun bin ich hier und habe dir die Einladung überbracht, und ich hoffe, daß du sie annimmst.“

Der Schmied saß wie versteinert da. Er hatte den Erzähler mit keinem Laut unterbrochen und fand auch jetzt kein Wort der Erwiderung.

Dann erhob sich Vater Braun und sagte:

„Guten Tag, Johann! Denke daran, daß nun doch einer bei dir gewesen ist, der dich aufgefordert hat, mitzukommen!“ Damit nahm er seinen Hut und seinen Stock und machte sich wieder auf den Weg zu seinem fernen Hause.

Jetzt endlich kam Leben in die Gestalt des Schmiedes. Wie aus einer Betäubung erwachend, ging er an sein Tagewerk. Aber alles ging an diesem Tage verkehrt. Der Blasebalg wollte nicht arbeiten, der Hammer schlug fehl, die Nägel verbogen sich beim Einschlagen, und das Pferd wollte nicht stillstehen.

„O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!“ kam es endlich unter Tränen aus dem gepreßten Herzen des Mannes. Er warf den Hammer beiseite, verließ die Werkstatt und eilte zu seiner Frau, um ihr von dem Besuch Vater Brauns zu berichten.

„Gott sei gepriesen!“ rief Frau H. aus, als ihr Gatte ihr alles erzählt und im Anschluß daran sein vergangenes böses Leben rückhaltlos verurteilt hatte.

„Sollen wir nicht unseren kleinen Wagen schicken und Vater Braun bitten, noch einmal zu uns zu kommen, um mit uns zu beten?“

„Ja, ja, das tu!“ erwiderte der in seiner Sündennot beinahe verzweifelnde Schmied, „ich will ja die Einladung annehmen, ich will kommen. Wenn Gott mich nur annehmen will!“

Nun, wir wissen, daß der Herr niemand zurückstößt, der zu Ihm kommt, und mag es selbst ein so böser Mann sein wie der Schmied H. „Kommt denn!“ verkündete bereits vor Jahrtausenden Jesajas, der große Prophet und Evangelist aus Juda: „Wenn

eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden.“ (Jes. 1, 18.)

Der Herr Jesus lädt noch immer die Sünder ein, zu Ihm zu kommen. Auch an dich, mein lieber, unbekehrter Leser, läßt Er heute wieder Seine freundliche Einladung ergehen, weil Er auch dich gern erretten möchte. Willst du es nicht machen wie unser Schmied und heute noch in die Ketterarme Jesu eilen? Du darfst kommen, wie du bist!

Wären noch so tief die Wunden,
Welche dir die Sünde schlug,
Dennoch kannst auch du gesunden:
Jesu Kraft ist groß genug.
Wag's, dich Ihm zu übergeben,
Willig, völlig, ungeteilt;
Dann hast du das ew'ge Leben,
Wirst bis auf den Grund geheilt.

Willst du nicht kommen? O versäume das wunderbare Heil doch nicht! Schiebe es nicht um einen Tag länger auf! Möchte es dereinst nicht von dir heißen, du habest nicht kommen wollen. Du wirst dich dann nicht damit entschuldigen können, du wärest nicht eingeladen worden.

„Kommt, denn alles ist bereit!“

[Lies Luk. 14, 15 – 24.]

Jimmer wieder drängt es uns, unsere Leser darauf hinzuweisen, daß das Erlösungswerk geschehen ist, und daß der Heiland der Sünder bereit steht, jeden bußfertigen Sünder aufzunehmen. Leider ist ja die Einbildung des Menschen, Gott etwas

bringen zu müssen, um dafür anderes zu empfangen, schier unausrottbar. Vielfach gilt z. B. das, was man „Religion“ nennt, als eine Leistung, durch die man Gott günstig zu stimmen, etwas von Ihm zu erreichen hofft. Man meint, mit der treuen Erfüllung seiner sogenannten „religiösen Pflichten“ Gott eine Art Opfer zu bringen, das Er dann irgendwie belohnen müsse. Man sagt gleichsam zu Gott: Ich will dies und das tun, will mich zu Dir und Deinem Worte halten; dafür erwarte ich dann von Dir als Lohn die himmlische Seligkeit.

Wie grundverkehrt ist doch eine solche Auffassung!

„Wir haben Gott nicht gnädig zu stimmen“, schreibt treffend der Schriftleiter eines christlichen Blattes, „sondern Er ist gnädig in Christo Jesu. Wir haben nichts bei Ihm zu erreichen, sondern es ist vollbracht, was den Sünder allein zu retten vermag. Wir haben nicht unsere Sünden „abzubüßen“ und können es auch nicht, sondern die Schuld des an Christum Glaubenden ist getilgt, ist gesühnt durch das Opfer Jesu Christi. All unser Glauben nimmt nur dankbar, was vorhanden ist. An sich ist die Schale leer. Sie wird von Gottes Gnade in Christo gefüllt, ganz ohne Leistung unsererseits, denn Gnade läßt sich nicht erwerben und erkaufen. Gott hält durch Jesum Christum Seine gnädige Hand uns Menschen zur Rettung hin. Daß wir diese Hand ergreifen, ist kein Verdienst, keine Leistung, sondern die eigentlich selbstverständliche Antwort auf die vollkommene Liebe, die sich uns anbietet. So wenig der Hungrige das Essen und der Durstige das Trinken als eine verdienstvolle Tätigkeit ansehen kann (das Brot nährt, nicht

das Essen; das Wasser erquicket, nicht das Trinken; alle Kraft sitzt in der Speise), so wenig kann einer, der die dargebotene Gnade, die geschene Erlösung im Glauben ergreift, sich etwas darauf einbilden, wenn er dann errettet und erlöst ist."

„Kommt, denn schon ist alles bereit!“ lautete die Einladung jenes Hausherrn, der ein großes Abendmahl gemacht hatte. Die Tische waren gedeckt, die Speisen zugerichtet. Es war nur nötig, daß die vielen, die geladen waren, der Einladung folgten, sich an die gedeckten Tische setzten und zugriffen. Aber was geschah? Statt die Einladung freudig zu begrüßen, zeigte es sich, daß keiner Lust hatte, sie anzunehmen. Die Geschäfte und Dinge dieses Lebens wurden vorgeschützt, um die Einladung mit höflichen Worten auszuschlagen. An sich ist es durchaus begreiflich, daß jemand, der einen Acker oder fünf Joch Ochsen gekauft hat, das Gekaufte gern ansehen oder versuchen will. Aber war es nicht eine faule Ausrede, aus solchen Gründen die Einladung des reichen Herrn zu seinem Mahle auszuschlagen? Auch gegen eine Heirat ist an und für sich nichts einzuwenden. Aber konnte der Betreffende nicht trotzdem zu dem Mahle kommen? Die Entschuldigungen waren der Reihe nach nicht stichhaltig. Sie bewiesen lediglich die Tatsache, daß die Geladenen nicht w ü n s c h t e n , der Einladung zu folgen. Sie w o l l t e n nicht. Ernst ist daher das letzte Wort in unserem Gleichnis: „Ich sage euch, daß nicht einer jener Männer, die geladen waren, mein Abendmahl schmecken wird“.

Unzweifelhaft handelt es sich bei diesen „Geladenen“ um die Juden, die zunächst von Gott berufen waren zur Teilhaberschaft an Seinem Reiche. (Vergl.

B. 15.) Ach, wie hat sich der Fluch erfüllt an diesem unglücklichen Volk, das seinen Messias verwarf! Aber es ist doch eine Tatsache von allumfassender Bedeutung, daß alle die, welche je und je die göttliche Einladung nicht angenommen haben, für immer davon ausgeschlossen sein werden, Sein „Abendmahl zu schmecken“. Wie groß das Erbarmen Gottes ist, beweist unzweideutig das Verhalten des Hausherrn, in welchem wir ein Bild von Gott selbst erblicken dürfen. Die Absage der eigentlich Geladenen gibt ihm Veranlassung, sich fortan mit seiner Einladung an die Armen, Krüppel, Lahmen und Blinden in den Straßen und Gassen der Stadt zu wenden, ja, schließlich, wenn immer „noch Raum ist“, noch weiter zu gehen. Der Knecht muß von den „Begen und Zäunen“ hereinbringen, was sich nur hereinbringen läßt. Die armen Landstreicher, die nirgends eine bleibende Stätte haben, werden g e n ö t i g t, hereinzukommen. Das Haus soll voll werden! Fürwahr, eine ergreifende Schilderung von dem nachgehenden, suchenden Erbarmen der göttlichen Liebe! Da ist keiner zu arm, keiner zu elend, keiner zu jämmerlich und keiner zu schlecht. Alle dürfen kommen. Die Menschen sollen ü b e r r e d e t, sollen g e d r ä n g t, sollen g e b e t e n werden (vergl. 2. Kor. 5, 11. 14. 20), sich mit Gott versöhnen zu lassen, mit dem Gott, welcher Seinen geliebten Sohn, „Den, der Sünde nicht kannte, für uns zur Sünde gemacht hat, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm“. (B. 21.) Wahrlich, solche Worte machen jeden Kommentar überflüssig.

Trotzdem aber — und das wolle der Leser wohl beachten! — bleibt der 24. Vers in unserem Gleichnis in seinem ganzen Ernst bestehen. Gott z w i n g t nie-

mand, sich retten zu lassen. Für den Gleichgültigen, den Unbußfertigen, den Verstockten, für alle, die Gottes Gnade abweisen, hat die Schrift keinerlei Verheißung, sondern nur Worte von erschreckender Schärfe. Wer nicht will, hat die Last zu tragen. Es ist und bleibt eine traurige Tatsache, daß es in alle Ewigkeit unzählige Scharen geben wird, die „um den Preis ihrer Seelen geirrt haben“, Unzählige, die auf ewig von allem Glück ausgeschlossen bleiben und nie die Seligkeit himmlischer Freuden schmecken werden. Darum k o m m , k o m m e i l e n d s , k o m m h e u t e ! A l l e s i s t b e r e i t !

Durch einen Stieb gerettet

Bilbert Campbell, ein englischer Beamter in Indien, erzählt in seinem Buch über die Tropen: Ich kam von einer kleinen Reise nach Hause zurück. Von dem ewigen Schütteln und Krachen meines schlechten Fuhrwerks war ich so ermüdet, daß ich, nachdem ich ein wenig gegessen hatte, sogleich zu Bett ging. Ich fiel bald in einen tiefen Schlaf, und schwere Träume quälten mich. Plötzlich erwachte ich. Ich wollte aus dem Bett springen, fuhr aber entsetzt zurück. In dem Licht einer Lampe, die im Zimmer brannte, sah ich auf meiner Brust eine große Schlange liegen, die ihre funkelnden Augen auf mich gerichtet hielt und zischend ihre gespaltene Zunge bewegte. Das also war die kalte Masse, die ich im Traum auf meiner Brust gefühlt hatte. Das Tier mußte durch eine Öffnung in der Außenwand in den Waschraum eingedrungen sein, der an mein Zimmer stieß. Die

Tür zwischen den beiden Zimmern war nur angelehnt. Das Bedürfnis nach Wärme hatte dann jedenfalls die Schlange veranlaßt, ihren Lagerplatz auf meinem Körper zu nehmen. An ihrem feurigen Blick und dem heftigen Züngeln sah ich, daß sie zornig war. Was mich aber geradezu vor Schreck erstarren ließ, war der Umstand, daß ich auf ihrem Kopf eine helmförmige Verdickung bemerkte. Es war die fürchterlichste aller Schlangen, die Kobra oder Brillenschlange, die mich überfallen hatte. Sobald ich mich wieder still verhielt, wurde die Schlange ruhiger. Ihre Augen funkelten weniger, das Zischen hörte auf, und der Helm wurde kleiner. Ich durfte weder um Hilfe rufen noch die geringste Bewegung machen. Es wäre mein Tod gewesen, denn gegen den Biß dieser Schlange gibt es kein Heilmittel. Das einzige, was ich in meiner fürchterlichen Lage tun konnte und auch tat, war, Gott um Rettung zu bitten. Im übrigen kam es darauf an, daß ich mich ganz ruhig verhielt. Würde die Schlange nicht gestört oder gereizt, so würde sie, kurz bevor es Tag wurde, davongleiten und sich einen dunklen Schlupfwinkel suchen.

Das Tier schien wieder eingeschlafen zu sein, und ich blieb mit angstvollem Herzen unbeweglich liegen. Die Last, die auf meine Brust drückte, und der abscheuliche Geruch, den die Schlange verbreitete, quälten mich entsetzlich.

Es mochte ein Uhr vorüber sein — die Zeit erschien mir endlos lang — als die Tür meines Schlafzimmers leise geöffnet wurde. Ein Mann schlich herein. Es war ein Eingeborener. An seinem Aussehen erkannte ich sogleich, daß ich es mit einem Berufsdieb zu tun hatte. Er war nackt und ganz mit Öl ein-

gerieben, um so den Händen etwaiger Häscher leichter entchlüpfen zu können. Er durchstöberte meine Koffer, die auf der Erde standen. Dann näherte er sich, einen Dolch zwischen den Zähnen, auf Händen und Füßen meinem Bett. Er mußte wohl den schillernden Schlangeneib für ein Schmuckstück halten, denn er hob die Hand danach. In dem Augenblick aber, als er die Schlange berührte, richtete diese sich auf und biß den Mann in die Wange. Mit einem Streich seiner Waffe hieb er dem Tier den Kopf ab. Dann betrachtete er sein Opfer, und als er sah, daß es eine Brillenschlange war, die ihn gebissen hatte, setzte er sich still und ergeben auf die Erde nieder. Er wußte, daß er nur noch wenige Augenblicke zu leben hatte. Schon machte sich die todbringende Wirkung des Giftes bemerkbar, und nach einigen Minuten starb er. Neben ihm lag das fürchterliche, nun unschädlich gemachte Tier, von dem Gott mich auf solch merkwürdige Weise befreit hatte.

Die verlorene Handtasche

Es war im ersten Kriegsjahr. Mein Mann war gleich zu Beginn des Krieges eingezogen worden, und nur mit Mühe konnte unser Geschäft aufrechterhalten werden. Eine rechte Stütze war mir in jener Zeit ein junges gläubiges Mädchen, das in unserem Kontor arbeitete, zugleich aber ganz zur Familie gerechnet wurde.

An einem herrlichen Abend, der in seiner Lieblichkeit so recht im Gegensatz stand zu den furchtbaren Geschehnissen an Deutschlands Grenzen, ka-



. . . Dann betrachtete er sein Opfer, und als er sah, daß es eine Brillenschlange war, die ihn gebissen hatte, setzte er sich still und ergeben auf die Erde nieder. Er wußte, daß er nur noch wenige Augenblicke zu leben hatte. Schon machte sich die todbringende Wirkung des Giftes bemerkbar, und nach einigen Minuten starb er . . .

men wir miteinander aus einer Gebetsstunde. Unser Weg führte durch die städtischen Anlagen, und da der Abend so schön war, blieben wir noch ein wenig draußen und setzten uns auf eine Bank. Erst als es völlig dunkel geworden war, gingen wir heim. Es war wirklich ein Genuß, durch die Abendstille zu wandern. Die Luft war so würzig, die Sterne funkelten so still und schön, und wenn der eine stete Druck nicht gewesen wäre, hätten wir uns recht wohl fühlen können. Daheim angekommen, gab es aber eine unliebsame Überraschung. Edith merkte mit einemmal, daß ihr ihre Handtasche fehlte. Wahrscheinlich hatte sie sie auf der Bank in den Anlagen liegen lassen. Es war ein empfindlicher Verlust für sie, enthielt die Tasche doch Edith's Bibel und Liederbuch, ein Geschenk von meinem Mann und mir, das der Besitzerin sehr wertvoll war. An einen Ersatz war zur Zeit nicht zu denken.

Was war zu tun? Es war zu spät, um am gleichen Abend noch auf die Suche zu gehen. So brachten wir die Sache, bevor wir zu Bett gingen, vor den Herrn. Am nächsten Morgen eilte Edith schon in aller Frühe in die Anlagen, um nach ihrer Tasche zu sehen, aber sie war verschwunden. Wir vermuteten, daß Straßenkehrer sie mitgenommen hatten, und hielten überall Nachfrage, aber alles war umsonst. Edith war sehr niedergeschlagen. Ich tröstete sie nach Kräften, aber meine Worte brachten ihre Bibel natürlich nicht zurück. Eines Abends lasen wir miteinander die bekannte Stelle Matth. 18, 19: „Wiederum sage ich euch: Wenn zwei von euch auf der Erde übereinkommen werden über irgend eine Sache, um welche sie auch bitten mögen, so wird sie ihnen werden von

meinem Vater, der in den Himmeln ist". Die Worte waren uns nicht neu, aber sie trafen uns an diesem Abend mit besonderer Kraft. Wir fragten uns, ob wir sie nicht auch auf die verlorene Handtasche anwenden dürften. Freilich handelte es sich in unserem Fall nicht um eine große Sache. Aber ist es nicht so, daß dem Gott, dem nichts zu groß, auch nichts zu klein ist? So beschlossen wir, allabendlich gemeinsam den Herrn zu bitten, uns die Tasche wiederfinden zu lassen.

Wir haben unseren Entschluß treu durchgeführt. Aber es vergingen Tage und Wochen. Es verging ein Monat. Es vergingen deren zwei. Ja, es wurden drei Monate. Von der Tasche keine Spur. Der Sommer war vergangen. Es wurde herbstlich, und um unser Hoffen, daß Gott unser vieles Bitten erhören werde, wurde es auch herbstlich. Ein Blatt nach dem anderen war abgefallen, und beinahe stand der Baum unserer Hoffnung kahl und leer da. Aber noch hatten wir nicht aufgehört zu beten.

Und siehe da, die Erhörung kam. Eines Morgens meldete sich ein Herr am Fernsprecher und wünschte Fräulein Edith F. zu sprechen. Der Herr erkundigte sich, ob Edith eine Handtasche mit Bibel und Gesangbuch verloren habe. Wenn ja, könne sie alles in seiner Wohnung abholen. Freudestrahlend folgte Edith der Aufforderung; freudestrahlend kam sie zurück. Alles hatte sie wiederbekommen: Handtasche, Bibel, Liederbuch, Geldtäschchen mit etwas Kleingeld, auf Heller und Pfennig vorhanden, Taschentuch; kurz, nicht ein Stück fehlte. Und alles war in bester Beschaffenheit. Lediglich das Äußere der Tasche hatte ein wenig gelitten. Aber die Haupt-

sache, Bibel und Liederbuch, war nicht im geringsten beschädigt. Das war eine Freude! Wie gnädig hatte der freundliche Herr unsere Gebete erhört!

Wie aber war die Tasche in den Besitz des fremden Herrn gelangt?

Nun, wahrscheinlich ist sie, wie wir sogleich vermutet hatten, von einem Straßenkehrer gefunden worden. Da der Mann die beiden frommen Bücher in der Tasche fand, hat er sie, wie anzunehmen ist, im Ärger über den nächsten Gartenzaun geworfen. Sie fiel mitten in ein Erbsenbeet und zwar an eine besonders geschützte Stelle, denn sie blieb in den Erbsensträuchern liegen, bis der Besitzer das Beet im Herbst aberntete. Da fand er die Tasche, nahm sie mit und sah den Inhalt, Bibel und Liederbuch. Er war ein strenger Katholik, und da die Bibel keine bischöfliche Genehmigung aufwies, beschloß er, das Ketzerbuch scheunigst aus der Wohnung zu schaffen. Unten im Hause wohnten fromme, evangelische Leute. Denen brachte er die Tasche mit allem Zubehör und bat sie, sich um die Ermittlung der Eigentümerin zu bemühen. Er meinte, sie würden mit so einem Buch eher etwas anzufangen wissen als er selber. Die Aufgabe war für die gläubige Familie, die schon lange den Herrn Jesus als ihren Heiland kannte, in der Tat nicht schwer. Die in die Bibel geschriebene Widmung verriet ihnen sofort, wo die Eigentümerin zu suchen war. Der Rest ist dem Leser bekannt.

Das ist die Geschichte der verlorenen Handtasche. Uns war die Begebenheit, so einfach sie ist, eine rechte Glaubensstärkung. Sie zeigte uns vor allem, wie wichtig es ist, im Beten nicht müde zu werden. Der Herr hätte ja auch die Tasche früher finden lassen

können. Aber Er hielt es für gut, unser Vertrauen ein wenig auf die Probe zu stellen. Und ist es nicht wunderbar, wie Er über Sein Wort gewacht hat? Ein Erbsenbeet ist doch kaum ein geeigneter Aufbewahrungsort für eine Bibel. Aber was Seine Hand deckt, das vermag niemand und nichts anzutasten. Merke es dir, lieber Leser!

Johannes 3, 16

Wie vielen Menschen das herrliche Wort unseres Herrn und Heilandes in Joh. 3, 16 schon zur Erlangung der ewigen Heilsgewißheit verholfen hat — wer könnte es sagen? Immer aufs neue erweist es seine lebengebende Kraft. Das durfte ich auch vor einigen Jahren bei einer Reise erfahren, die ich machte, um in einigen größeren Ortschaften das Evangelium zu verkündigen.

Eines Abends kam nach der Versammlung ein junger Mann in mein Quartier und wollte mich sprechen. Ich nahm ihn mit in mein Zimmer. Hier mochten wir uns vielleicht fünf Minuten unterhalten haben, als es klopfte. Auf mein Herein trat eine junge Frau ein. Kaum hatte sie den jungen Mann, der mit Tränen im Auge darsaß, erblickt, da fing sie an zu weinen und rief laut:

„Wilhelm, bist du auch verloren?“

Mit erstickter Stimme antwortete er:

„Ja, ich bin verloren. Du auch?“

„Ja, verloren, verloren! O wie schrecklich!“

Mit diesen Worten nahm die Frau ihr Gesicht in beide Hände und schluchzte bitterlich.

Als sie sich ein wenig beruhigt hatte, sagte ich:
 „So, nun setzen Sie sich mal und hören Sie,
 was Gott mir ins Herz gegeben hat, Ihnen und dem
 Wilhelm da zu sagen.“

Erwartungsvoll sahen beide mich an.

„Habt ihr wohl schon in eurem Leben auf den
 Knieen gebetet?“

„Ja, schon oft.“

„Habt ihr aber auch so gebetet, wie der Zöllner
 betete: ‚O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig?‘“

„Jawohl“, antworteten beide wie aus einem
 Munde.

„Also seid ihr überzeugt, daß ihr die Hölle ver-
 dient habt?“

„Ja, das sind wir.“

„Dann hört, was der Apostel Paulus jenem
 Kerkermeister sagte, der auf seinen Knieen vor ihm
 und seinem Begleiter Silas lag und zitternd fragte:
 „Ihr Herren, was muß ich tun, auf daß ich errettet
 werde?“ Glaube! rief er ihm zu. „Glaube an den
 Herrn Jesus, und du wirst errettet werden, du und
 dein Haus!“ Dasselbe Wort möchte ich heute auch
 euch beiden zurufen: Glaubt an den Herrn Jesus!
 Blickt nach Golgatha! Schaut, was dort geschehen
 ist, wo der Unschuldige gelitten hat für die Schuldigen,
 der Gerechte für die Ungerechten. Seht die Liebe
 an, die dort auch für euch das Leben ließ!“

Ich machte eine Pause, um die Wirkung meiner
 Worte abzuwarten. Dann fragte ich:

„Was denkt ihr: Hat der Heiland auch eure
 Strafe getragen? Haben auch eure Sünden auf
 Ihm gelegen?“

Noch immer flossen ihre Tränen. Beide bestä-

tigten, daß der Herr auch für ihre Sünden gestorben sei. Aber dieses Bewußtsein gab ihnen offenbar noch keinen Frieden.

Ich bat den Herrn um das richtige Wort für die unglücklichen beiden Menschenkinder. Joh. 3, 16 fiel mir ein.

„Nun hört noch, was unser Herr und Heiland selbst gesagt hat“, fuhr ich fort: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“

Beide schauten mich an. Aber keins sagte etwas.

„Wenn ihr nun heute abend sterben müßtet“, fragte ich wieder, „wo würdet ihr dann hinkommen nach diesem Wort des Herrn Jesus: ‚auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben **habe**‘?“

Da ging es wie ein Aufleuchten über die beiden Gesichter. Die Tränen versiegten, und jubelnd kam es über beider Lippen:

„In den Himmel! O Du lieber Heiland, ich danke Dir! Ich bin errettet!“ — —

Ja, „also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab!“ In alle Ewigkeit sei Sein herrlicher Name dafür gepriesen!

Eine gute Stimme

Der bekannte Evangelist Georg Whitefield hatte eine wunderbare Stimme. Sie war so stark, daß angeblich 25 000 Menschen sie im Freien hören konnten.

Eines Tages predigte er auf einer großen Wiese in der Nähe eines Bauernhauses. Seine Stimme tönte wie eine Posaune. Nach seiner Gewohnheit wiederholte er häufig den Bibeltext. Diesen hörte ein Mann, der etwa zehn Minuten entfernt auf dem Feld arbeitete, und da er keinen Menschen in der Nähe gewahr wurde, glaubte er, Gottes Stimme rede ganz persönlich zu ihm. Auf's tiefste erschüttert, warf er sich an Ort und Stelle auf die Knie und schrie zu Gott um Gnade, die ihm auch zuteil wurde.

Ein andermal redete Whitefield auf einem riesigen Rennplatz, auf dem zu gleicher Zeit eine Art Jahrmarkt abgehalten wurde, über die Stelle: „Groß ist die Diana der Epheser!“ Alles wurde aufmerksam. Seine Donnerstimme drang überall hin. Bald erhoben die Schaubudenbesitzer und andere, die sich in ihrem Geschäft geschädigt glaubten, großen Lärm. Steine, Schmutz, faule Eier und sogar tote Katzen wurden nach dem Prediger geworfen. Whitefield ließ sich nicht stören. Er hielt seinen Vortrag zu Ende und gab am Schluß bekannt, daß er um sechs Uhr abends an derselben Stelle wieder predigen werde. Und diese Versammlung wurde die größte des Tages. Die Leute verließen in Scharen die Schaubuden, um den Prediger zu hören. Trotz aller Anstrengungen des Feindes behielt Gottes Wort den Sieg. Nach Schluß der Versammlung wurden dem unerschrockenen Prediger mehr als tausend Zettel überreicht mit den Namen solcher, die während des Vortrags erweckt worden waren.

Der gute Kampf

Es war ein regnerischer, trüber Novembertag, als ich mich entschloß, der alten Freundin meiner verstorbenen Mutter den längst versprochenen Besuch zu machen. Sie hatte so erfreut auf meinen Brief geantwortet, in welchem ich ihr mitteilte, daß ich in die Heimatstadt meiner Eltern übersiedeln würde, und sie hatte mich herzlich eingeladen, sie recht bald aufzusuchen.

Doch während der ersten Zeit nach dem Umzug hatte ich so vollauf zu tun, mich in die fremde Umgebung und den mir neuen Wirkungskreis einzuleben, daß ich weder Zeit noch Gedanken für Besuche hatte. Als aber das Leben anfing, gleichmäßiger dahinzufließen, begann ich mich allmählich einsam zu fühlen, und da ich auch mit mancherlei Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte, sehnte ich mich danach, mit einem mitfühlenden Menschen zu sprechen.

Da fiel mir die alte Freundin wieder ein, und so machte ich mich denn an jenem Sonntagnachmittag auf den Weg zu ihr. Es war, wie gesagt, sehr unfreundliches Wetter, und ich war froh, als ich ihr Heim erreichte. Sie wohnte in einem Damenstift, das in einem größeren Garten lag. Im Sommer mußte es dort sehr schön sein. Jetzt allerdings machte

der Garten mit seinen windzerzausten Bäumen keinen sehr freundlichen Eindruck. Umso behaglicher war die Wärme und Traulichkeit, die mich beim Eintritt in das freundliche kleine Wohnzimmer der alten Dame umfing. Sie hatte in einem Buche gelesen, das sie beiseite legte, als ich das Zimmer betrat. Im ersten Augenblick erkannte sie mich nicht, aber als ich meinen Namen nannte, begrüßte sie mich herzlich und sagte, daß sie schon lange auf mein Kommen gewartet habe.

Ich erzählte ihr nun von allen meinen Sorgen und Widerwärtigkeiten, und da sie sehr teilnehmend zuhörte, schüttete ich ihr mein ganzes Herz aus. Ich klagte, wie schwer mir das Leben erscheine, und welche Schwierigkeiten und wie manche Enttäuschung ich auf meinem neuen Arbeitsfelde gefunden hätte. Als ich schwieg, nahm die alte Dame meine Hand und sagte:

„Meine liebe junge Freundin, ich kann es wohl verstehen, wie schwer es für Sie ist, so allein im Lebenskampfe zu stehen, aber ich denke, Sie wissen auch, wo Sie jederzeit Trost und Kraft zu neuem Schaffen finden können.“

Ich sah sie wohl etwas verwundert an und antwortete nicht sogleich. Da nahm sie das Buch, in welchem sie vorher gelesen hatte, und reichte es mir. Es war ein schon ziemlich abgegriffenes Neues Testament.

„Kennen Sie dieses Buch?“ fragte sie mich.

Ich bejahte etwas zögernd, denn es war lange her, daß ich dieses Buch in der Hand gehabt hatte. Sie mochte wohl bemerkt haben, daß ich etwas zaghaft zustimmte, denn sie fuhr fort:

„Wenn Sie noch nicht erkannt haben, welches köstliches Gut dieses Buch ist, und wenn Sie unseren Heiland Jesus Christus noch nicht gefunden haben, dann soll es mir eine liebe Aufgabe sein, Ihnen den rechten Weg zu weisen. Ich möchte Ihnen vorher aber gern erzählen, wie ich selbst seiner Zeit auf diesen Weg geführt wurde. Oder langweile ich Sie damit?“

Ich versicherte, daß ich gern zuhören würde, und so begann sie:

„Auch ich war einmal in ähnlicher Lage wie Sie, einsam und voll Sorgen. Vielleicht war ich noch viel unglücklicher, denn ich hatte den mir liebsten Menschen auf Erden verloren, nicht durch den Tod, sondern durch das Leben, durch Lüge und Falschheit. Ich hatte nichts, was mich in meiner Verzweiflung trösten konnte, und das Leben lag grau und öde vor mir. Eines Tages kam ich wie gewöhnlich in sehr trüber Stimmung nach Hause. Ich wohnte damals bei einer Freundin, deren kleiner Sohn sehr an mir hing. An jenem Tage fand ich den Kleinen bitterlich weinend, und als ich ihn nach der Ursache seines Kummers fragte, erzählte er mir schluchzend, daß sein Kanarienvogel gestorben sei. Ich tröstete den kleinen Mann, so gut ich konnte, aber erst, als ich ihm vorschlug, den Vogel feierlich zu begraben, hellte sich sein Gesicht auf. Er nahm die Sache sehr wichtig. Ich gab ihm eine hübsche Schachtel, in die wir das tote Vögelchen sorgsam in Watte betteten. Dann beschloßen wir, es in dem nahen Park zu begraben, und da der Kleine voll Eifer war, brachen wir sogleich auf. Ich lenkte die Schritte nach einem Teil des Parkes, der einst ein Friedhof gewesen war. Dort waren noch vereinzelt Gräber, die gepflegt wurden; auch einige besonders

schöne Grabdenkmäler hatte man stehen lassen. Mein Blick fiel auf ein hohes Steinkreuz, das hinter einem blühenden Rosenstrauch aufragte. Das schien mir der geeignete Platz für unser Vorhaben zu sein. Mein kleiner Freund ging mit Feuereifer daran, ein Grab zu schaufeln. Nachdem er das Kästchen hineingestellt hatte, füllte er das kleine Grab mit Erde und schmückte es mit Blumen, die hier wild wuchsen. Während er eifrig beschäftigt war, glitten meine Augen unwillkürlich über das Grabkreuz. Der Name des Menschen, der hier einst seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, war nicht mehr zu entziffern, auch die Buchstaben des darunter stehenden Spruches waren sehr verwaschen, aber allmählich gelang es mir, sie zu lesen. Dort stand: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten“. (2. Tim. 4, 7; luth. Übersetzung.)

„Zuerst, als ich mich bemühte, Buchstaben für Buchstaben zu entziffern, erfaßte ich den Sinn der Worte kaum; als ich aber zum zweiten Male und fließender las, durchdrang es mich eigentümlich. Ich mußte die Worte zum dritten Male lesen, und es war mir, als ob sich etwas Neues, Unbekanntes vor mir auftue. Einen guten Kampf gekämpft? Wer das sagen konnte, mußte froh und glücklich sein. Was für einen Kampf kämpfte ich denn? Einen verbissenen und vergeblichen gegen meinen Trübsinn, der sich nicht bannen lassen wollte! Und den Glauben gehalten? Ja, hatte ich denn überhaupt Glauben? Glauben woran?

„Da riß mich die Stimme des Kindes aus meinen Gedanken. Es war mit seiner Arbeit fertig und wollte sie nun von mir bewundert sehen. Ich lobte

ihn und versprach, wieder mit ihm herzugehen, um frische Blumen auf das Grab seines Vögelchens zu legen. Die Begräbnisangelegenheit hatte den Kleinen seinen eigentlichen Kummer über den Verlust seines Lieblings vergessen lassen, und auf dem Heimwege plauderte er munter und unaufhörlich, sodaß ich zu keinem ruhigen Gedanken mehr kam. Dennoch ließ der Spruch auf dem Grabkreuz mich nicht mehr los. „Ich habe einen guten Kampf gekämpft“, so klang es unaufhörlich in mir nach, und allmählich keimte der Wunsch in mir, mehr davon zu erfahren, wie man einen solchen Kampf bestehen kann, und woher die Kraft dazu kommt. Eine Bibel — leider muß ich es bekennen — nannte ich nicht mein eigen. Aber es ließ mir schließlich keine Ruhe mehr, und eines Tages ging ich hin und kaufte mir, fast wie etwas Heimliches, Verbotenes, ein Neues Testament. Hier dieses kleine abgegriffene Buch ist es, dem ich so unendlich viel verdanke. Ich werde nie den Abend vergessen, als ich zum erstenmal das Buch nahm, mir die Stelle im Timotheus aufschlug und die Worte anstrich. Aber ich ließ es hierbei nicht bewenden, sondern las weiter mit klopfendem Herzen und brennenden Wangen. Ich las von der Güte und Menschenliebe des Heilandes Gottes. Ich hörte die freundliche Aufforderung Jesu an die Beladenen und Mühseligen, zu Ihm zu kommen und sich von Ihm Ruhe geben zu lassen. Ich las von Seinem Leiden und Sterben um der Sünder willen, aber auch von Seiner herrlichen Auferstehung, und mir wurde klar, daß nur dieser Jesus mir Heiland und Führer durch dieses Leben hindurch sein konnte. So kam ich dahin, den Grund zu finden, der meinen Anker ewig hält. Durch den Glauben an das

fleckenlose Lamm Gottes, dessen kostbares Blut auch für meine Schuld und Sünde floß, bin ich ein neuer Mensch geworden, und damit ein glückliches Kind meines großen Gottes und treuen Vaters. Seitdem ist mein Leben nicht mehr traurig und öde, sondern reich und schön, und ich hoffe, wenn einmal dieser Lauf vollendet sein wird, auch mit dem Apostel sagen zu dürfen: Ich habe den Glauben gehalten.“

Sie nahm das Testament zur Hand, und, es liebevoll betrachtend, schloß sie:

„Vielleicht versuchen auch Sie, liebes Kind, das Buch zu Ihrem Führer auf dem Lebenswege zu machen. Es würde mir eine herzliche Freude sein, wenn auch Sie den Weg zum Heiland fänden.“

Ich hatte teilnahmsvoll zugehört, dankte für die Erzählung und versprach, den Spruch im Gedächtnis zu behalten. Nachdem ich ihr noch die Versicherung gegeben hatte, bald wiederzukommen, machte ich mich auf den Heimweg.

Das schöne Wort: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft“, klang auch in mir nach, aber es war doch noch ein gewisser Widerstand bei mir vorhanden. Konnte ich einen solchen Kampf nicht auch ohne Gottes Hilfe kämpfen? Aber als ich nach einigen Tagen wieder so recht unruhig und verzagt war, griff ich schließlich doch zur Bibel, die bisher unbeachtet auf meinem Bücherbrett gestanden hatte. Ich wollte den Spruch suchen, aber ich wußte nicht mehr, wo er stand. War es nicht im Hebräerbrieff gewesen? Ich schlug diesen Brief auf. Anfangs las ich flüchtig, da ich nur das Bestreben hatte, das, was ich suchte, zu finden. Aber bald fesselten mich die Aussprüche des Schreibers so, daß ich sie langsam, Wort für Wort,

in mich aufnahm. Wie herrlich schrieb dieser Mann über die Macht des Glaubens! Fürwahr, die Leute, die er im 11. Kapitel anführt, hatten in diesem Glauben den guten Kampf gekämpft! Und ich Lörin hatte gemeint, ohne Gott einen solchen Kampf führen zu können! In dieser Stunde wurde mir klar, daß ich dazu überhaupt nicht imstande war, denn ich gehörte ja noch garnicht zu denen, „die da glauben zur Errettung der Seele“. Mir fehlte die Grundlage. Ich mußte Jesum haben, diesen Jesus, von dessen herrlicher Person der Hebräerbrieff so ergreifend redet. Den Spruch, den ich suchte, fand ich nicht in diesem Brieffe. Aber ich las in ihm von dem Einen, der von Sündern zum Tode gebracht worden ist, und der um der Sünder willen am Kreuz gelitten hat, und ich erkannte an diesem Tage, welch ein hohes, heiliges Gut uns in der Heiligen Schrift in die Hand gegeben ist.

Heute weiß ich, daß ich erlöst bin durch das Blut des Lammes Gottes. Ich weiß mich in der treuen Hut meines Vaters in Christo, an dessen starker Hand ich meinen Weg freudig gehe. Den Spruch aus dem 2. Timotheusbrieff habe ich mittlerweile auch gefunden und habe ihn begrüßt wie einen lieben, vertrauten Freund. Lange habe ich auch nachdenken müssen über die Stelle aus 2. Kor. 5, 17: „Daher, wenn jemand in Christo ist, da ist eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden“. Und auch die Wahrheit dieses wunderbaren Wortes habe ich an mir selbst erfahren dürfen. Als eine „neue Schöpfung“ meinen Lauf zu vollenden, ist jetzt mein herzlichster Wunsch.

Als ich das nächste Mal meine alte Freundin be-

suchte, war ich mir meiner Gotteskindschaft zwar noch nicht bewußt, aber ich konnte ihr doch berichten, daß eine Wandlung mit mir vorgegangen sei und ich ernstlich wünsche, wie sie den guten Kampf zu kämpfen. Sie war sehr glücklich, daß ihre Erzählung nicht umsonst gewesen war, und tat, was sie konnte, um mir weiterzuhelfen. Manch schöne, stille Stunde vereinigte uns seitdem beim Lesen des Wortes Gottes, besonders nachdem ich in Wahrheit ein glückliches Schäflein des guten Hirten geworden war.

Als die alte Dame nach einem Jahr die müden Augen schloß und in die ewige Ruhe einging, ließ ich auf ihrem Grabstein die Schriftstelle einmeißeln, die für ihr Leben von so großer Bedeutung geworden war. Gern besuche ich ab und zu die stille Stätte und lasse meine Augen auf den ergreifenden Worten ruhen, die für jeden Gläubigen so beherzigenswert sind.

E. L. H.

Der Herr kommt! — Kommt Er auch für dich?

Schon als Junge war ich oft in Sorge um mein Seelenheil. Es war nicht Todesfurcht, die mir zu schaffen machte — ein gesunder Knabe hat selten Todesgedanken — aber die Furcht vor dem Kommen des Herrn Jesus zur Aufnahme der Seinigen quälte mich häufig unsäglich. Ich wußte, Er konnte jeden Augenblick kommen, bei Tage oder bei Nacht, wenn ich wachte oder wenn ich schlief. Und ich wußte weiter, daß, wenn Er kam, um die durch Sein Blut Erkauften zu sich zu nehmen, ich nicht mit-

gehen würde, denn ich gehörte noch nicht zu Seinen Erlösten. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß ich in jener Zeit hie und da stundenlang auf den Knien gelegen und den Herrn angefleht habe, mich zu erretten, damit ich nicht zurückbleiben müsse, wenn die letzte Posaune ertöne.

Vielleicht ist es dem einen oder anderen Leser nützlich, wenn ich eine meiner Erfahrungen aus jener weit zurückliegenden Zeit schildere.

Es war um Mitternacht. In dem stillen Hause war kein Laut zu hören. Alles lag in tiefem Schlummer.

In einem Zimmer schlief ein kleiner Junge. Niemand war bei ihm. Plötzlich fuhr er, vor Angst am ganzen Leibe zitternd, aus dem Schlaf auf. Kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Einen Augenblick lag er lauschend da. Hatte er ein ihn beunruhigendes Geräusch vernommen? Im Gegenteil. Daß es so still, so totenstill im ganzen Hause war, war der Grund, daß seine Angst sich fast zur Verzweiflung steigerte. Plötzlich sprang er aus dem Bett, eilte zur Tür, öffnete und schlich am Treppengeländer entlang nach unten. Vor dem Schlafzimmer seiner Eltern blieb er stehen, beugte sich zum Schlüsseloch hinab und lauschte in fürchterlichster Spannung. Nach einer Weile atmete er tief auf, schlich leise in sein Zimmer zurück, warf sich hier auf die Kniee und bat Gott unter Tränen, ihn zu erretten.

Was war denn nur geschehen? Was bereitete dem armen Jungen solch grenzenlose Angst?

Seine Eltern waren gläubige Christen, die sich nicht nur der Vergebung ihrer Sünden und ihrer An-

nahme bei Gott bewußt waren, sondern auch jeden Tag ihren Herrn erwarteten, daß Er komme und sie heimhole ins Vaterhaus. Durch sie wußte er, was alle diejenigen zu erwarten haben, die nicht mitgehen, wenn Jesus kommt. Gottes Geist hatte auch an seinem Herzen und Gewissen gewirkt, und er wünschte, errettet zu werden. Aber weiter war er bis dahin nicht gekommen. Diese Nacht nun, als er fest schlief, war es ihm gewesen, als ob jemand an seinem Bett gestanden und ihm zugeflüstert habe: „Der Herr ist gekommen und hat dich zurückgelassen. Du wirst nie errettet werden.“ Ganz deutlich hatte er diese Worte vernommen, und sie waren die Ursache gewesen, daß er schweißgebadet aus dem Schlaf aufgewacht war. Er hatte sich umgesehen nach dem Sprecher, doch da war niemand gewesen. Während er aber noch lauschend in seinem Bett saß, glaubte er wieder die Stimme zu vernehmen. Diesmal sagte sie: „Du kannst nichts hören. Alles ist still. Sie sind alle fort, und du bist allein zurückgeblieben. Nie wirst du deinen Vater und deine Mutter wiedersehen.“

Aufs neue hatte die würgende Angst ihn gepackt. Sicherlich, der Herr war gekommen, hatte die Eltern heimgeholt und ihn zurückgelassen. Sein Herz klopfte, als ob es ihm die Brust sprengen wollte. Was sollte er tun? Wohin gehen? Da plötzlich ein erlösender Gedanke. Er brauchte ja nur nachzusehen, ob Vater und Mutter noch im Hause waren oder nicht. Waren sie noch da, so war das von ihm so gefürchtete Ereignis noch nicht eingetreten. So war er denn hinuntergeschlichen zum Schlafzimmer der Eltern, und wie Bergeslast war es ihm von der Brust ge-

sunken, als er ihr tiefes, gleichmäßiges Atmen vernahm.

Das Rufen des Knaben zu Gott ist erhört worden. Seit vielen Jahren ist er errettet und wartet seitdem auf das Kommen seines Herrn, den er von ganzem Herzen liebt. Aber nie, er mag noch so alt werden, wird er jene entsetzliche Stunde seines Lebens vergessen, wo er fürchtete, daß ihm die Himmelstür auf ewig verschlossen sei.

Ich weiß nicht, ob der Leser dieser Zeilen weiß, was das Kommen Jesu Christi zur Aufnahme der Seinigen in den Himmel für alle diejenigen zu bedeuten hat, die bei dieser Gelegenheit auf Erden zurückbleiben müssen. Da ich in einem gläubigen Hause aufgewachsen war, in welchem man in der Erwartung dieses Kommens lebte, so erfuhr ich schon als Knabe, daß zu jener selben Stunde das Wort sich erfüllen würde: „Und die Tür ward verschlossen“. (Matth. 25, 10.) Ich wußte auch, daß jede Erwartung, daß die Tür sich auf irgendwelches Bitten und Klopfen nochmals aufstun möge, vergeblich sein werde. Ich wußte, daß sie, einmal verschlossen, auch verschlossen bleibt. Gottes Wort bekundet unzweideutig: Wer bei Jesu Kommen nicht bereit steht, um von Ihm aufgenommen zu werden in den Himmel, mit anderen Worten, wer zu diesem Zeitpunkt noch nicht gewaschen ist in dem Blute des Lammes Gottes, der ist ewig verloren. Unmittelbar nach der Entrückung der Gläubigen in den Himmel (bitte, lies hierüber aufmerksam das 4. Kapitel aus dem 1. Brief an die Thessalonicher, Vers 16 u. 17) beginnt nämlich für diese Erde die Zeit der Gerichte, zugleich die Zeit

der schlimmsten Verführung der Menschen durch Satan, den Vater der Lüge, und zugleich — und das ist das Allerfurchtbarste — eine Zeit, von der es heißt, daß Gott selbst den Menschen „eine wirksame Kraft des Irrwahns senden wird, daß sie der Lüge glauben, auf daß **alle** gerichtet werden, die der Wahrheit nicht geglaubt haben“. (Lies 2. Thess. 2, 11. 12.) Mit einem Wort: Die Gnadenzeit ist dann endgültig vorüber. Gott wird fortan nur noch auf richterlichem Wege mit dem Sünder verkehren. Geschieht das aber, dann ist das Schicksal des Menschen besiegelt. Ein Mensch, den Gott selbst mit solcher Blindheit schlägt, daß er nur noch der Lüge glaubt, kann nur verloren sein.

Auf diese so ernste Tatsache war ich oft genug von meinen Eltern hingewiesen worden. Ich wußte also, was mir bevorstand, wenn Jesus kam und ich auf der Erde zurückbleiben mußte. Daher denn auch meine schreckliche Angst. Heute, wo ich weiß, daß ich mit Gott versöhnt bin auf Grund des Erlösungswerkes Jesu Christi, sehe ich diesem Kommen mit sehnlichem Verlangen entgegen. Es vereinigt mich ja auf ewig mit meinem teuren Herrn. Zugleich aber denke ich mit Schrecken an das Schicksal der vielen, vielen Menschen, die dann auf Erden zurückbleiben müssen, um gerichtet zu werden. Ich denke auch an dich, mein lieber, unbekehrter Leser. Vielleicht bist du ein getaufter Christ, der in den Grundwahrheiten des Christentums unterrichtet worden ist. Aber bist du nur dem Namen und der Form nach Christ, so nützt es dir nichts. Dann stehst du nämlich genau auf dem gleichen Boden wie jene fünf törichten Jungfrauen aus dem bekannten Gleichnis, die wohl Lampen hat-

ten, aber kein Öl darin, deren Lampen daher, als der Bräutigam kam, nicht mehr brennen wollten. Das Versäumte nachzuholen, war es jetzt zu spät. Die Tür blieb verschlossen, und auf ihr Rufen tönte es von innen heraus: „Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht“.

Der Herr Jesus ist bis heute noch nicht gekommen, obwohl Seine Braut schon lang Seiner wartet. Warum hat Er Seine Verheißung noch nicht wahrgemacht? Auf diese Frage gibt der Apostel Petrus am Schluß seines 2. Briefes Antwort mit den Worten: „Er verzieht nicht die Verheißung, sondern Er ist langmütig gegen euch, da Er nicht will, daß irgendwelche verloren gehen, sondern daß alle zur Buße kommen“. (Kap. 3, 9.) Das geht auch dich an, lieber Freund, der du noch nicht zur Buße gekommen bist. Der Wunsch Gottes ist: Du sollst nicht verloren gehen. Auch um deinetwillen hat Er mit dem Gericht gezögert. Aber das Rad der Zeit rollt unaufhaltsam weiter, und jede Minute bringt uns dem Augenblick näher, wo Jesus kommen wird, um Seine Erlösten heimzuholen, und damit ist die Stunde des Gerichts für die übrigen da.

O lieber Freund, möchtest du doch nicht zu den „Gefäßen des Zorns“ gehören, die sich durch ihre Gleichgültigkeit oder ihren Widerstand gegen das Wort der Wahrheit ewiges Verderben zuziehen! Laß dich mit Gott versöhnen! Tue Buße, und blicke glaubend zu Dem auf, der — Gottes eingeborener Sohn — an das Fluchholz erhöht worden ist, „auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“!



Bekennermut

Ein Chinese aus der Stadt Poklo am sogenannten Ostfluß kam einmal nach Hongkong, hörte hier das Evangelium und wurde gläubig. In seine Heimat zurückgekehrt, hängte er sich eine

Holztafel um, auf der die Worte standen: „Tut Buße, denn das Reich der Himmel ist nahe gekommen!“

Mit dieser Tafel vor der Brust wanderte unser Chinese durch Stadt und Land und forderte die Leute auf, sich zu bekehren. Manche hörten auf ihn. Viele aber schalten und wüteten, weil er ihnen ihre Sünden vorhielt. Einmal wurde er halb zu Tode geprügelt und dann samt seiner Tafel in den Fluß geworfen. Doch nichts vermochte den Mund dieses treuen Zeugen zu schließen. Und Gott bekannte sich zu ihm. An dem gleichen Fluß, der sein Grab werden sollte, befindet sich heute eine Gemeinde gläubiger chinesischer Christen.

„Alles ist neu geworden“

Man hatte mich gebeten, einen älteren Herrn zu besuchen, der allem Anschein nach nicht mehr lange zu leben haben würde. Ich folgte der Aufforderung gern.

Herr J. war mir persönlich fremd. Da sein Zustand so bedenklich war, lag es mir vor allem am Herzen, zu erfahren, ob seine Seele geborgen sei, falls er plötzlich abgerufen werden sollte. Aber es hielt schwer, eine diesbezügliche Frage an ihn zu richten. Er hatte so viel über seine Krankheit und vor allem auch über den Betrieb seines Gutes zu erzählen, daß ich lang nicht zu Wort kommen konnte. Als es mir endlich gelang, das Gespräch auf seinen Seelenzustand zu bringen und ihm etwas von Jesu, dem Sünderheiland, zu sagen, war meine Enttäuschung groß, als ich den Kranken gleichgültig erwidern hörte, er zweifle

nicht daran, daß diese Dinge für Leute, die sie verstanden, sehr gut seien; er aber habe kein Verständnis dafür. Sooft er auch davon habe reden hören, habe er doch bis jetzt nichts davon begriffen; sie seien ihm zu hoch. Damit begann er aufs neue von seinem Hof, seinen Kühen usw. zu reden.

Traurig verließ ich den Kranken. Der trübe Novembertag und die kahlen Bäume draußen erschienen mir weit weniger öde als das Haus, aus dem ich soeben gekommen war. Bei meinen weiteren Besuchen wurde der Eindruck nicht anders. Stets wurde ich höflich, selbst freundlich empfangen, konnte auch manches ernste Wort über den verlorenen Zustand des Menschen anbringen, aber die gute Botschaft, die ich zu verkündigen hatte, fand keine Annahme. Endlich mußte ich die Gegend für längere Zeit verlassen.

Ungefähr ein halbes Jahr später empfing ich einen Brief von Herrn J. des Inhalts, es werde mich gewiß freuen zu hören, daß er e r r e t t e t sei. Ich war erstaunt über die Bestimmtheit der Nachricht, und da ich gerade im Begriff stand, an den Ort, wo er wohnte, zurückzukehren, suchte ich ihn sogleich auf.

Ich fand den alten Herrn wohl und gesund, und ein Blick in sein strahlendes Gesicht bestätigte mir, daß noch eine andere und wunderbarere Wandlung mit ihm vorgegangen sein mußte.

„Der Herr selbst hat mich in Seine Behandlung genommen“, hob er an, „und hat sowohl meinen Leib geheilt als auch meine Seele gesund gemacht.“

Als ich ihn wortlos und voll Staunen ansah, fuhr er lächelnd fort: „Sie wissen, wie dumm ich war, als Sie mich im vergangenen Herbst besuchten. Ich verstand einfach nicht, was Sie meinten. Alles,

was Sie sagten, erschien mir viel zu hoch, als daß ich es je glaubte erfassen zu können. Nur daß ich ein armer, verlorener Sünder war, hatte ich mit der Zeit erkannt, und dieser Umstand machte mir viel zu schaffen. Aber ich kam keinen Schritt weiter.

„Da hatte ich eines Nachts einen seltsamen Traum. Es war mir, als wenn ich gerade aus dem Schlaf erwacht wäre. Trotzdem war ich merkwürdigerweise garnicht mehr da. Ich sah das Zimmer, aber ich war nicht darin; alles war leer. Auch die Scheunen und die Ställe waren nicht mehr da. Nichts als eine öde Wildnis war rings um mich her; aber das Seltsamste war doch, daß ich selbst nicht mehr da war. „Ist denn alles, alles verschwunden?“ fragte ich mich. „Gibt es garnichts mehr, das geblieben wäre?“ Im gleichen Augenblick kam mir mit einer Klarheit, wie das Licht der Sonne selbst, zum Bewußtsein, daß es **Einen** gibt, der nicht vergehen kann, weil Er unvergänglich ist. Und es war mir, als ob dieser Eine mit Seiner herrlichen Person Himmel und Erde ausfülle, nur Er allein, keiner sonst.

„Ich bin vergangen, nur Christus ist noch da!“ sagte ich mir. Nun verstand ich auch mit einemmal, was mir bis dahin so unverständlich gewesen war, und was ich so nötig brauchte. Ich erkannte, daß der nichtswürdige, kraftlose Sünder, als der ich noch am Abend zu Bett gegangen war, und der mir schon so viel Kopfzerbrechen gemacht hatte, nicht mehr da war. Statt seiner aber war Christus da, der Einzige, Vollkommene, und Gott blickte auf **Ihn**, nicht auf mich. Ja — ich erfaßte es mit triumphierender Freude — Gott hatte mich ganz beiseite gestellt. Dafür stand **Christus an meiner Stelle vor Gott**, und

Gott war befriedigt. Meine Freude bei diesem Erkennen war so groß, daß ich erwachte und laut ausrief: „Ich bin nicht mehr da, aber Christus steht an meiner Stelle vor Gott!“

„Nun wurde mir auch klar“, fuhr Herr J. nach kurzer Pause fort, „weshalb ich Sie nie hatte verstehen können. Sooft Sie damals mit mir über Christus und das Heil meiner Seele redeten, dachte ich: „Das ist alles gut und schön, aber ich muß selbst etwas tun. Zum mindesten muß ich doch recht beten und meine Sünden bereuen.“ Aber nun hatte der Herr mir gezeigt, daß Er nicht nur meines Betens und meiner Werke nicht bedurfte, sondern auch mit mir selbst ein Ende machen mußte. Ich bin ja völlig hinweggetan! Im Tode Christi, der für mich starb, hat Gott dieses Ende mit mir gemacht, und in Ihm, der für mich gestorben und auferweckt worden ist, bin ich jetzt eine neue Schöpfung. „Das Alte ist vergangen, alles ist neu geworden.“ Wie einfach ist doch alles, wenn man es versteht! Gott ist befriedigt, vollkommen befriedigt in Ihm, dem Geliebten, der für Sünder gestorben ist und alles, alles gut gemacht hat; und ich habe garnichts anderes zu tun, als glaubend anzuerkennen, daß es so ist. Nur Dank und Anbetung bleiben für mich übrig.“

Ergriffen schwieg der alte Herr.

„Wie gut war es“, sagte ich, „daß der Herr sich über Sie erbarmt und Sie selbst durch Seinen Geist belehrt hat!“

„Ja“, bestätigte er, „ich wäre bis heute in meiner Unwissenheit geblieben, wenn Er selbst mir nicht zu Hilfe gekommen wäre. Doch nein, so sollte ich nicht sagen“, verbesserte er sich. „Sie sehen, ich kann es

nicht einmal richtig ausdrücken. Mir zu Hilfe gekommen, ist nicht das rechte Wort. Nein, Er hat alles allein getan. Das Ganze ist Gottes Werk. Er hat mich vor Seinem Angesicht hinweggetan, denn ich durfte nicht den mindesten Anteil an Seinem Werke haben. Dann hat Er mich auch verstehen lassen, daß ich nicht nur nichts bin, sondern daß ich auch nichts habe. Ich habe stets viel von meinem Hof gehalten, und oft, wenn ich durch die Felder schritt, dachte ich stolz: „Das sind deine Felder, das sind deine Kühe usw.“ Heute sehe ich alles mit anderen Augen an. Ich betrachte alles, was Gott mir gegeben hat, als ein mir von Ihm anvertrautes Gut, dessen Verwaltung ich jeden Augenblick entthoben werden kann. Was könnten mir auch alle diese Dinge nützen in dem Augenblick, da ich die Erde verlassen muß? Sie hätten nicht den mindesten Wert für mich. Aber ich habe Christum, und nichts als Christum. Welch kostbarer Gedanke! Er ist mein, und ich bin Sein für immer!“

Es war in der Tat wunderbar, solche Worte aus dem Munde eines Mannes zu hören, der noch vor kurzem für die göttlichen Heilswahrheiten so völlig unempfänglich war. Durch die unmittelbare Belehrung des Heiligen Geistes hatte er die herrliche Wahrheit verstanden, die viele Gläubige nur langsam erfassen, und die nur wenige verwirklichen, die Wahrheit nämlich, welche Paulus mit den Worten ausdrückt: „Nicht mehr lebe ich, sondern Christus lebt in mir“.

Ein Feldarbeiter, der Herrn J. seit langem gut kannte, äußerte bald nach dessen Bekehrung zu seiner Frau: „Herr J. ist mir ein Rätsel. Ich habe noch nie in meinem Leben zwei Menschen gefunden, die so

verschieden voneinander waren, wie der heutige Herr J. von dem früheren. Als er mich kürzlich auf dem Felde sah, kam er spornstreichs auf mich zu, und da hättest du hören sollen, in welcher Weise er mit mir über Dinge redete, an die er früher bestimmt nie gedacht hat. Jetzt scheint er mir für nichts anderes mehr Interesse zu haben.“

Gelegentlich einer Unterredung, die wir eines Tages über die Frage hatten, wie der Gläubige sich auf Erden verhalten sollte, erklärte mir Herr J.: „Ja, sehen Sie, der Herr hat mich nur deshalb noch hier gelassen, damit ich ein Zeugnis für Christum sein soll. Was anderes wäre dieses Leben auch wert, wenn man Ihn kennt? Und wie freue ich mich, daß doch wenigstens einige die gute Botschaft annehmen, die ich ihnen bringen darf! Viele von denen freilich, die früher meine Gesellschaft liebten, halten sich jetzt ängstlich fern von mir. Sie machen es genau so wie ich einst. Sie haben kein Herz für diese Dinge.“

Als wir uns einmal über einen Vortrag unterhielten, der den Durchzug der Kinder Israel durch den Jordan zum Gegenstand hatte, bemerkte er:

„Der Vortrag machte schon damals Eindruck auf mich, obgleich ich den Sinn der Worte nicht verstand. Erst nach Jahren habe ich die darin enthaltene kostbare Wahrheit verstehen gelernt.“

Gespannt zu hören, was er antworten würde, fragte ich:

„Wissen Sie denn auch, auf welcher Seite des Jordan Sie sich jetzt befinden?“

Mit sehr erstauntem Blick, daß ich ihm eine solche Frage stellen konnte, erwiderte er:

„Wie sollte ich das nicht wissen? **E r l e b e** ich

es denn nicht jeden Tag, daß ich mich in dem Lande befinde, das von Milch und Honig fließt?“

Etwa vier Monate später teilte er mir mit, daß er eine Reise zu seinen Verwandten zu machen beabsichtige.

„Ich muß sie alle besuchen“, sagte er; „eine andere Gelegenheit habe ich nicht, um mit ihnen über den Herrn zu reden, und ich fürchte, sie befinden sich alle noch in der Finsternis, in welcher ich selbst so lang gelebt habe.“

Bevor er abreiste, besuchte er noch einen sterbenden Nachbar, der kurz zuvor bekehrt worden war.

„Auf Wiedersehen!“ war sein letztes Wort. „Nicht lange, und wir werden uns droben in der Herrlichkeit wiederfinden. Sie gehen voraus, aber ich werde bald folgen.“

Er sollte recht behalten. Wohlbehalten kehrte er von seiner Reise zurück, aber nicht lange danach empfing ich die Nachricht, daß er erkrankt sei. Ich ging sogleich zu ihm. Er wußte, daß er nicht wieder gesund werden würde, aber nichts als triumphierende Freude lag auf seinem Antlitz.

„Stellen Sie sich vor“, sagte er, „was es bedeutet, zu Ihm gehen zu dürfen! Jeden Augenblick darf ich jetzt erwarten, daß Er mich zu sich nehmen wird. Welch ein Teil! Wenn mich noch etwas schmerzt, ist es der Umstand, daß ich nicht mehr laut genug sprechen kann, um bis zu meinem letzten Atemzug allen, die zu mir kommen, zu sagen, was der Herr ist. Doch ich kann Ihn preisen, und bald werde ich Ihm in Vollkommenheit meine Loblieder singen. Ich fühle keinen Schmerz, nur Freude, Freude!“

Wenige Stunden später war der glückliche

Kranke bereits ausheimisch von dem Leibe und einheimisch bei dem Herrn, den er so spät erkannt, aber dann auch so innig geliebt hatte.

Gott sorgt für die Seinen

a. Wie ich zweimal zu einem Paar Stiefel kam.

Ein alter Christ teilt uns einige Erfahrungen von der Treue Gottes aus seinem Leben mit. Er meint, sie möchten vielleicht dem einen und anderen Leser zur Ermunterung dienen.

Vor einer Reihe von Jahren, so schreibt er, arbeitete ich in einer Fabrik. Es war keine angenehme Beschäftigung. Ich war viel den Unbilden der Witterung ausgesetzt, und der Verdienst war gering. Als der Winter nahte, hatte ich einige rechte Sorgen. Meine Kinder mußten dies und jenes haben, und ich selbst bedurfte notwendig ein Paar Stiefel. Der Einzige, an den ich mich in meiner Not wenden konnte, war mein treuer Gott und Vater, von dem ich immer gern gesungen hatte:

Seiner Liebe ist allein
Nichts zu groß und nichts zu klein.

Wie wahr dieses Wort ist, sollte ich bald erfahren. Eines Tages fand ich bei meinem täglichen Gang zur Post einen Geldbeutel mit Inhalt — sicherlich kein alltägliches Ereignis. Da ich mit dem Postvorsteher gut bekannt war, übergab ich ihm das Geld. Er zählte nach. Es waren siebenundneunzig Mark und siebenzig Pfennig. Schon am nächsten Tage meldete sich der Verlierer. Als Finderlohn erhielt ich zehn

Mark. Der Betrag reichte gerade zur Anschaffung der benötigten Stiefel. Da konnte ich dankbaren Herzens singen:

Du bist's, der uns so innig liebt,
 Du Gott voll Huld und Güte;
 Du bist's, der stets so reichlich gibt,
 Dein Herz wird niemals müde.

Nicht viel anders erging es mir in einem der vier schweren Kriegsjahre. Ich war damals schon Invalide und konnte in der Fabrik nicht mehr meinen Mann stehen. Meine Mutter lag krank darnieder. Sie wohnte bei meiner Schwester, eine Stunde von uns entfernt. Um mich ein wenig nützlich zu machen, ging ich in der Woche einigemal zu meiner Mutter und verrichtete kleine Arbeiten für sie. Bei dem vielen Laufen litten natürlich meine Schuhe, und so kam es, daß ich wieder einmal ein Paar Stiefel dringend benötigte. Meine Schwester gab mir als Beihilfe fünf Mark. Mehr hatte sie nicht übrig. Sie sagte selbst: „Das wird wohl nur für einen Schuh langem“. Trotzdem hatte ich den Mut, mit meinen fünf Mark in einen Laden zu gehen und nach Schuhen zu fragen. Die Verkäuferin, die mich als einen Mann kannte, der nicht mit irdischen Gütern gesegnet war, brachte ein Paar herbei, die sie mir mit den Worten reichte:

„Sie sind nicht mehr modern, aber ganz gut.“

Ich zog die Schuhe an. Sie saßen, als wenn sie nach Maß gearbeitet worden wären. Soweit war alles in Ordnung, aber nun kam die bange Frage:

„Was sollen die Schuhe kosten?“

Die Preise waren damals schon ziemlich in die Höhe gegangen, und das Herz schlug mir unruhig genug.

„Die kosten fünf Mark!“

Die Antwort traf mich so, daß ich ganz bewegt wurde. Die Verkäuferin bemerkte es und fragte, was ich habe.

„Nun“, antwortete ich, „der Herr hat mir fünf Mark für Schuhe gegeben. Aber daß die nicht mehr kosten sollen — —?“

„Ja“, antwortete sie freundlich, „für den Preis lasse ich sie Ihnen.“

Hatte ich da nicht wieder Ursache, die Güte und Treue meines Vaters droben zu rühmen? Ja,

Du sorgst für alle Dinge
So weise, treu und gut,
Nichts ist Dir zu geringe,
Drum mein Herz sorglos ruht.

Warum es so regnen mußte

Dor einigen Jahren, so erzählt ein amerikanischer Prediger, sollte ich in einem Dörfchen, das mehrere Stunden von meinem Wohnort entfernt lag, das Wort verkündigen. Ich tat es nicht gern, weil ich zuhause nicht gut entbehrt werden konnte. Da ich es aber für meine Pflicht hielt, der an mich ergangenen Einladung zu folgen, machte ich mich auf den Weg.

In dem Bewußtsein, einer Pflicht zu genügen, sind wir leicht geneigt, zu erwarten, daß nun auch alle Umstände dazu mitwirken müssen, uns die übernommene Aufgabe möglichst angenehm zu machen. Wir erwarten dann gern eine Art Belohnung für unsere Selbstverleugnung. Geht aber nicht alles nach

unserem Sinn, so werden wir schnell ungeduldig und meinen, es geschehe uns unrecht.

Auch mir erging es so, als ich an jenem Tage in dem recht abgelegenen Dorf für einen anderen das Wort verkündigen sollte. Nicht wenig mit mir selbst zufrieden wegen des Opfers, das ich brachte, trat ich meine Wanderung an. Ich war aber noch nicht lange gegangen, da gewahrte ich dunkle Wolken, die sich unheilverkündend am Himmel zusammenzogen. Bald fing es an in Strömen zu regnen. Ich wurde bis auf die Haut naß, und der Weg wurde schließlich fast ungangbar. Eine recht verdrießliche Stimmung bemächtigte sich meiner, und in meinem Herzen stieg die Frage auf: „Warum muß es auch gerade heute so regnen?“

Zu meiner Erleichterung entdeckte ich endlich, nicht weit vom Wege, ein einsam gelegenes Häuschen. Ich eilte darauf zu. Gewiß würde man mir dort gern für kurze Zeit ein Obdach gewähren und mir gestatten, mich ein wenig auszuruhen. Ich fand in dem Hause nur eine Frau, die mit einem Kind auf dem Schoß am Ofen saß. Sie machte einen kummervollen Eindruck. Obwohl sie mich einlud, Platz zu nehmen, sprach sie kaum ein Wort, sondern blickte nur starr, wie geistesabwesend, vor sich hin. Ich ließ mich auf einem Stuhl in ihrer Nähe nieder. Da ich wußte, daß die Zunge einer Mutter am besten dadurch ge'öft wird, daß man über ihre Kinder spricht, richtete ich einige Fragen über das kleine Mädchen an sie, das sie auf dem Schoß hatte.

„Ach“, kam es da in bitterem, leidenschaftlichem Ton über ihre Lippen, „ersparen Sie mir, von dem Kinde zu reden! Ja, es ist mein liebes Kind, mein

liebste, darf ich wohl sagen, aber es ist blind, blind, blind geboren!“

Bei diesen Worten bedeckte die arme Mutter in aufwallendem Schmerz ihr Gesicht mit beiden Händen und brach in ein herzbrechendes Weinen aus.

Ganz bestürzt blickte ich auf die Fassungslose und wußte nicht, was ich ihr antworten sollte. Was hätte ich auch dieser beklagenswerten Mutter zu ihrem Trost sagen können? Ich flehte im stillen zu Gott um Weisheit. Er allein konnte mir das rechte Wort für sie geben. Da kam mir die Weinende selbst durch eine Frage zu Hilfe.

„Ist das nun um meiner Sünde willen, daß dieses unschuldige Kind blind geboren werden mußte?“ stieß sie unter Schluchzen hervor.

Ich zog mein Neues Testament aus der Tasche und erwiderte ruhig:

„Darf ich Ihnen einmal etwas vorlesen?“

„Gern, lieber Herr!“ versetzte sie und schaute mich erwartungsvoll an. Ich schlug Johannes 9 auf und las:

„Und als Er vorüberging, sah Er einen Menschen, blind von Geburt.“

Überrascht horchte meine Zuhörerin auf. Auf ihren Zügen stand deutlich zu lesen: „Das stimmt mit meinem Fall überein. Auch mein Kind ist blind zur Welt gekommen.“

„Und Seine Jünger“, fuhr ich fort zu lesen, „fragten Ihn und sagten: Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren wurde?“

Noch überraschter blickte die betrübtete Mutter mich an. Hatte sie nicht eben eine ganz ähnliche Frage ge-

stellt, wie die Jünger sie hier an ihren Herrn richteten? Wie würde Seine Antwort lauten?

„Jesus antwortete: Weder dieser hat gesündigt noch seine Eltern, sondern auf daß die Werke Gottes an ihm geoffenbart würden.“

„Weder dieser noch seine Eltern“, wiederholte die Frau nachdenklich.

„Ja“, erwiderte ich, „so lautete die göttliche Antwort, aber das Wichtigste, das Wichtigste auch für Sie, ist der Zusatz des Herrn: **Auf daß die Werke Gottes an ihm geoffenbart würden.**“

Und nun konnte ich fortfahren und ihr sagen, daß Gott sich an ihr und ihrem Kinde verherrlichen wolle. Ich konnte ihr zeigen, wie Gott, um zu diesem Ziele zu gelangen, in Seiner Weisheit unser Leben schon von unserer Geburt an lenkt und leitet. Ich bat sie, doch auf die Stimme des Herrn zu achten und auf Sein Wort zu lauschen, zunächst für sich selbst, dann aber auch, bis die Kleine herangewachsen sei, für ihr Kind.

„Wenn Sie das tun, wenn Sie auf Gott und Sein Wort hören“, versicherte ich ihr, „so werden Sie die Wunder Seiner Liebe schauen und werden Ihm noch einmal dafür zu danken vermögen, daß Er Ihnen jetzt ein so großes Leid auferlegt hat.“

Sie lauschte meinen Worten mit solcher Aufmerksamkeit, daß ich Freude bekam, mit ihr über ihren eigenen Herzenszustand zu reden. Ich konnte ihr den Heiland der Sünder vorstellen, der auch sie und ihr Kind vom ewigen Verderben erretten wolle.

Eine Stunde war dahingegangen. Ich mußte aufbrechen, da ich noch einen Weg von ungefähr drei Stunden vor mir hatte. Beim Abschied erzählte ich

der Frau noch, wie ich mich unterwegs bei dem strömenden Regen manchmal gefragt hätte, warum es nur gerade heute so regnen müsse.

„Das kann ich Ihnen sagen, mein Herr“, versetzte sie rasch. „Es hat um meinetwillen so regnen müssen!“

„Ja, das weiß ich jetzt auch“, erwiderte ich. „Gott segne Sie!“

Dann wandte ich mich mit einem herzlichen Abschiedsgruß auf meinen Weg.

Sie hat getan, was sie konnte

In seinem Büchlein „Lebensfahrten“ erzählt der Verfasser, Karl Hesselbacher, von einem alten, armen Weiblein, das in einer Stadt über die Straße ging und sich öfters bückte, um etwas vom Boden aufzuheben und in ihrer Schürze zu bergen. Ein Polizeibeamter beobachtete sie und folgte ihr in einen Hof, in dem ein Schutthaufen lag. Dort packte er sie am Arm und rief:

„Wissen Sie nicht, daß man gefundene Wertgegenstände auf dem Fundbüro abgeben muß?“

Die Alte öffnete ihre Schürze. Nichts als Glascherben waren darin.

„Was wollen Sie mit dem wertlosen Zeug?“

Sie deutete auf den Müllhaufen:

„Dahin will ich's tragen. Als ich die Scherben sah, dachte ich der vielen Kinder, die barfuß durch diese Straße gehen. Wie müssen die scharfen Glassplitter ihnen die Füßchen zerschneiden! Darum hob ich die Scherben auf. Ich kann so wenig mehr tun. Da habe ich gedacht, wenigstens bücken kann ich mich, um jemand noch etwas Liebes zu tun. Ich freue mich, daß jetzt so viele Kinder vor den Schritten bewahrt bleiben, die die Scherben in ihre kleinen Füße hätten schneiden müssen.“

Damit schüttete sie die Scherben aus und ging davon.

Neukirchener Abreißkalender

Der „Blaue Vogel“

An einem Frühlingsabend im Jahre 1891 besuchte eine kleine Gesellschaft gläubiger Christen einen der verrufensten Stadtteile Newyorks, in der Absicht, verlorenen Menschenkindern die frohe Botschaft vom Heil in Christo zu verkündigen. Eine Dame hatte eine wunderschöne weiße Rose bei sich, und es war ihr Wunsch und stilles Gebet, der Herr möge diese Blume zu einem Segen für die Seele, die sie zum Geschenk erhalten würde, benutzen. In einer engen, finsternen Gasse betraten die Freunde ein berüchtigtes Bierlokal, das von Männern und Frauen besetzt war, die hier unter wüstem Lärm und gemeinen, gottlosen Gesprächen rauchend und trinkend ihre Zeit verbrachten. Der Anblick war so abscheuerregend, daß unsere Freunde am liebsten auf der Schwelle wieder umgekehrt wären. Doch sie waren nicht in ihrem eigenen Auftrag gekommen, sondern höherer Leitung gefolgt. Durch ein Lied und eine kurze Ansprache bemühten sie sich, die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu ziehen. Aber nichts schien Eindruck auf die Insassen dieses stickigen Raumes zu machen. Und doch hatte Gott sie gerade hierher geführt.

Unter den wüßt aussehenden, verkommenen Gestalten fiel unseren Freunden ein junges Mädchen

auf, das trotz seiner Jugend eine Art Führerrolle unter den Leuten zu spielen schien. Ihre Züge verrieten eine gewisse Klugheit, und ihr Gesicht mochte einmal hübsch gewesen sein. Jetzt war es von häßlichen Narben entstellt und trug die deutlichen Spuren eines lasterhaften Lebens. Sie war mit einer schmutzigen blauen Bluse bekleidet, auf die ihr Haar unordentlich herabhing. Ihre Augen blickten wild und unstet.

Als unsere Freunde sich anschickten, den Raum wieder zu verlassen, erhob sich das Mädchen und ging hinter ihnen her, so als ob sie sie vor Belästigungen seitens ihrer Gefährten schützen wolle.

Ich fühlte mich trotz seines abschreckenden Aussehens merkwürdig zu dem verwahrlosten jungen Menschenkinde hingezogen, erzählt die Dame, die uns diese Begebenheit übermitteln hat, und welche die Trägerin der schönen weißen Rose war. Als wir den Ausgang der Lasterhöhle erreicht hatten, bat ich sie mit einigen Worten, den Weg der Sünde, der ihr nur Unglück und Schande bringe, zu verlassen und ein neues Leben zu beginnen. Aber meine Worte blieben, wie es schien, ohne jede Wirkung. Als das Mädchen jedoch hörte, wohin unser weiterer Weg führte, bot sie sich uns als Begleiterin an mit den Worten:

„Ich fürchte weder Gott noch Teufel, am wenigsten einen Menschen!“

Ach, die arme Delia — das war ihr Rufname, aber wegen ihrer Vorliebe für die blaue Farbe wurde sie in ihrem Kreise meist der „blaue Vogel“ genannt, — war, wie ich aus dem weiteren Verlauf unserer Unterhaltung entnahm, stadtberüchtigt. Es gab kaum einen Stadtteil, den sie mit ihrer Diebesbande, deren

Anführerin sie trotz ihrer Jugend ihrer schlaunen Geschicklichkeit wegen geworden war, nicht schon heimgesucht hatte. Der Polizei war sie wohlbekannt. Nicht weniger als siebenmal hatte man sie festgenommen, und es hatte jedesmal mindestens zweier Männer bedurft, um sie dingfest zu machen. War sie aber einmal in festem Gewahrsam, so fügte sie sich ruhig in alles, so daß sie ihren Häschern ein Rätsel war und blieb. „Ach“, dachte ich während dieser oft von höhnischem Gelächter unterbrochenen Schilderungen aus ihrem Leben, „wenn diese Sklavin der Sünde dahin käme, ein Werkzeug der Gerechtigkeit in der Hand Gottes zu werden, anstatt länger dem Tode Frucht zu bringen, von welcher großem Nutzen würde sie dann für die Sache des Herrn sein können!“ Doch wie sollte dieses so tief gesunkene Geschöpf, diese willige Sklavin Satans, von ihren Banden befreit werden? Wer sie damals kannte, wagte nicht, an eine solche Möglichkeit zu glauben. Sie schien nach Leib und Seele verloren. Doch „was bei Menschen unmöglich ist, ist möglich bei Gott“. Und Gott war im Begriff, ein Wunder Seiner Gnade an Delia zu tun.

In der Überzeugung, daß es in ganz Newyork kaum ein elenderes Geschöpf als meine junge Begleiterin geben könne, beschloß ich, ihr die schöne Rose, die ich bis dahin sorgfältig verborgen hatte, zu schenken. Vielleicht würde dieses Prachtstück der Schöpfung Gottes in seiner leuchtenden, reinen Schönheit einen Eindruck auf das verdorbene Menschenkind machen. Die Worte, mit denen sie die Rose entgegennahm, enttäuschten mich zunächst. Sie neigte den Kopf und sagte lachend: „Necht so!“ Aber ich glaube, daß sie tiefer ergriffen war, als ihre Bemerkung verriet.

Sicherlich zog sie einen Vergleich zwischen sich und der köstlichen Blume, der nicht zu ihren Gunsten ausfiel. Aber an die spöttisch-ironische Ausdrucksweise gewohnt, fand sie keine anderen Worte.

Bevor wir uns trennten, versprach Delia mir auf meine Einladung, am folgenden Abend in unseren Missionsaal zu kommen. Sie mochte wohl in meinen Mienen einen leisen Zweifel hinsichtlich der Erfüllung ihres Versprechens lesen, denn sogleich fügte sie nicht ohne Selbstgefühl hinzu:

„Wenn ich etwas verspreche, so halte ich es auch. Ich werde da sein. Verlassen Sie sich darauf!“

Während der nächsten vierundzwanzig Stunden mußte ich fast unausgesetzt für Delia beten. Umso größer war meine Enttäuschung, als man am folgenden Abend im Missionsaal vergeblich auf den „blauen Vogel“ wartete. Es war bereits elf Uhr vorüber, und noch hatte keiner meiner Bekannten, mit denen ich am vergangenen Abend zusammengewesen war — ich selbst hatte vor der Zeit den Saal verlassen müssen — Delia gesehen. War mein Beten vergeblich gewesen? Keineswegs! denn als ich am nächsten Tag ins Zufluchtshaus „Tür der Hoffnung“ kam, wartete meiner eine große Freude. Mit einem kleinen Päckchen in der Hand kam mir die Hausmutter schon auf der Treppe entgegen.

„Sehen Sie zunächst, was in dem Päckchen ist“, sagte sie lächelnd. „Danach werde ich Ihnen erzählen.“

Als ich die leichte Papierhülle löste, lagen die verwelkten Blätter der schönen weißen Rose vor mir, die ich zwei Tage zuvor dem „blauen Vogel“ geschenkt hatte. Mein Herz jubelte. Die Königin der Blumen mußte ihre Aufgabe erfüllt haben. Das Päckchen mit

den abgefallenen Blättern war eine stille Botschaft Delias an mich.

Wenige Augenblicke später stand ich dem Mädchen selbst gegenüber. Als ich sie so plötzlich wieder sah — äußerlich war eine wohltuende Veränderung mit ihr vorgegangen: sie hatte gebadet, und ihr Haar war ordentlich gemacht; in der Hand hielt sie eine frische, schöne Rose — konnte ich mich nicht bezwingen: ich mußte die arme, so bedauernswerte Dienerin der Sünde herzlich in den Arm nehmen und einen Kuß auf ihre durch die Narben verunstaltete Wange drücken. Dann zog ich sie neben mich auf einen Stuhl nieder, und Delia erzählte.

Sie hatte viel erlebt seit unserem vorgestrigen Zusammentreffen. Nachdem wir voneinander Abschied genommen, hatten allerlei Gedanken sie bestürmt. Sie hatte versucht, diese im Brantwein zu ertränken, aber es war ihr nicht geglückt. Am nächsten Tage wollte sie die Rose, die sie am Abend beim Nachhausekommen in ein Glas Wasser gestellt hatte, mit einer Stecknadel an ihrer blauen Bluse befestigen. Aber die schöne Blume war auseinandergefallen. Da lagen die weißen Blätter und redeten eine eigene Sprache zu ihrem Herzen. Sie hatte daran denken müssen, daß es noch gar nicht so lange her war, daß auch sie, wie diese zarten weißen Blättchen, rein und unschuldig gewesen war. Ihre Kinderjahre waren vor ihrem Geist aufgetaucht, und das Bild ihrer frühverstorbenen Mutter war ihr vor die Seele getreten.

„Delia“, hatte sie sich gesagt, „deine Jahre gehen dahin und verwelken in Sünde und Schande. Soll es immer so weitergehen? Und wenn das Ende kommt, was dann? Dann ist die Hölle dein Teil!“

Bei diesem Gedanken hatte eine unbeschreibliche Angst sie ergriffen. Die Hölle! O wie sollte sie der Hölle entfliehen? In diesem Augenblick hatte sie sich ihres Versprechens, den Missionsaal zu besuchen, erinnert, und bei dieser Erinnerung atmete sie auf. Vielleicht konnte man ihr dort etwas darüber sagen, wie es möglich war, der Hölle zu entkommen. Noch am gleichen Morgen hatte sie sich an die Gefährten ihres Verbrecherlebens gewandt und ihnen erklärt:

„Leute, heute abend verlasse ich euch!“

„Mit dem „blauen Vogel“ stimmt's nicht mehr! Ich glaub', er hat beim letzten Flug zu viel Blut verloren“, hatte darauf eins der Mädchen spöttisch gerufen. Und ein anderes hatte hinzugesetzt:

„Wo will der „blaue Vogel“ denn hinfliegen?“

„Ich will zu der Dame, die gestern abend so freundlich zu mir war“, hatte Delia ruhig, aber bestimmt geantwortet.

„Hast du denn auch noch Geld, Blauchen?“ hatte darauf ein dritter gefragt, und sie hatte gestehen müssen, daß sie keinen Cent mehr besitze.

„Nun, dann hast du hier etwas für den Autobus.“

Die ganze Schar begann darauf zu beraten, was man weiter tun solle. Am Ende beschlossen sie, Delia zum Missionsaal zu begleiten. Aber vor dem Autobus waren alle wieder umgekehrt.

„Gott segne dich, Blauchen! Vergiß uns nicht, Blauchen!“ hatte es teils spöttisch, teils aufrichtig hinter ihr her geklungen, und Delia hatte, mit der Hand winkend, zurückgerufen:

„Nie werde ich euch vergessen!“

Im Missionsaal hatte sie mich nicht gefunden. Ich hatte um diese Zeit den Saal bereits verlassen. Aber einige Schwestern hatten sich ihrer sogleich angenommen und sie in unser Zufluchtshaus „Für der Hoffnung“ gebracht, wo man sie mit Liebe empfing. In der Hand trug sie noch immer die Reste der halbverwelkten Rose. Sie nahm sie selbst mit ins Badezimmer. Das hatte etwas so Rührendes, daß eine der Schwestern ihr anstelle der verwelkten eine neue, duftende Rose schenkte. Und das machte wiederum auf Delia einen tiefen Eindruck. Sie hat diesen Eindruck später einmal mit den Worten wiedergegeben:

„Als verwelkte Rose kam ich, verdorben und sündenbeladen, ins Haus, aber als frische Blume durfte ich es wieder verlassen, verwandelt durch die Gnade Gottes, ganz neu geworden.“

Welch eine Wundermacht ist doch die Liebe! Sie vermag das härteste Herz zu brechen, die stärksten Fesseln zu zerreißen. Die Liebe, die ihr um Christi willen entgegengebracht wurde, war es, die Delias Herz gewann. Still lauschte sie jetzt dem Wort, das man ihr verkündigte, und als sie von dem Erbarmen hörte, das Gott in Christo Jesu verlorenen, schuldbeladenen Sündern entgegengebracht hat und bringt, als sie erfuhr, daß auch ihr, der großen Sünderin, Heil und Frieden durch das kostbare Blut des Lammes Gottes zuteil werden könne, und daß für den Glaubenden statt der Hölle der Himmel bereit sei, da entrang sich der Tiefe ihrer Seele der Schrei:

„O Gott, sei mir, der Sünderin, gnädig!“

Das war der Wendepunkt im Leben des „blauen Vogels“. Die Gnade trug einen herrlichen Sieg da-

von. In ihrer ganzen göttlichen Kraft erwies sich die suchende Heilandsliebe an dem armen Mädchen. Ihrer früheren, schier unbezwinglichen Lust zum Rauchen — nicht nur Tabak, sondern auch Opium — vermochte Delia in Seiner Kraft zu widerstehen. Und in ihr wurde sie auch der übrigen Versuchungen Herr, die immer wieder an sie herantraten. Sie wuchs zusehends an Erkenntnis der göttlichen Wahrheiten und lieferte tagtäglich den deutlichen Beweis einer echten, gründlichen Umkehr.

Was uns, die sie jetzt ihre Freunde nannte, besonders rührte, war das brennende Verlangen, das sie von der Stunde ihrer Errettung an beseelte, auch ihren früheren Gefährten das Heil zu bekunden, welches sie selbst stets reicher und glücklicher machte. Schon am Tage nach ihrer Bekehrung bat sie, einen gewissen Daniel im Gefängnis besuchen zu dürfen, um ihm von ihrem Erreter zu erzählen. Die anfänglichen Bedenken, die wir gegen diesen Besuch hatten, schwanden, als wir sahen, daß nur der eine, heilige Wunsch sie leitete, ihren früheren Sündergenossen nach Golgatha zu führen.

„Ach, daß dieser Mann der erste wäre, den ich Jesu bringen darf!“ betete sie, und dieses Gebet ist nicht unerhört geblieben.

Die Sünde ist der Leute Verderben! Dieses ernste Wort bewahrheitete sich auch an Delia. Zu der Zeit, als sie zu uns kam, war sie körperlich in einem so elenden Zustand, daß eine Krankenhaus-Behandlung ratsam erschien. Aber auch diese Lage mußten zu ihrem Guten und zur Verherrlichung des Herrn mitwirken. Im Krankenhaus schrieb Delia Briefe, die uns deutlich zeigten, wie sie innerlich wuchs und

dem Herrn zu dienen begehrte. Die Kranken lauschten gern auf das, was sie ihnen von ihrem neugewonnenen Glück erzählte, und für mehr als einen sind ihre Worte zum Segen gewesen.

Als Delia soweit hergestellt war, daß sie das Krankenhaus wieder verlassen konnte, benutzte sie jeden freien Augenblick dazu, in ihrer Bibel zu lesen. Es wurde uns immer klarer, daß Gott noch eine besondere Arbeit für die Neubekehrte hatte. Nachdem sie sich etwa drei Monate mit Eifer und Verständnis — ihre gute geistige Begabung kam ihr dabei zu statten — dem Erforschen der Schriften gewidmet hatte, trat man mit der Frage an sie heran, ob sie sich nicht an der Arbeit in den berüchtigten Vierteln der Weltstadt, wo Gottes Gnade sie selbst gefunden hatte, beteiligen wolle. Diese Aufforderung begrüßte Delia mit Freuden.

Ich werde nie den Abend vergessen, an dem das Mädchen zum erstenmal seit ihrer Bekehrung in meiner Begleitung wieder in den Kreis ihrer früheren Gefährten trat und, von allen Seiten umringt, zu ihnen redete. Während ihrer Worte herrschte größte Stille. Es war ein ergreifendes Zusammentreffen. War es denn wirklich zu glauben, daß diese kraftvolle Zeugin Christi einmal diesen verkommenen Menschen gleich, ja, daß sie eine der Ihren gewesen war?!

„Ihr denkt vielleicht“, begann sie, „da ihr mich so verändert in eurer Mitte seht, ich sei gekommen, um mich vor euch zu rühmen. O glaubt das nur nicht!“ Und die Tränen trocknend, die immer wieder über ihre Wangen liefen, fuhr sie fort:

„Ich bin vielmehr gekommen, um euch zu sagen,

daß ihr errettet werden könnt, errettet durch den Gott, der ein so tief gesunkenes Geschöpf, wie ich war, in solch unbegreiflicher Liebe zu sich gezogen hat. Ja, Christus, mein Heiland, der am Kreuze für mich starb, hat einen anderen Menschen aus mir gemacht, indem Er mir alle meine Sünden vergeben hat. Er kann und will auch euch zu anderen, zu reichen und ewig glücklichen Menschenkindern machen. Wollt ihr nicht alle zu Ihm gehen?“

Alle lauschten gespannt, und über manches blasse Gesicht rannen Tränen. Eine unmittelbare Frucht erblickten wir an diesem Abend nicht; doch waren unsere Herzen voll Lob und Dank gegen Den, welcher von Seinem Worte gesagt hat, daß es nicht leer zu Ihm zurückkehren werde.

Als Delia bei einer anderen Gelegenheit in der ihr eigenen liebevollen Weise in New Haven (in der Nähe Newyorks) vor solchen sprach, mit denen sie früher nur zu wohl vertraut gewesen war, wurde eine einflußreiche Persönlichkeit auf sie aufmerksam. Ihre Worte machten solch tiefen Eindruck und weckten so großes Interesse für ihre Arbeit, daß der jungen Zeugin an diesem Abend eine ansehnliche Summe Geldes zur Verfügung gestellt wurde. Dieser Betrag wurde der Grundstein zur „Delia-Stiftung“, die dazu bestimmt war, der Rettungsarbeit an den ehemaligen Sündergenossen Delias zu dienen.

Ein anderes Mal nahm ich sie mit ins Gefängnis. Nachdem ich einige Worte an die Gefangenen gerichtet hatte, legte Delia ein Zeugnis ab. Sie erzählte so ergreifend ihre Lebensgeschichte, daß die rauhen Männer sich der Tränen nicht erwehren konnten. Einer von ihnen, der stets über Gott und die Bibel

gespottet hatte und auch jetzt nur gekommen war, um zu spotten, kehrte nachdenklich in seine Zelle zurück. In jener Nacht fiel er vor Gott auf die Kniee. Sein Schreien um Gnade fand Erhörung, und er empfing die Vergebung seiner Sünden im Blute des Lammes.

Als der Tag wiederkehrte, an dem Delia von neuem geboren worden war, wünschte sie, im Andenken daran alle ihre früheren Bekannten um sich zu haben. So hielten wir nach einem geeigneten Raum Umschau und druckten Einladungskarten. Auf den Karten stand: „Delia, von euch gekannt als der „blaue Vogel“, läßt euch auf Montagabend, den 30. Mai, zum Abendessen nach Parkstraße 63 einladen. Kommt, bitte, alle, und bringt auch eure Freunde mit!“

Lange vor der festgesetzten Zeit waren bereits so viele gekommen, daß wir fast in Verlegenheit gerieten. Durch drei Eingänge, an deren jedem ein Bruder zum Empfang stand, wurden Hundertfünfzig auf einmal in den Saal gelassen. Nachdem diese bewirtet worden waren, wurden sie durch eine andere Tür in die angrenzende Kapelle geführt, um neuen Gästen Platz zu machen.

Delia war überglücklich, so viele beisamen zu sehen. Gespannt folgten aller Augen jeder Bewegung des „blauen Vogels“. Einer ihrer alten Bekannten sagte treuherzig:

„Blauchen, ich bin nicht des Essens wegen gekommen, sondern deinetwegen.“

Und ein anderer fügte hinzu: „Bleib standhaft, Blauchen, und Gott wird dich segnen!“

Als alle gegessen hatten, sangen wir ein Lied. Danach sprach Delia. Was ihre Gäste an diesem

Abend zu hören bekamen, wird gewiß allen unvergeßlich geblieben sein, und die Frucht davon wird einmal im Himmel geschaut werden. Die Veranstaltung verlief ohne jede Störung, und mehr als einer ihrer alten Freunde flüsterte Delia beim Auseinandergehen mit bewegter Stimme zu:

„Du bist auf dem rechten Wege, Blauchen. Gott segne dich!“

Nicht nur in der Stadt, sondern auch außerhalb Newyorks, ja, sogar im Auslande hatte Delia während dieses ersten Jahres ihrer Bekehrung rastlos für ihren Herrn gearbeitet. Sie hatte sich dabei so wenig geschont, daß ihr durch das frühere Leben geschwächerter Körper ernststen Schaden nahm. Eines Tages hatte sie einen starken Blutsturz, der sie derart schwächte, daß wir für ihr Leben fürchteten. Der Gedanke, sie vielleicht schon bald zu verlieren, betrückte uns sehr. Aber Delia sagte:

„Trauert nicht um mich! Wenn der Herr mich zu sich ruft, so folge ich mit Freuden, und das Bewußtsein, daß es mir vergönnt war, wenigstens ein Jahr in Seinem seligen Dienste zu verbringen, macht mich froh und glücklich.“

Doch Delias Dienst war noch nicht zu Ende. Konnte sie auch von diesem Tage an nicht mehr ausgehen, um Seelen für den Herrn zu gewinnen, so durfte sie doch von ihrem Lager aus noch für Ihn zeugen und Ihn durch Geduld und Ausharren im Leiden verherrlichen.

Eines Morgens empfing sie mich mit den Worten:

„Der Herr hat mir in dieser Nacht ein kostbares Geschenk gemacht. Als ich Stunde um Stunde wach

lag, bat ich Ihn, mir eine Seiner herrlichen Wahrheiten köstlich zu machen. Da zeigte Er mir, daß ich schon vor Grundlegung der Welt *a u s e r w ä h l t* und bei meiner Bekehrung mit dem Heiligen Geiste der Verheißung *v e r s i e g e l t* worden bin. Ist das nicht wunderbar?“

Um ihr eine Freude zu machen, ließen wir die Worte „Auserwählt“ und „Versiegelt“ in großen Buchstaben auf einen weißen Karton malen und diesen an die ihrem Bett gegenüberliegende Wand hängen, sodaß ihr Blick während ihrer Leidenstage darauf ruhen konnte.

Auch auf ihrem Krankenlager streute Delia unermüdlich den Samen des Wortes aus. Sie mußte es allen sagen, die zu ihr kamen — und sie bat darum, daß viele sie besuchen möchten — was Jesus an ihr getan hatte, und welch ein Heiland der Verlorenen Er ist. Sie war oft todmüde. Aber sie überwand alle Beschwerden und alle Schwäche. Ihre Gedanken waren einzig und allein darauf gerichtet, den in Banden der Sünde und satanischer Knechtschaft Liegenden die herrliche Befreiung zu verkündigen, die in Jesu, und nur in Ihm, zu finden ist. Bis zu ihrem letzten Atemzug wollte sie die Menschen überreden, doch ihre Zuflucht zu diesem Heiland zu nehmen.

Delias Mühe ist nicht vergeblich gewesen. Vielen ist der Gang an ihr Krankenlager zum ewigen Heil geworden.

In den letzten Tagen ihres Lebens wurde ihr noch die Freude zuteil, ihren Vater bei sich zu sehen, ihn um Vergebung bitten und alles mit ihm in Ordnung bringen zu können. Als aber der Vater, der Katholik war, den Wunsch aussprach, Delia möge

vor ihrem Abscheiden einen Priester kommen lassen, erwiderte sie freundlich, aber bestimmt, daß sie eines Priesters nicht bedürfe. Ihr Mittler und Hoherpriester sei der Herr Jesus Christus, und sie gehe, wenn sie abgerufen werde, geradeswegs zu Ihm.

Auf die Frage, die man gelegentlich an sie richtete, ob sie Katholikin oder Protestantin sei, antwortete sie: „Keins von beidem; ich bin des H e r r n !“

Nicht lange nach dieser Äußerung entschlief Delia in Frieden. Sie ging von uns, um für immer bei Jesu zu sein.

So traurig ich war, mußte ich doch, während ich die letzten Liebespflichten für mein Kind in Christo verrichtete, immer wieder die Gnade rühmen, die sich so an ihm verherrlicht hatte.

Die Entschlafene bot ein liebliches Bild des Friedens. Ein seliges Lächeln lag auf ihren Zügen. Ihre auf der Brust gefalteten Hände hielten eine weiße Rose. Nirgends sah das Auge etwas Schwarzes. Alles war in Weiß gehalten, dem Zeichen der Überwinder. So hatte Delia es gewünscht. An der Haustürschelle war ein Rosenzweig mit weißer Bandschleife angebracht, ein schönes Symbol von dem, was Gott an der Verstorbenen getan hatte. Er hatte die Rose benutzt, um sie zur Umkehr zu leiten, und durch Christi Blut war sie weißer als Schnee gewaschen worden.

Am Morgen des 15. November scharten sich viele vor dem Krankenhause, in dem Delia entschlafen war, um an ihrer Bestattung teilzunehmen. Kein Auge blieb trocken, als man die Entschlafene zur letzten Ruhe bettete. Aber auch Lob und Dank stiegen aus vielen glücklichen, erlösten Herzen hinauf zu Dem, der sich an der großen Sünderin verherrlicht und sie

zu Seiner Jüngerin gemacht hatte. Jetzt war ihre Arbeit getan. Sie hatte „viel geliebt“, denn „viel war ihr vergeben worden“.

Auch nach ihrem Abscheiden wirkte Gott noch herrliche Dinge, die wir als Früchte des treuen Dienstes und anhaltenden Gebets unserer heimgegangenen Schwester betrachten dürfen. So fand bald nach Delias Tod in einer berüchtigten Diebeshöhle eine merkwürdige Versammlung statt. Einige der regelmäßigen Besucher fanden sich dort zusammen, um zu beraten, wie es möglich sei, gemäß der Ermahnung der Verstorbenen einen anderen Weg einzuschlagen und ehrliche, arbeitsame Menschen zu werden. Sie beschloßen, zusammenzubleiben, einander, so gut sie konnten, zu helfen und die Hilfe derer anzurufen, die sie als Delias Freunde kannten. Eines Tages empfing ich folgenden Brief, der zeigt, wie das Andenken des „blauen Vogels“ in den Herzen dieser Leute lebte.

„Liebe Freundin,“ so lautete der Brief, „wir möchten Ihnen gern etwas von den Leuten aus der Maulbeerbaumstraße — so heißt die Straße, in der die Diebeshöhle lag — mitteilen. Niemand vermißt Delia mehr als wir. Sie war uns eine treue Freundin, auch nachdem sie ein anderes Leben begonnen hatte. Wir wissen, wie sehr sie wünschte, daß wir den Weg der Sünde verlassen möchten. Wir werden ihr liebes Gesicht, ihre sanften Worte und ihr edles Werk nie vergessen. Für jeden einzelnen von uns ist sie ein leuchtender Stern in seinem elenden Dasein. Wir geloben, andere Menschen zu werden, und für uns selbst und für Gott zu arbeiten. Ob wir alle Wort halten werden, können wir nicht sagen. Aber aus Liebe zu Delia wollen wir unser Leben ändern . . .“

An einem der folgenden Abende saßen neun Leute aus dieser Straße mit heiteren Gesichtern in einem der hellerleuchteten Zimmer unseres Missionshauses. Sie waren meiner Einladung pünktlich und vollzählig gefolgt. Und dieser Abend sollte der Anfang zu einem Werk werden, das sich in mehr als einer Hinsicht überaus segensreich entwickelt hat.

Ehe die Neun nach Hause gingen, sollte jeder eine Bibel empfangen. Zu diesem Zweck hatte ich eine Anzahl Bibeln zurechtgelegt, die teilweise noch von Delia stammten. Als ich die erste zur Hand nahm und zufällig öffnete, fand ich einen Zettel darin mit der Aufschrift: „Für Moritz von Delia“ und darunter die Worte: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und nach Seiner Gerechtigkeit, und dies alles wird euch hinzugefügt werden“. (Matth. 6, 33.)

Moritz war einer der Neun. Mit zitternder Hand nahm er die Bibel entgegen, und in Tränen ausbrechend, rief er:

„O Gott, sei mir Sünder gnädig!“

Ohne Zweifel hatte Delia die Absicht gehabt, Moritz diese Bibel zu schenken, hatte aber ihren Plan nicht mehr ausführen können. Durch die freundliche Fügung Gottes wurde auf diese Weise einer ihrer letzten Wünsche erfüllt. — —

Wir aber schließen unsere Erzählung mit dem Apostelwort: „Wo die Sünde überströmend geworden, ist die Gnade noch überschwenglicher geworden, auf daß, gleichwie die Sünde geherrscht hat im Tode, also auch die Gnade herrsche durch Gerechtigkeit zu ewigem Leben durch Jesum Christum, unseren Herrn“. (Röm. 5, 20. 21.)



„Das inbrünstige Gebet vermag viel.“

Ein junger Mann war zum Schmerz seiner Eltern und Geschwister auf Abwege geraten, wollte aber den Irrtum seines Weges nicht erkennen. Er lebte fern von den Seinen. Zu Hause

betete man viel für den verlorenen Sohn. Eines Abends kamen mehrere zusammen, um gemeinsam ihre Kniee zu beugen und zu Gott zu rufen für den so weit Abgeirrten.

Am gleichen Abend saß der junge Mann fern der Heimat in einem Wirtshaus und spielte mit einigen Freunden Karten.

„Um zehn Uhr“, so hat er selbst erzählt, „machte ich mich auf den Heimweg. Unterwegs überraschte mich ein heftiges Gewitter. Da kam mir plötzlich zum erstenmal mit Schrecken mein verllorener Zustand zum Bewußtsein, und ich zitterte vor Angst. Schließlich fiel ich im strömenden Regen auf die Kniee. Mit Gesicht und Händen auf dem Boden rief ich Gott um Gnade an, während der Sturm um mich toste. Da hörte ich eine Stimme durch den Sturm hindurch: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben“. Dies war um halb elf Uhr. Als ich am folgenden Tage an meinen Bruder schrieb, erfuhr ich zugleich, daß er und andere mit ihm gerade um diese Zeit Gott meinetwegen angerufen hatten.“

Ich darf hinzufügen, daß die Umkehr so gründlich war, daß der junge Mann alsbald begann, anderen das Evangelium zu verkündigen, das eine Gotteskraft ist allen Glaubenden.

Sehen oder glauben?

[Lies Joh. 4, 46 - 54]

Johannes erzählt am Schluß des 2. Kapitels seines Evangeliums, daß viele an den Namen Jesu Christi „glaubten, als sie Seine Zeichen sahen, die Er tat“. Dann aber fügt er sogleich hinzu: „Jesus

selbst aber vertraute sich ihnen nicht an, weil Er alle kannte und nicht bedurfte, daß jemand Zeugnis gebe von dem Menschen; denn Er selbst wußte, was in dem Menschen war". Der Zusatz beweist, daß in diesen an Jesum Glaubenden nicht der wahre, errettende Glaube vorhanden war. Aus den Zeichen, die sie sahen, hatten sie geschlossen, daß Jesus übernatürliche Kräfte besitze, ja, wohl ein Prophet sei. Das war ihr Glaube an Ihn. Eine tiefere Wirkung war bei ihnen nicht erzielt, das Gewissen war nicht erreicht. Den Belehrungen des Herrn hatten sie kaum Aufmerksamkeit geschenkt, noch in Ihm die Antwort auf etwa vorhandene tiefere innere Bedürfnisse gefunden. Waren solche Bedürfnisse überhaupt bei einem von ihnen vorhanden?

Zweifellos kann Gott sich auch eines Wunders bedienen, um in einer Seele Bedürfnisse zu wecken. Aber als Regel darf gelten, daß durch äußere Zeichen Seelen nicht zum Glauben gebracht werden. Man gibt sich einer großen Täuschung hin, wenn man meint, Wunderwirkungen in unseren Tagen würden Massenbekerungen zur Folge haben. Das würde heute ebensowenig der Fall sein wie in den Tagen des Herrn oder der Apostel. Die Erfahrung hat bewiesen, daß die Wunder an und für sich dem Menschen weder die Augen öffnen noch ihm zum Heil verhelfen. Warum aber denn überhaupt Wunder? Sie sind als Zeichen gegeben, um das gepredigte Wort zu bestätigen, um „mitzuzugehen“ (Hebr. 2, 4), vor allem aber, um irgend einen neuen Zeitabschnitt in den Wegen Gottes machtvoll einzuführen. Aber ach! auch diese Zeichen haben, wie alles andere, dazu gedient, den verderbten Zustand des Menschenherzens um so

klarer ans Licht zu stellen; anstatt den wahren, errettenden Glauben in ihm zu bewirken, haben sie nur gezeigt, wie unausrottbar der Unglaube in diesem Herzen wurzelt.

Was ist denn nun wahrer, errettender Glaube? Zu dieser Frage liefert uns die im 4. Kapitel mitgeteilte Geschichte von dem königlichen Beamten ein treffendes erläuterndes Beispiel.

Dieser Mann kam nicht aus bloßer Neugier zu Jesu, weil er, wie später der König Herodes, ein Zeichen durch Ihn geschehen zu sehen hoffte (lies Luk. 23, 8), sondern er kam, weil ein tiefes, dringendes Bedürfnis in seinem Herzen war, das, wie er wußte, Jesus allein zu befriedigen vermochte. Er ließ sich auch nicht durch die scheinbar abweisende Bemerkung des Herrn zurückhalten: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so werdet ihr nicht glauben“. Er will kein Wunder, um dadurch zum Glauben zu kommen. Er will nur, daß durch das hilfreiche Erbarmen Jesu sein armes Kind gerettet werde. „Herr“, bittet er, „komm herab, ehe mein Kind stirbt.“ Er weiß, daß, wenn Jesus nicht eingreift, sein Kind verloren ist. Und dann gibt der Herr über Tod und Leben die wunderbare Antwort: „Gehe hin, dein Sohn lebt“. „Und der Mensch glaubte dem Worte, das Jesus zu ihm sagte, und ging hin.“ Das ist beachtenswert. Es ist nicht das Wunder, dem er glaubt. Er muß ja erst einen weiten Weg machen, um das Wunder zu sehen. Nein, er glaubt dem Wort, das Jesus zu ihm gesprochen hat. Dieses Wort genügt ihm. Er weiß, sein Sohn wird leben, denn Jesus hat es gesagt. Das Wunder selbst dient nur zur Bekräftigung seines Glaubens. „Er glaubte,

er und sein ganzes Haus“, lesen wir später. Aber er hat schon v o r h e r geglaubt.

Gehörst du auch zu denen, mein Leser, die, wie einst der Jünger Thomas, s e h e n wollen, bevor sie glauben? Wartest du auf Zeichen und Wunder als Beweise von der Wahrheit des göttlichen Wortes? Wenn Er es für nötig erachtete, könnte Er auch heute noch Wunder geben, wie Er sie früher gegeben hat. Aber noch einmal, was haben die Wunder bewirkt? Längst ist jede Erinnerung an sie verwischt. Man hat sie vergessen, wie man eine interessante Begebenheit vergißt, die für einen Augenblick die ganze Aufmerksamkeit fesselte. Was nützen letzten Endes auch alle B e w e i s e für die Wahrheit der Schrift? Wir müssen dem W o r t e glauben, diesem ewigen, lebendigen Worte Gottes. Dann bekommen wir geöffnete Augen, um Wunder zu sehen, Wunder über Wunder. Der Gläubige sieht überall Wunder, Wunder Gottes in dieser Schöpfung, Wunder der neuen Schöpfung. Und der Wunder größtes erblickt er in der eigenen Wiedergeburt, wenn er sich erkennt als einen, der durch den Glauben an den Sünderheiland aus dem Tode ins Leben übergegangen ist. Aber dazu ist der G l a u b e nötig. Die Taten und Worte Jesu Christi sind zu dem Zweck durch die Evangelisten niedergeschrieben worden, „auf daß ihr g l a u b e t“ — so drückt Johannes sich aus — „daß Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und auf daß ihr g l a u b e n d Leben habet in Seinem Namen“. (Kap. 20, 31.)

Leben, ewiges Leben! Hast du kein Verlangen nach dieser kostbarsten aller Gaben, mein Leser? Es handelt sich hier um deine ganz persönliche Angelegenheit. Ich will dich nicht mit irgend einer interessanten

Sache bekannt machen, sondern möchte den Belangen deiner eigenen Seele, deiner unsterblichen Seele be-
gegnet. Jener königliche Beamte verlangte sehnlichst
nach der Heilung seines todkranken Knaben. Hat
deine unsterbliche Seele kein Verlangen nach dem
ewigen Heil?

Armer Gleichgültiger, bedauernswerter Zweif-
ler! Ich weiß, daß es nichts nützt, dich zu ermahnen:
Versuche zu glauben! Das wird dich weder aus dei-
ner Gleichgültigkeit reißen, noch von deinen Zweifeln
lösen. Aber noch einmal frage ich dich: Ist in deinem
Herzen wirklich gar kein Bedürfnis vorhanden, das
über dieses Irdische hinausgeht? Wird deine Seele
wirklich restlos durch Dinge dieses Lebens befriedigt?
Bist du ganz taub der freundlich bittenden Stimme
des Sohnes Gottes gegenüber: Laß dich versöhnen
mit Gott!? Oder gleichst du gar jenen ungläubigen
Juden, denen der Herr sagen mußte: „Ihr wollt
nicht zu mir kommen, auf daß ihr Leben habet“?
(Joh. 5, 40.)

Ein tapferer Bibelbesitzer

In der Zeit, als Kaiser Joseph II. von Osterreich
(gest. 1790) noch nicht sein berühmtes Edikt
gegeben hatte, durch welches den Protestanten
seiner Lande Duldung zugesichert wurde, seufzten die
dortigen Lutheraner unter unsäglich hartem Druck.
Keiner wagte es, laut zu sagen: „Ich bin ein evan-
gelischer Christ“. Gottesdienste durften sie nur in
aller Stille halten. Und wenn einer über dem Lesen
der Bibel ertappt wurde, wurde ihm der Prozeß ge-

macht, denn nichts war den Priestern so verhaßt als das „kezerische Buch“.

Dazumal lebte in dem Dorfe Koitham nahe bei der Gemeinde Scharfen in Oberösterreich ein wackerer Bauersmann, Schönleitner mit Namen. Der hielt fest am Glauben seiner Väter, am teuerwertem Evangelium, und hätte um nichts in der Welt von seiner Bibel gelassen. Bei Tage freilich durfte er es nicht wagen, Gottes Wort zu lesen. Man hätte ihm sein Bibelbuch genommen und ihn selbst dingfest gemacht. Aber in stillen Nächten, wenn alles schlief, holte er die Heilige Schrift aus dem Versteck unter der Kellerstiege hervor und studierte beim Talglicht oft bis in den frühen Morgen hinein und konnte sich nicht satt lesen an der Geschichte von Christi Geburt, an der Bergpredigt, an der Schilderung von den Wundern des Herrn und Seinem Leiden und Sterben und an den köstlichen Sprüchen in den Psalmen und den Episteln. So erwarb er sich eine Kenntnis der Bibel, daß er sich mit jedem Theologen wohl darin messen konnte.

Eines Abends aber wurde seinem Bibelstudium ein jähes Ende bereitet. Dem Priester im Ort war hinterbracht worden, was für ein heimlicher Kezer im Dorf sei, und was für ein „Teufelswerk“ er treibe. Man nahm den braven Mann, der längst verdächtig war, gefangen und brachte ihn mitsamt seiner Bibel im Kloster Kremsmünster in Gewahrsam.

Als man ihn dort verhörte und der Abt ihm die alte zerlesene Bibel abnahm, da war der Bauersmann keineswegs untröstlich, obgleich man ihn seiner besten Freundin beraubte. Mit Fassung sagte er, als er seine Bibel ausliefern mußte:

„Ich habe noch eine. Die könnt Ihr mir nicht wegnehmen!“

Erstaunt und grimmig rief der Abt:

„Wo habt Ihr sie denn?“

Der Bauersmann wies ruhig auf Kopf und Herz und sagte:

„Da, Herr Prälat!“

Die Bibel, die er im Kopf und im Herzen trug, mußte man ihm freilich lassen, und wohl dem, der Gottes Wort nicht nur im Schranke liegen, sondern es seiner Seele eingeprägt hat.

Um seines Glaubens willen saß nun Schönleitner im Gefängnis des Klosters; er hatte ja das Verbrechen begangen, eine Bibel besessen und gelesen zu haben. Aber in der finsternen Zelle tröstete und erbaute er sich aus der ungeschriebenen Bibel, die er im Kopfe und im Herzen trug, und dachte: Ist Daniel aus seiner Löwengrube befreit worden, so werde ich auch nicht lebenslang in der meinigen bleiben, und hat der Herr den Apostel Paulus trotz Kerkermeister und Schildwachen aus seiner Haft geführt, so wird sich auch mir einmal die Tür aufstun.

Und die Stunde der Erlösung kam. Seine Befreiung verdankte er einem Ereignis, das zeigt, wie übermütig damals viele Priester mit den „Kettern“ spielten. Es standen einmal zwei stattliche Ochsen im Klosterhof. Der Abt besah sie, und der gefangene Bauer schaute durch das Gitter seines Fensters der Szene zu. Der päpstliche Würdenträger war gerade vom Mittagsmahle gekommen und rief, noch gut gelaunt, zu dem Gefangenen hinauf:

„Schönleitner, wenn Ihr erratet, wie schwer die Ochsen sind, dann sollt Ihr frei sein.“

Der Bauer nannte das Gewicht. Man wog die Ochsen, und merkwürdig, es stimmte aufs Haar. Der Abt mußte wohl oder übel sein Wort halten, und der Bauersmann war frei.

Hast du auch, wie dieser fromme Bauersmann, „noch eine Bibel“?

Aus „Berliner Ev. Sonntagsblatt“

Gott sorgt für die Seinen

3. Wie ich zweimal zu billigen Kohlen kam.

Es war einige Zeit nach dem Weltkriege, so berichtet unser Gewährsmann. Die Teuerung, die nur vorübergehend nachgelassen hatte, machte sich wieder recht unangenehm in den stetig steigenden Preisen bemerkbar. Ich hatte damals dringend Kohlen nötig, und war die Kohlenbeschaffung schon in guten Zeiten ein Gegenstand mancher Sorge für mich, so erst recht in dieser bösen. Ein gläubiger Freund kam mir zu Hilfe, indem er mir geringere Kohlen zu billigem Preis anbot. Sie mußten aber von weither geholt werden. Trotz der teuren Fuhre nahm ich das Angebot dankbar an. Als aber der Fuhrwerksbesitzer die Kohlen brachte und für jeden Zentner — es waren deren zwanzig — sechs Mark Fuhrlohn verlangte, da sank mir das Herz in die Schuhe, denn woher sollte ich den hohen Betrag, hundertundzwanzig Mark, nehmen? Aber wieder sollte ich erfahren, daß mein Gott und Vater Mittel und Wege hatte, Seinem Kind zu geben, was es bedurfte.

Am folgenden Tage bekam ich Besuch von einem Bekannten, mit dem ich durch die gemeinsame Liebe zu unserem Herrn und Heiland verbunden war. Und was denkt ihr? Er schenkte mir hundert Mark. Sogleich brachte ich das Geld dem Fuhrwerksbesitzer.

„Hören Sie“, sagte er, „Sie haben es auch nicht zu dick. Geben Sie mir die hundert Mark. Damit ist die Sache erledigt.“

Als ich dies meinem Bekannten erzählte, sagte er:

„Jetzt weiß ich, weshalb ich dir hundert Mark geben mußte. Ich hatte nur fünfzig eingesteckt, bin aber wieder zurückgekehrt, um noch weitere fünfzig zu holen.“

Dabei wohnten wir zwei Stunden weit auseinander.

Als ich später ging, die Kohlen zu bezahlen, schüttelte mein Freund, der sie mir besorgt hatte, den Kopf und sagte:

„Du hast mir schon manche Gefälligkeit erwiesen; dafür schenk' ich dir die Kohlen.“

Mit welchem glücklichen Herzen konnte ich da singen:

Wo ist ein solcher Gott wie Du,
So treu in jeder Lage!
Wer hilft in Not, wer sorgt wie Du
Ohn' Rast von Tag zu Tage!

Es herrschte andauernd strenge Kälte, sodaß es schwer wurde, sich eine warme Stube zu machen, und wie schwer erst war die Beschaffung der vielen Kohlen!

Eines Abends vor dem Schlafengehen will ich noch einmal hinausgehen. Aber ich kriege die Tür nicht auf. In der Meinung, draußen müsse jemand stehen,

der sich einen Spaß mit uns machen will, rede ich dem Unbekannten gut zu, doch die Tür freizugeben. Aber alles Zureden hilft nicht. Ich höre auch keinen Laut. Schließlich drücke ich kräftig gegen die Tür. Da poltert etwas zur Erde, und die Tür gibt nach. Was liegt am Boden? Ein großer Sack, mit Kohlen gefüllt. Ein Zettel steckt daran mit einem kurzen Reim, aus dem hervorgeht, daß die Kohlen für uns bestimmt sind.

Und das geschah nicht einmal und nicht zweimal. Ein paar Wochen später erst erfuhren wir, wer die Wohltäter waren. Ein paar gläubige Frauen, die eine Stunde weit von uns entfernt wohnten, hatten sich die Freude gemacht, uns die Kohlen auf einem Hand-schlitten vors Haus zu fahren.

Wie gesegnet ist es doch, Gott zu vertrauen, und welch ein Vorrecht, mit dem Dichter sagen zu dürfen:

Darf als Kind den Blick erheben,
Gott, mein Vater, stets zu Dir.
Du erhörst gern mein Flehen,
Stehst in jeder Not mir bei,
Sorgst so väterlich, so treu,
Läßt nichts Böses mir geschehen.
Liebe, ach! wie liebst Du mich!
Lehr' mich ganz erkennen Dich!

In der Sommerfrische

„Ein Sauwetter“, sagte der eine zum anderen, als schon frühmorgens die Wolken niederhingen und ein kalter Wind den Regen über die Landschaft peitschte.

„Gotteswillenwetter“, meinte der andere.

Der erste blieb den ganzen Tag verdrießlich, daß er die beabsichtigte Wanderung ins Gebirge nicht ausführen konnte; der zweite nahm seinen Regenschirm, kaufte im Dorfe etwas Brot und Käse und brachte dies einer armen Familie.

„Wir waren am Verhungern“, sagte die bleiche Frau inmitten ihrer Kinderschar. „Wenn Gott Sie nicht mit Nahrung heute zu uns geschickt hätte, hätte in der kommenden Nacht mein Mann dem Elend ein Ende gemacht...“

Gotteswillenwetter!

Aus „Landreichungen“

Zum Nachsinnen!

Es ist die Süßigkeit der Sünde, die sie so überaus gefährlich macht. Satan verkauft seine Gifte nie ohne schöne, glänzende Umhüllungen. Er vergoldet die Pille, ehe er sie darbietet. Hüte dich! Man sagt: Wo der schönste Kaktus wächst, da lauern die giftigsten Schlangen. So ist es mit den Vergnügungen der Welt.

*

Über der Meeresflut schwebt der Seeadler, um auf die auftauchenden Fische niederzustößen. Mitunter geschieht's, daß er seine Krallen in einen Fisch schlägt, der ihm zu schwer und zu stark ist. Der taucht unter und reißt den Vogel mit hinab ins Wellengrab. So gehen unzählige Seelen zugrunde, nicht wegen besonders schwerer Missetaten, sondern darum, weil ihr Dichten und Trachten in die irdischen Dinge verfangen blieb.

Zwei gesegnete Reiseerlebnisse

Er ist schon einige Jahre zur ewigen Ruhe eingegangen, ist daheim bei seinem Herrn, mein lieber alter Freund H. aus Z. in der Schweiz. Doch noch oft weilen meine Gedanken bei ihm, und mit Dank gegen Gott erinnere ich mich so manch erquickender Unterhaltung, die ich mit ihm haben durfte über Gottes herrliches Wort. Er war ein begabter und schriftkundiger Mann, ein Lehrer und Hirte, dem es Freude machte, Gottes Kindern durch Belehrung und freundlichen Zuspruch eine Hilfe zu sein auf dem Wege zu ihrer ewigen Heimat. Er hatte aber auch ein ganzes Herz für die vielen, vielen Menschenkinder, die noch in der Irre gehen, fern von Gott, und wenn er eine bekümmerte, suchende Seele fand, dann war es ihm eine Herzensfreude, ihr Philippusdienste zu erweisen.

Was ein Philippusdienst ist, wird den meisten Lesern dieser Zeilen ohne weiteres klar sein. Weil aber die Geschichte dieses Dienstes so wunderschön ist, möchte ich das Reiseerlebnis meines alten Freundes H., das ich erzählen will, für einen Augenblick zurückstellen und ein kurzes Wort über die Geschichte der Reise des Philippus, die uns Apstgtsch. 8, 26—39 so anschaulich schildert, einflechten.

Philippus, der in den ersten Tagen der Christenheit von Gott zu einer sehr gesegneten Evangelisa-

tionsarbeit benutzt wurde, war von Haus aus wohl ein einfacher Mann, ein Mann zwar mit gutem Zeugnis, „voll Heiligen Geistes und Weisheit“ (vergl. Apstgsh. 6, 3), aber doch keiner von denen, die eine Führerrolle spielten, sondern ein Mann, geeignet für christliche Liebestätigkeit, und von den Aposteln in Verbindung mit der Menge der Gläubigen dazu bestimmt, darüber zu wachen, daß bei den gemeinsamen täglichen Mahlzeiten niemand zu kurz kam. Er war also wohl ein Mann ohne theologische Schulung, aber, wie sich bald herausstellte, einer, der ein Herz voll brennender Liebe zu den Seelen hatte, und der von Herzen wünschte, ihnen ein Wegweiser zu Jesu zu sein. So wurde dieser begabte Evangelist von Gott dazu ausersehen, einem äthiopischen Staatsmann, einem Finanz-Minister der Königin der Äthiopier, die gesegnetste und beglückendste Botschaft zu verkündigen, die je ein Ohr vernehmen kann. Was Ehre und Reichtum dem nach Frieden mit Gott dürstenden Herzen des afrikanischen Fremdlings nicht hatte bringen, was er weder im Heidentum, noch als Proselyt im Judentum hatte finden können, das sollte ihm zuteil werden durch Vermittlung unseres Evangelisten.

Der angesehenene Mann befand sich auf der Rückreise von Jerusalem nach der fernen Heimat. Er hatte Gott gesucht in Seinem Tempel. Er hatte zweifellos auch Unterredungen gehabt mit solchen, die in der Lehre des Gottes Israels bewandert zu sein behaupteten. Aber das in Jerusalem Gefundene hatte ihn nicht befähigt, seinen Weg mit Frieden und Freuden zu ziehen. Er war ein Suchender geblieben. Aber ein Schatz war ihm in der Stadt des wahren Gottes doch geworden. Ein Schriftstück von größtem Wert war

in seine Hände gelangt — die Prophezeiungen des Jesaias, des großen Evangelisten des Alten Bundes. In das Lesen eines der ergreifendsten Abschnitte dieses Schriftstücks vertieft, die Schilderung des stellvertretenden Leidens und Sterbens des Lammes Gottes, unseres Erlösers (Kap. 53), saß er auf seinem Wagen. Er las von dem Mann, der „verachtet und verlassen“ war von den Menschen, ein „Mann der Schmerzen und mit Leiden vertraut“, las von Ihm, der „um unserer Übertretungen willen verwundet, um unserer Missetaten willen zerschlagen“ wurde, und den „Jehova hat treffen lassen unser aller Ungerechtigkeit“. Er las von Heilung und von Frieden, den er so begehrte, und sein ganzes Herz schlug diesem Einen entgegen. Wer war dieser Mann, und wo war Er zu finden? In Jerusalem hatte man offenbar nichts von Ihm gewußt. War denn niemand, der ihm von dieser geheimnisvollen Person Näheres zu künden vermochte?

Während er mit solchen und ähnlichen Fragen beschäftigt ist, tönt eine Stimme an sein Ohr:

„Verstehst du auch, was du liest?“

Wie wird er überrascht aufgeschaut haben! Das gerade fehlt ihm ja. Er sieht einen einfachen Mann, einen schlichten Fußgänger seinem Prunkwagen folgen. Wo kommt der Mann her in der menschenleeren Einöde? Wer hat ihn seine Gedanken erraten lassen? Wer hat dem einfachen Mann aus dem Volke Weisung und Mut gegeben, einen Mann, wie ihn, ungefragt anzusprechen? Fürwahr, das kann kein gewöhnlicher Mensch sein. Hat etwa Gott ihn geleitet?

Er läßt seinen Wagen halten. Er bittet den merkwürdigen Fremdling, sich neben ihn zu setzen. Er

sagt ihm von seiner Herzensnot, und dann lauscht er still auf das, was jener ihm zu sagen hat. Und Philippus beginnt zu reden. Er redet von Jesu, der, Gott von Ewigkeit, Menschengestalt angenommen und sich als Mensch erniedrigt hat bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuze. Er redet von Jesu, von dem Petrus zu einer anderen heilsverlangenden Seele aus den Heiden, dem römischen Hauptmann Kornelius, gesagt hat, daß Ihm „alle Propheten Zeugnis geben, daß jeder, der an Ihn glaubt, Vergebung der Sünden empfängt durch Seinen Namen“. (Apostg. 10, 43.) Er redet von dem Opfertod und der siegreichen Auferstehung des wahren Lammes Gottes, das unsere Schuld trug, das für uns im Gericht von seiten Gottes war, und das durch Seinen Gehorsam bis zum Tode Gott so völlig befriedigt und verherrlicht hat, daß Gott „Ihn hoch erhoben und Ihm einen Namen gegeben hat, der über jeden Namen ist“. (Phil. 2, 8. 9.) Von diesem Namen, dem Namen Jesus Christus, darf der nach Heil dürstende Mann aus dem fernen Äthiopien hören, daß „in keinem anderen das Heil ist, daß auch kein anderer Name unter dem Himmel ist, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen“. (Apostg. 4, 12.)

Der knappe Bericht der Apostelgeschichte teilt uns so gut wie nichts darüber mit, wie Gottes Geist in dem Herzen des Kämmerers gewirkt hat. Aber das Wenige, das wir hören, ist tief beschämend für manchen unentschiedenen, schwachen Christen unserer christlichen Zeit. Es ist nicht mehr und nicht weniger, als daß der große Mann vor den Augen seiner gewiß zahlreichen Begleiter von seinem Wagen steigt und

dadurch, daß er sich von Philippus taufen läßt, in aller Gegenwart bekundet, daß Jesus Christus sein Heiland geworden ist, daß er sich mit Ihm als gestorben und auferweckt betrachtet, und daß er entschlossen ist, für sein ferneres Leben völlig auf Seine Seite zu treten. Wahrlich, von diesem Mann kann gesagt werden, daß bei ihm „das Alte vergangen und alles neu geworden ist“. Nachdem er das gehörte Wort in seinem Herzen aufgenommen und durch den Glauben an Christi Erlösungswerk ein „gutes Gewissen“ und die Vergebung seiner Sünden erlangt hat, schlägt er mit Entschiedenheit den schmalen Pfad, den Pfad des Lebens, ein. Mit Entschiedenheit wendet er dem Dahintliegenden den Rücken und bekennt sich offen für Christum. Da gibt es kein Schwanken und kein Fragen. „Er zieht seinen Weg mit Freuden.“ Er hat Jesum gefunden. Jesus hat von ihm Besitz ergriffen, und diese Tatsache erfüllt ihn mit solchem Glück, daß, wie es scheint, das plötzliche Entschwinden des Philippus, den der Geist des Herrn entrückt, ihn gar nicht weiter berührt hat.

So ergreifend und weittragend wie das oben Geschilderte ist das Reiseerlebnis meines alten Freundes H., das ich jetzt erzählen möchte, nicht. Aber es zeugt auch in schöner Weise von der nachgehenden Liebe Gottes, dem die Not jeder bekümmerten Seele bekannt ist. So mag es denn im Anschluß an die Geschichte des Kämmerers hier einen Platz finden.

Eines Tages wurde Vater H. an einem bestimmten Orte erwartet, wo er am Abend in einer Versammlung das Wort Gottes verkündigen sollte. Eine ziemlich lange Strecke mußte er mit der Bahn zurück-

legen. Dazu war's ein recht warmer Sommertag. Nachdem er sich in seinem Abteil eine Zeitlang mit dem Lesen von Gottes Wort und guten Schriften beschäftigt hatte, wurde er müde und schlief fest ein. Nach einiger Zeit fuhr er aus dem Schlaf auf. Der Zug hielt gerade. Deutlich glaubte er den Namen des Ortes zu hören, wohin er reiste. Schnell nahm er seine Reisetasche und sprang, ohne sich weiter umzusehen, aus dem Zuge. Dieser fuhr sogleich weiter, und welche Entdeckung mußte da mein alter Freund zu seinem nicht geringen Schrecken machen? Er merkte, daß er sich geirrt hatte und zu früh ausgestiegen war. Das war in der Tat eine unangenehme Überraschung. Er mußte sich recht tadeln wegen seiner Unaufmerksamkeit, aber das brachte den Zug nicht zum Stillstehen.

Da er mit dem nächsten Zuge die Versammlung doch nicht mehr rechtzeitig erreichen konnte, entschloß Vater H. sich nach kurzem Überlegen, den Rest seiner Reise zu Fuß zu machen. Der Weg war zwar noch weit, aber er hoffte es doch zu schaffen.

Eine gute halbe Stunde mochte er auf der fast menschenleeren Straße dahingewandert sein, als er ein altes Mütterchen einholte, das einen schweren Korb am Arme trug. Vater H. freute sich, endlich etwas Gesellschaft zu finden. Freundlich grüßte er die müde Lastträgerin, die, wie ihm sogleich auffiel, recht bekümmert aussah. Der Gruß, mit dem sie den seinigen erwiderte, war von einem tiefen Seufzer begleitet.

„Der Korb ist zu schwer für Sie, Mütterchen“, sagte er freundlich, indem er die Hand ausstreckte, um ihr beim Tragen behilflich zu sein. Dankbar nahm die Alte die Hilfe an, aber selbst als Vater H. ein

ermunterndes Gespräch begann, kamen immer wieder tiefe Seufzer über ihre Lippen.

„Sie scheinen Sorgen zu haben“, forschte H. schließlich. „Ist vielleicht eins der Ihren krank?“

„Nein, das nicht“, versetzte die Alte; zugleich aber liefen ihr große Tränen über die Backen, und dann kam es langsam und stockend hervor:

„Ach, wie froh wäre ich, wenn mir nur jemand sagen wollte, wie ich selig werden kann!“

„Wie Sie selig werden können?“ wiederholte Vater H., und wie ein Blitz durchfuhr ihn der Gedanke: darum ließ Gott dich am verkehrten Platz aussteigen und sandte dich auf diesen einsamen Weg, damit du einer um ihr ewiges Heil bekümmerten Seele zurechthelfen sollst.

Am Wege lag ein Baumstamm. Auf Vorschlag meines Freundes ließen sich die beiden hier nieder, und dann zog Vater H. das Buch der Bücher aus der Tasche, und genau wie einst Philippus dem auf der öden Straße dahinziehenden äthiopischen Staatsmann, so erzählte und erklärte er jetzt dieser niedergebeugten, mühseligen und beladenen Seele die Geschichte von dem Lamm Gottes, das auch um ihretwillen geopfert worden war. Mit großer Freudigkeit bezeugte er der Alten, in der schon deutlich ein Werk des Geistes Gottes wahrzunehmen war, daß der Heiland der Sünder auch für sie in den Tod gegangen sei und auch ihre Sünden an Seinem Leibe auf dem Holze getragen habe.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte das alte Weiblein der köstlichen Botschaft. Ihre Seufzer verstummten ob der Kunde von Gottes Liebe, der den eigenen Sohn an Stelle des verdammenswerten Sün-



ders richtete, damit dieser statt des verdienten Gerichts Heil und ewiges Leben empfangen. Ihre müden, verweinten Augen begannen zu glänzen. Daß sie eine große Sünderin war, wußte sie längst. Doch daß Jesus ein so großer Heiland ist, das hatte sie bisher

nicht gewußt. Aber sie nahm es im Glauben an. Glaubend erfaßte sie: Er, Jesus, Gottes Sohn und Gottes Lamm, hat auch meine Strafe getragen, hat auch meine Schuld gesühnt, und deshalb gibt's für mich weder Gericht noch Verdammnis mehr. (Joh. 5, 24; Röm. 8, 1.)

Es war wunderbar zu sehen, wie Gott das Herz des bis dahin so unglücklichen alten Menschenkindes auftrat, sodaß sie mit tiefer Freude aufnahm, was ihr gesagt wurde. Alle Furcht, alle Zweifel ihres Herzens schwanden wie der Nebel vor der Sonne, und überströmendes Glück trat an ihre Stelle.

Wie einst der Gewaltige aus dem Reiche der Kandace, so zog auch unser Mütterchen jetzt seinen Weg mit Freuden. Eine kurze Strecke noch, bis zum nächsten Ort, gingen die beiden Glücklichen miteinander. Dann mußte Vater H. sich verabschieden. Mit dankerfülltem Herzen ging auch er seines Weges. Für die Versammlung jenes Abends kam er freilich zu spät. Ein anderer hatte den Dienst tun müssen. Sein Ausbleiben hatte keine geringe Enttäuschung bei den Versammelten hervorgerufen. Als man aber hernach den Grund der Verspätung erfuhr, waren aller Herzen tief bewegt über Gottes Freundlichkeit und Seine erbarmungsreiche Sorge um ein nach Ihm fragendes, um sein Seelenheil bekümmertes altes, armes Weiblein.

Mein Leser, solltest auch du besorgt fragen, wie du „selig werden kannst“, so laß dir sagen, daß der Herr Jesus bereit steht, auch dir deine Sorge zu nehmen und dir die Gewißheit deiner ewigen Annahme bei Gott zu schenken. Heute noch kannst du Ruhe fin-

den für deine Seele. „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen“, läßt der zur Rechten Gottes erhobene Gottes- und Menschensohn heute noch freundlich ein. „Ich werde euch Ruhe geben.“ Mancher würde gern große Opfer bringen, um Ruhe für Herz und Gewissen zu finden. Aber was durch nichts in der Welt erkauft werden kann, das gibt Er umsonst. Das erfuhr vor beinahe zweitausend Jahren der vornehme Reisende aus Äthiopien, das erfuhr unser armes, altes Mütterchen, das haben unzählige andere erfahren, und die gleiche Erfahrung kannst auch du machen. Glaube an das Lamm Gottes! In dem Glauben an Ihn jubelt der Erlöste:

Ruhe fand hier mein Gewissen,
Denn Sein Blut — o reicher Quell!
Hat von allen meinen Sünden
Mich gewaschen rein und hell.

Und mit süßer Ruh' im Herzen
Geh' ich hier durch Kampf und Leid.
Ew'ge Ruhe find' ich droben
In des Lammes Herrlichkeit.

Singen will ich Jehova mein Leben lang

In einem Luftkurort machten zwei Damen einen Spaziergang miteinander. Sie unterhielten sich über die wundersamen Wege, die Gott mit dem einzelnen Menschen geht, um ihn zu sich zu ziehen.

Allmählich erreichten sie eine Höhe, von der aus sich ihnen ein herrlicher Blick über das weite gebir-

gige Land bot. Die ausgedehnten Wiesen in den Gründen und an den Hängen waren von Laub- und Tannenbeständen abwechslungsreich unterbrochen und hier und dort von einzelnen Höfen belebt. Die Äcker zeigten je nach ihrer Saat prächtige Färbungen, die vollen Ähren der üppigen Getreidefelder neigten sich im leisen Winde, und hoch im Bereich der Lüfte jubilierte die Lerche aus voller Kehle dem Schöpfer der Welten ihr Lied. Die sinkende Sonne grüßte die Flur mit ihrem goldenen Rot und ließ die mannigfachen Formen der fernen Gebirgsketten scharf hervortreten.

Die Wanderinnen ließen sich zur Rast auf einer Bank nieder und genossen schweigend die prächtige Aussicht.

Nach einer Weile entnahm Frau Dr. Berthold ihrer Handtasche eine kleine Bibel und wandte sich mit der Frage an ihre Begleiterin:

„Ist es Ihnen recht, wenn ich den 104. Psalm vorlese?“

„Sicherlich“, entgegnete die Angeredete, „dieser Psalm gehört so recht in diese Stimmung hinein. Wie weiß der Dichter darin die Herrlichkeit und Macht des Schöpfers zu besingen!“

Frau Dr. Berthold nickte zustimmend. Nach einigem Sinnen schlug sie das Buch auf und las. Den 33. Vers wiederholte sie:

„Singen will ich Jehova mein Leben lang, will meinem Gott Psalmen singen, solange ich bin.“

Nach einer Pause fuhr sie fort:

„In diesen Gesang möchte auch ich einstimmen, solange ich lebe, denn Gottes Barmherzigkeit ist groß gewesen über mir. Jahre hat es gedauert, bis Er mich erlösen konnte von meinen vielen Sünden. Wenn es

Sie interessiert, könnte ich Ihnen zum Ruhm unseres Gottes erzählen, wie Seine Liebe mich nach acht Jahren geduldigen Suchens überwand.“

Frau Jacobi war gern einverstanden, und Frau Dr. Berthold begann:

„Meine Mutter wurde Witwe, als ich zwanzig Jahre alt war. Mein ältester Bruder lebte verheiratet in K.; der jüngste besuchte die Schule und wurde mit fünfzehn Jahren ein Eigentum des Herrn. Durch die auffallend entschiedene Sinnesänderung dieses meines jüngsten Bruders fand das Christentum einen gewissen Eingang in unseren kleinen Familienkreis. Mein Bruder sorgte für einen christlichen Kalender und ebensolche Schriften, die wir fortan bei Tisch gemeinschaftlich lasen. Außerdem wurde ein Andachtbuch angeschafft. So kam es, daß Mutter und ich uns bald für fromme Leute hielten, denen der Himmel zustand. In die Kirche zog es mich von jeher nicht sehr. Ich machte mir auch kein Gewissen daraus, gelegentlich zur Kartenlegerin zu gehen, wie es viele meiner Bekannten taten. Es kam mir garnicht zum Bewußtsein, daß Wahrsagerei eine große Sünde und Abgötterei ist, und daß der Mensch sich damit vollständig in die Gebundenheit Satans begibt, aus dessen Ketten wieder loszukommen es einer göttlichen Macht bedarf.

„So vergingen Jahre. Mit der Zeit ging eine gewisse Änderung mit mir vor. Es kam dahin, daß ich mit Sehnsucht auf die christlichen Blätter wartete und von Herzen wünschte, von Jesu, dem guten Hirten, geliebt und angenommen zu werden. Mit meinen Gebeten wurde es mir in dieser Angelegenheit wirklich ernst, und manchmal kam ein wahres Glücksgefühl

über mich. In dieser Herzensstimmung wurde es mir zum Bedürfnis, Gott um Kraft zu bitten, daß ich den Härten, die ich seitens meiner Mutter infolge gegenseitigen Nichtverstehens fast täglich zu erfahren hatte, mit Liebe und Schweigen begegnen könne. Gott erhörte mich auch darin und zwar durch folgenden Traum:

„Meine Mutter und ich saßen in unserem Garten, der mit der Mauer einer Burgruine abschloß, mit einer Handarbeit beschäftigt. Als ich für einen Augenblick meine Hände ruhen ließ und in die Höhe blickte, sah ich jenseit der Mauer meine gläubig heimgegangene Großmutter. Sie sprach nichts, schaute mich aber mit solch einem lieben, verklärten Gesicht an, als wolle sie mir den Gruß des Heilands als Antwort auf meine Gebete bringen. Ich erwachte in einem solchen Glücksausch, daß ich in dieser Nacht keinen Schlaf mehr fand. Die Erscheinung befähigte mich tatsächlich, die immer wiederkehrenden Unannehmlichkeiten in Liebe und Geduld zu tragen. Jetzt war ich fest überzeugt, daß der Herr mich als Sein Kind angenommen hatte. Ich war zur Zeit verlobt. Mein Verlobter stand aber damals dem Christentum so fern, daß Bekannte und Freunde mir rieten, das Verhältnis zu lösen, da unsere Wege zu sehr auseinandergehen würden. Dabei war ich aber selber noch gar keine wahre Christin. Von einer Wiedergeburt konnte bei mir keine Rede sein. Das Wort des Herrn in Seiner nächtlichen Unterredung mit Nikodemus: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen“ (Joh. 3, 3), war mir vollständig unbekannt, sowohl dem Wortlaut als auch der Be-

deutung nach. Ich besaß weder Sündenerkenntnis noch Vergebung.

„Einige Zeit verging. Da warf mich eine schwere Krankheit wochenlang darnieder. Eines Tages umstanden meine Angehörigen und Freunde das Bett und warteten mein Ende ab. Das wurde mir furchtbar klar, als ich plötzlich aus dem Halbschlummer erwachte. Der Gedanke, in die Ewigkeit hinüber zu müssen, erfüllte mich mit Angst und Schrecken. Ein schauriges Kältegefühl bemächtigte sich meiner. Mit einemmal ließ Gott mich die ganze lange Sündenketten meines Lebens in Seinem Lichte sehen, und es kam mir zum Bewußtsein, daß ich einem heiligen Gott so nicht begegnen konnte.

„Wer kann vor Dir bestehen?“ kam es immer wieder über meine bebenden Lippen. Meine Frömmigkeit verging wie der Schnee vor der Sonne. Meine Religiosität war Satan nie gefährlich geworden. Schöne religiöse Gefühle sind ihm ja im Gegenteil eine willkommene Hilfe, um eine Seele zu verderben. Zur Erlösung aus seinen Ketten ist aber ganz etwas anderes nötig. Dazu bedarf es göttlicher Kraft und göttlicher Gnade. Und Gott erbarmte sich meiner. In meiner unbeschreiblichen Seelennot und körperlichen Schwäche stand der Todesüberwinder mir in Seiner erbarmenden Liebe zur Seite und lenkte meinen verzweiferten Blick auf das Kreuz. Da fand ich im Glauben Vergebung, Ruhe und Frieden. Wie köstlich sind mir seit jener Stunde die Worte des Liedes:

Auf dem Lamm ruht meine Seele,
Betet voll Bewund'ring an.
Alle, alle meine Sünden
Hat Sein Blut hinweggetan!

Sel'ger Ruhort! — Süßer Friede
 füllet meine Seele jezt;
 Da, wo Gott mit Wonne ruhet,
 Bin auch ich in Ruh' gesetzt.

„Ich darf noch hinzufügen, dem Herrn sei es gedankt, daß mein lieber Mann sich damals auch als Sünder erkannte und Vergebung seiner Schuld suchte und fand im kindlichen Glauben an das ein für allemal geschehene Opfer auf Golgatha. Nun gehen wir schon zwanzig Jahre gemeinsam diesen bevorzugten Weg in der versuchungsreichen Welt und bemühen uns, ihn auch anderen zu zeigen, die noch schuldbeladen und unbefriedigt einhergehen. Wir sind glücklich in Ihm, der uns von unseren Sünden auf ewig gewaschen hat in Seinem Blut.“

Inzwischen war die Sonne hinter den Bergen verschwunden. Leichte Nebel woben ihr Kleid um Feld und Wald und mahnten zur Rückkehr.

H. P.

Einfältiger Glaube

Heinrich war als Geselle bei einem Zimmermann in Stellung, der die Wahrheit des Sprichworts: Handwerk hat güldenen Boden, in seinem Geschäft noch wenig erfahren hatte. Obwohl der Mann sich von morgens bis abends plagte, wußte er doch trotz allen Fleißes oft kaum von einem Tage zum anderen zu kommen. Heinrich war sein einziger Gehilfe. Unglücklicherweise war er alles andere als ein starker Mensch. Es war ihm fast unmöglich, den ganzen Tag auf den Beinen zu sein. Aus die-

sem Grunde hatte sich der Meister schon mehr als einmal gefragt, ob er Heinrich nicht entlassen und dafür einen kräftigeren Gehilfen einstellen müsse, aber bis jetzt hatte er sich zu diesem Schritt aus verschiedenen Gründen nicht entschließen können. Heinrich war ebenso tüchtig wie strebsam, außerdem war er zuverlässig und treu — ein gottesfürchtiger junger Mann, der sein Christentum weniger im Munde führte, als es im Leben bewies. Dazu kam, daß er ganz allein in der Welt stand. Was sollte aus ihm werden, wenn er die Arbeit aufgeben mußte? Es würde ihm bei seiner schwachen Gesundheit schwerlich gelingen, eine andere Stelle zu finden.

So behielt der gutmütige Meister Heinrich Woche für Woche und Monat für Monat in seinen Diensten und schlug sich durch, so gut er es vermochte. Da kam plötzlich eine Wendung. Heinrich wurde so elend, daß er das Bett hüten mußte. Der Arzt stellte ein inneres Leiden fest und empfahl dem Kranken dringend einen mehrwöchigen See-Aufenthalt. Würde es ihm möglich sein, einmal längere Zeit, vielleicht sechs Wochen, in der kräftigen Seeluft zu verbringen, so hatte der Arzt alle Hoffnung, daß er völlig gesund werden und seinen Beruf mit mehr Kraft als je zuvor würde ausüben können.

Aber wovon sollte Heinrich einen sechswöchigen See-Aufenthalt bestreiten? Er besaß ja kaum mehr als die Kleider, die er am Leibe trug. Der arme junge Mann war in der Tat in keiner angenehmen Lage. Doch er wußte, wohin er sich in seiner Not zu wenden hatte.

„Ich würde es sehr gerne sehen“, sagte der Meister kurz nach dem Besuch des Arztes zu Heinrich,

„wenn du sobald wie möglich ein Seebad aufsuchtest. Der Doktor sagt ja, du würdest auf diese Weise bald wieder zu Kräften kommen. Birst du gesund, kannst du sofort wieder bei mir eintreten. Kennst du denn niemand, der für die Kurkosten aufkäme?“

„Keinen Menschen, Meister“, antwortete Heinrich. „Sie wissen, daß ich ganz allein stehe in der Welt, und die wenigen Bekannten, die ich habe, sind genau so arm wie ich.“

„Da ist es allerdings traurig um dich bestellt“, sagte der Meister, nachdenklich den Kopf wiegend.

„Es würde aber erst recht traurig um mich bestellt sein“, versetzte Heinrich, während seine bis dahin ziemlich trübe Miene sich aufhellte, „wenn ich nicht fest davon überzeugt wäre, daß Gott, der alle Dinge in Seiner Hand hat, meine Geschicke leitet. Wenn mich zuweilen die Furcht beschleichen will, ich möchte doch noch eines Tages in Elend und Armut umkommen, so ist es immer wieder dieses Vertrauen, das mich aufrecht hält. Gott ist mein Vater. Und Er hat nicht nur verheißen, daß ohne Seinen Willen kein Haar von meinem Haupte fällt, sondern hat mir auch in Seinem Wort sagen lassen, daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken müssen“, und —“

„Das ist ja alles gut und schön“, fiel der Meister ihm in die Rede, „aber davon hast du in diesem Augenblick noch kein Geld. Ich möchte dir gern helfen, kann dir aber beim besten Willen nicht mehr geben als hier diese drei Gulden. Nimm sie als Zehrpfennig mit auf den Weg. — Aber vielleicht könnte ich doch noch etwas anderes für dich tun“, setzte er nachdenklich hinzu.

„Wie gut Sie sind, Meister!“ rief Heinrich überrascht, als jener ihm das Geld einhändigte. „Und außerdem meinen Sie noch etwas für mich tun zu können?“

„Ja, ich könnte zum Bürgermeister oder zu unserem Pfarrer gehen und da ein gutes Wort für dich einlegen.“

„Bitte, tun Sie das auf keinen Fall, Meister!“ rief Heinrich. „Ich möchte niemand um Hilfe angehen. Es wäre nur der Beweis dafür, daß ich Gott nicht wirklich vertraue. Ich möchte vielmehr, wie Sein Wort mir befiehlt, alle meine Sorgen auf Ihn werfen. Wenn es Sein Wille ist, daß ich durch einen Aufenthalt am Meer meine Gesundheit wiedererlange, dann wird Er mir auch den Weg dazu bahnen. Mit Ihren drei Gulden will ich mich auf die Reise machen, und ich vertraue Gott, daß Er weiterhelfen und für mich sorgen wird.“

„So geh mit Gott!“ sagte der Meister bewegt. Die wenigen Habseligkeiten, die Heinrich besaß, waren bald gepackt. Herzlich verabschiedete er sich von dem Manne, der, das wußte er, sein Möglichstes für ihn getan hatte. Dann trat er gutes Mutes seine Reise an. Eine kurze Strecke legte er zu Fuß zurück. Dann fuhr er ein Stück mit der Eisenbahn bis in die Nähe eines Fischerdorfes, in dem er einmal, wie ihm unterwegs einfiel, mit seinem Vater einen alten Fischer und seine Frau besucht hatte. Das war sechs Jahre her. Ob die alten Leute noch lebten? Jedenfalls wollte er ihre Wohnung aufsuchen.

Er ging durch das Dörfchen und klopfte schließlich an eine Tür. Wenn seine Erinnerung nicht trog, war dies das Häuschen, dessen Bewohner er damals

als freundliche und gastfreie Menschen kennen gelernt hatte.

Zu seiner Freude hatte er sich nicht getäuscht. Die beiden Alten empfingen ihn herzlich und luden ihn ohne weiteres ein, die Nacht bei ihnen zu bleiben.

„Wir leben ja recht einfach“, sagte der alte Fischer, „aber wenn du vorlieb nehmen willst, bist du uns von Herzen willkommen.“

Dankend nahm Heinrich das freundliche Anerbieten an, schwieg dann aber verlegen. Die guten Fischersleute merkten wohl, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte, und ermunterten ihn, sich offen auszusprechen.

Darauf teilte er ihnen seine Lage mit.

„Wenn es so um dich steht, Heinrich“, sagte der Fischer, „dann schlage ich dir vor, die ganze Zeit bei uns zu bleiben. Was sagst du dazu, Frau?“

„Wir haben noch ein paar Bündel Dörrfisch. Wenn du den magst — —“ sagte die gute alte Frau. „Und wir haben auch noch jeden Tag ein paar Kartoffeln und dazu eine Schnitte Brot mit etwas Butter. Wenn du diese unsere tägliche Kost mit uns teilen willst, sollst du herzlich gern unser Gast sein. Den Tag über gehst du an den Strand. Die Seeluft wird dich, will's Gott, bald wieder gesund machen. Was meinst du dazu?“

„Sie sind zu gütig“, sagte Heinrich bewegt.

„Wir leben aus der Hand unseres Gottes“, war die einfache Erwiderung.

Damit war die Sache entschieden. Heinrich legte sein Bündelchen ab und ging sogleich an den Strand. Der Spaziergang erfrischte ihn. Aus tiefstem Herzen dankte er Gott, daß sein Vertrauen bis hierher nicht

beschämt worden war. Wie freundlich hatte Er für ihn gesorgt!

Am nächsten Tage konnte er sich aber nicht mehr so von Herzen freuen. Fiel er den armen Leuten nicht doch sehr zur Last? Er hatte bemerkt, wie sich die gute Hausmutter für ihn das Brot am Munde absparte; und war es nicht sehr auffallend, daß der alte Fischer keinen Hunger auf den vorhandenen kleinen See-*bahn**) hatte haben wollen? Hatte er nicht nur so gesprochen, um seinen kärglichen Anteil an dem Fischgericht dem jungen Gast zu überlassen?

„Nein, das geht nicht“, sagte sich Heinrich. „Ich darf den guten Leuten nicht länger zur Last fallen. Heute abend noch muß ich ihnen sagen, daß ich morgen wieder abreisen werde, wenn nicht — Gott ins Mittel tritt.“

Mit diesen Gedanken beschäftigt, erstieg er langsam und mühsam eine Düne. Oben war es menschenleer, sodaß er ungestört niederknien und Gott sein Herz ausschütten konnte. Dann warf er sich in den Sand und schaute still hinunter auf den von fröhlichen Badegästen belebten Strand. Er hatte seinem himmlischen Vater noch einmal sein Leid geklagt, und das Bewußtsein, daß Sein gütiges Auge auf ihm ruhe, hatte ihn getrost gemacht. Aber auch noch ein anderes Augenpaar hatte sich teilnehmend auf ihn gerichtet.

Nicht weit von Heinrich saß eine Dame, die, betroffen von dem leidenden Aussehen des jungen Man-

*) merkwürdige Fischart mit sehr großem Kopf, Flossen, welche die Tiere wie Flügel bewegen, und mehreren fingerartigen Auswüchsen vor den Brustflossen, mittels derer sie sich über den Meeresgrund fortzubewegen vermögen.

nes, ihn eine Weile beobachtet hatte, ohne von ihm gesehen zu werden. Als er sich erhob, um fortzugehen, trat sie auf ihn zu, begrüßte ihn und fragte freundlich nach dem und jenem. Heinrich merkte sogleich, daß er es mit einer Dame aus vornehmem Stande zu tun hatte. Ihr gütiges Wesen ließ ihn indes jede Scheu überwinden, und treuherzig ihre Fragen beantwortend, erzählte er, was ihn bedrückte.

Die Dame hörte mit sichtlicher Teilnahme zu. Es gefiel ihr vor allem, daß der junge Mann, der den besten Eindruck auf sie machte, zwei alten Leuten, die selber kaum das Nötigste hatten, nicht zur Last fallen wollte.

„Ich bin überzeugt“, antwortete sie auf seine diesbezügliche Bemerkung, „daß Sie den Willen des Herrn in dieser Sache richtig erkennen. Indes rate ich Ihnen, wenigstens noch einen, vielleicht auch noch zwei Tage zu bleiben und nicht übereilt zu handeln.“

Heinrich, der gelernt hatte, auf Rat zu hören, versprach, den Wink der Dame zu beachten.

„Noch eins, mein Freund“, sagte die Fremde, als Heinrich sich mit höflichem Gruß zum Gehen wandte. „Morgen um diese Zeit hoffe ich Sie an dieser Stelle wiederzutreffen. Einverstanden?“

„Zu dienen, gnädige Frau, gern!“ erwiderte Heinrich und verbeugte sich.

Die Dame ging in ihr Hotel. Sie war entschlossen, etwas für den leidenden jungen Mann zu tun, und sprach sineswegen mit einigen Bekannten. Einer von diesen besaß ganz in der Nähe von Heinrichs Meister ein Landhaus. Dieser Herr zog sofort telegraphisch Erkundigungen über Heinrich ein, und als diese mehr als günstig lauteten, wurde alsbald eine

beträchtliche Summe zusammengelegt, die für einen sechswöchigen Seeaufenthalt mit voller Verpflegung ausreichte.

Wie war Heinrich freudig erstaunt, als die gütige Dame ihm am nächsten Tage den hohen Betrag einhändigte! Unter Tränen dankte er seinem Gott und Vater, der sein Vertrauen nicht beschämt, sondern ihm über Bitten und Verstehen geholfen hatte. Den Rat aber, sich ein gutes möbliertes Zimmer zu mieten, konnte er nicht befolgen. Er eilte in die Fischerhütte zu seinen lieben Alten. Mit ihnen wollte er das ihm von Gott Gegebene teilen.

Dörrfisch, hartes Roggenbrot und Kartoffeln waren fortan nicht mehr die einzigen Speisen, die auf den Tisch kamen. Zusammen mit den beiden Alten konnte der junge Erholungsuchende sich nun täglich an gutem Essen erquicken.

Gott segnete seinen Aufenthalt am Meer. Nach sechs Wochen konnte er gestärkt und völlig gesund zu seinem Meister zurückkehren.

„Das hat die gute Seeluft fertig gebracht!“ empfing ihn der Meister fröhlich.

„Die ich durch Gottes wunderbare Güte so lange genießen durfte!“ fügte der Heimgekehrte dankbar hinzu.

Einer Mutter Gebete

Ein Freund hatte mich gebeten, einen Kranken zu besuchen, der sein Ende nahen fühle und in großer Seelennot sei. Der Mann hatte ein trauriges Leben hinter sich, und nun fürchtete er sich, Gott zu begegnen.

Ich fand den Kranken, von Kissen gestützt, in einem Sessel am Fenster sitzen. Außerlich schien es ihm an nichts zu mangeln. Wie ich bald merkte, hatte er in seiner Gattin eine treue, aufmerksame Pflegerin. Frau Martin hatte während ihrer Ehe keine sonderliche Liebe von ihrem Mann erfahren, am wenigsten, wenn er — wie es leider oft der Fall war — dem Alkohol zu sehr zugesprochen hatte. Trotzdem tat sie in seiner Krankheit für ihn, was in ihren Kräften stand. Aber in seiner großen seelischen Not, die mit der Krankheit über ihn gekommen war, vermochte sie ihm nicht zu helfen. Sie kannte den Herrn Jesus selbst nicht und wußte daher nichts von dem Quell des Wassers des Lebens.

Im Lauf der Unterhaltung erfuhr ich, daß Martin, der von Beruf Kutscher war, sich zwei Monate zuvor bei einer Nachtfahrt eine heftige Erkältung zugezogen hatte. Er war von dieser Fahrt mit dem bestimmten Gefühl nach Hause gekommen, daß es seine letzte gewesen sei.

„Der Arzt kann mir nicht mehr helfen“, sagte er. „Ich fühle, daß mein Ende nahe ist. Alles, was ich mir noch wünsche, ist, zu wissen, wie ich errettet werden kann.“

„Seit Jahr und Tag“, fuhr er traurig fort, „habe ich schlimmer gelebt als ein Heide. Ich hätte genug Gelegenheit gehabt, Gottes Wort zu hören, aber ich hatte keine Lust dazu. Meine Bibel, die ich noch von früher her besitze, habe ich nie eines Blicks gewürdigt. Trotzdem glaube ich, daß es einen Gott, einen Himmel und eine Hölle gibt. Für den Himmel“, setzte er bekümmert hinzu, „bin ich nicht bereit, und vor der Hölle graut mir.“

Ich erfuhr ferner, daß Martin eine gläubige Mutter gehabt hatte. Sie war schon viele Jahre tot, aber manches ihrer Worte war dem Sohn in Erinnerung geblieben.

„Vor allem muß ich jetzt immer daran denken“, schloß der Kranke seinen Bericht, „wie meine Mutter mir oft vorgestellt hat, daß mir das Sterben einmal schwer fallen werde, wenn ich ohne den Heiland lebe. Die gute Mutter betete regelmäßig mit uns, als wir noch Kinder waren. Dabei pflegte sie jedes einzelne von uns vor Gott mit Namen zu nennen. Abends und morgens ließ sie uns abwechselnd aus der Bibel vorlesen. Am deutlichsten aber steht der Augenblick vor mir, als sie uns an ihr Sterbebett rief und uns allen das Versprechen abnahm, den Weg zum Himmel zu suchen, wohin unser Vater ihr schon längst vorausgegangen war. Bitterlich weinend gaben wir ihr alle das Versprechen. Als sie aber von uns gegangen war, und sich niemand mehr recht um uns kümmerte, waren ihre guten Worte und unsere Versprechungen bald vergessen. Ich war damals vierzehn Jahre alt und kam bald darauf in eine große Stadt, wo ich Stalljunge wurde. An dem rauhen Leben, das nun für mich begann — ich kam mit allerlei Leuten in Berührung, die nicht den besten Einfluß auf mich ausübten — fand ich mehr und mehr Gefallen. Bald waren alle empfangenen ernsteren Eindrücke verwischt, und es dauerte nicht lange, da trieb ich es schlimmer als die anderen. Kam es mir gelegentlich zum Bewußtsein, welch ein schlechtes Leben ich führte, so mußte ich stets auch an meine Mutter denken, und dann war es mir eine Erleichterung, daß sie nicht mehr lebte. Welch ein Herzleid wäre ich für sie gewesen!

Jetzt aber“ — der Kranke seufzte tief — „kommen mir alle die liebevollen Ermahnungen meiner guten Mutter so klar ins Gedächtnis zurück, als hätte ich sie erst eben aus ihrem Munde gehört. Ach, sagen Sie mir“, wandte er sich plötzlich bittend an mich, „gibt es noch eine Hoffnung für mich, errettet zu werden?“

„Gott sei Dank! die gibt es“, erwiderte ich. „Gottes Wort läßt darüber gar keinen Zweifel. Hören Sie!“ Damit schlug ich mein Neues Testament auf und las, jedes Wort betonend:

„Das Blut Jesu Christi, Seines (Gottes) Sohnes, reinigt uns von aller Sünde.“

„Sei die Sünde rot wie Blut“, setzte ich erklärend hinzu, „sei sie so schwarz wie die Hölle, seien es längst vergessene Sünden, Sünden der Jugend oder des Alters — von jeder Sünde reinigt uns das kostbare Blut. Es gibt nur eine Bedingung, die Sie dabei zu erfüllen haben, nämlich, daß Sie dem Worte Gottes glauben. Zugleich darf ich Ihnen sagen, Herr Martin, daß das Wort, das ich Ihnen soeben vorgelesen habe, eine ganz persönliche Botschaft Gottes an Sie ist.“

Zwischen Hoffnung und Zweifel schwankend, schaute der Kranke mich an.

„D“, erwiderte er, „ich bin überzeugt, daß Sie einen Sterbenden in seiner Seelenangst nicht täuschen wollen. Aber sollte es wirklich eine Botschaft Gottes an mich sein, der ich mehr als vierzig Jahre lang ein elender, böser Sünder gewesen bin, ein Mensch, der von Ihm und Seinem Worte nichts wissen wollte?“

„Es ist freilich ganz unbegreiflich und dennoch wahr, Herr Martin“, antwortete ich, „daß Gottes Liebe Ihnen bis heute nachgegangen ist und Sie sucht. Von dieser Liebe lesen wir: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. Wenn Sie Gott einfältig glauben, so können Sie, verdorben und böse, wie Sie sind, noch in diesem Augenblick die Vergebung all Ihrer Sünden und die Gewißheit Ihres ewigen Heils empfangen, denn Gott sagt: Jeder, der an Ihn glaubt, geht nicht verloren, sondern hat ewiges Leben.“

Ich kniete dann mit seiner Frau nieder und flehte zum Herrn, daß Er in Gnaden auf die Gebete der Mutter antworten und den Kranken den Weg des Heils finden lassen möge. Ehe ich ging, gab ich ihm einige Schriften, welche in einfacher, leicht verständlicher Sprache von der Gnade Gottes zu verlorenen Sündern redeten.

Als ich am nächsten Morgen wiederkam, fand ich Martin glücklich. Alle Seelenangst war geschwunden, und auf seinem Antlitz lag ein stiller Friede. Er hatte geglaubt, was Gott in Seinem Worte sagt, hatte die Botschaft, daß „das Blut Jesu Christi von aller Sünde reinigt“, angenommen, und die Folge war gewesen, daß die ganze Last, die ganze Sündenschuld von über vierzig Jahren von ihm gewichen war.

Wunderbar war in der Tat die mit dem Manne vorgegangene Veränderung. Von Zweifeln und Befürchtungen irgendwelcher Art war keine Spur mehr vorhanden. Er vertraute auf Gott, und seine Seele genoß tiefen Frieden.

„Das Blut, das von aller Sünde reinigt“, sagte er, „hat auch mich von aller Schuld reingewaschen. Gott hat mir die Augen geöffnet, und ich darf nun Ihn schauen, der alles für mich gutgemacht hat, Jesum, meinen Heiland. Als Sie gestern abend fortgingen, las meine Frau mir die zwei Schriftchen vor, die Sie uns hiergelassen hatten, und beide sind mir zum Segen geworden.“

Ich war so ergriffen von dem, was ich hörte und sah, daß ich eine Zeitlang keine Worte fand. Wie wunderbar hatte der treue Gott der längst verhallten Gebete einer gläubigen Mutter gedacht!

„Eins ist gewiß“, sagte ich endlich, „die Gebete Ihrer Mutter sind heute beantwortet worden. Sie legte es Ihnen mit vierzehn Jahren ans Herz, sie dereinst im Himmel wiederzufinden. Sie versprachen es bereitwilligst, vergaßen aber bald Ihr Versprechen. Der treue Gott aber, vor dem die Sterbende so oft Ihren Namen genannt hat, hat ihre Gebete nicht vergessen. Bei Ihm sind Elterngebete wohlaufgehoben, um früher oder später nach Seinem Wohlgefallen beantwortet zu werden.“

Als ich so sprach, fing der Kranke laut an zu weinen und stieß unter Schluchzen hervor:

„Mutter, liebe Mutter, bald wirst du deinen so weit verirrtten Sohn wiedersehen, rein und weiß gewaschen im Blute des Lammes!“

Da er sehr erschöpft war, verließ ich ihn.

Mein letzter Besuch war an einem Samstagnachmittag. Wie gewöhnlich saß Martin nahe am Fenster. Auf einem kleinen Tischchen vor ihm lag die geöffnete Bibel und ein Liederbuch. Seine Frau und ich setzten uns zu ihm, und ich las den bekannten schönen

Pfalm, der so ergreifend von der Liebe und Treue des guten Hirten redet.

Martin antwortete nichts, sondern schaute lange nur still zum Himmel empor.

„Sehen Sie, wie hell er ist!“ sagte er schließlich. „Dort werde ich bald sein. Der Himmel ist jetzt meine Heimat.“

Darauf bat er mich, dem Herrn zu danken für alles, was Er an ihm und für ihn getan habe. Er selbst war zu schwach dazu.

Als wir gebetet hatten, sagte er zu seiner Frau:

„Maria, du hast dich noch nicht für den Herrn Jesus entschieden. Schiebe es doch nicht auf! Ich weiß, ich bin dir ein schlechter Gatte gewesen, und du hast viel Geduld mit mir haben müssen. Aber, nicht wahr, du hast mir vergeben?“

Sie legte ihre Arme um des sterbenden Gatten Hals und küßte ihn.

Ich verabschiedete mich mit dem Versprechen, am Montag wiederzukommen, da ich den ganzen Sonntag verhindert war, einen Besuch zu machen.

Am Montag machte ich mich schon früh auf den Weg. Doch ich traf den Kranken nicht mehr lebend an. Er hatte diese Erde bereits für immer verlassen und war jubelnd eingezogen ins Paradies.

Über der Pforte der Franziskanerkirche in Fiesole bei Florenz findet sich folgende Inschrift:

Ein einziger Gott! Wenn Er mein Feind ist, wer will mich erretten? Eine einzige Seele! Wenn ich sie verliere, was bleibt mir noch!?

Wie steht es um deine Seele, mein Freund?

„Sie haben mich ohne Ursache gehaßt.“

Es war Sonntagnacht. Im Sprechzimmer des Arztes Dr. H. brannte noch Licht, und ein helles Feuer glühte im Kamin, obgleich die Mitternachtsstunde längst vorüber war.

Der Doktor, der trüben Blicks in vorgebeugter Haltung in seinem Sessel saß, dachte nicht an die späte Stunde. Es waren auch nicht die Gedanken an seine vielen Kranken, die ihn, wie sonst oft, bis spät in die Nacht hinein wach erhielten. Die Ursache des kummervollen Gesichts des Arztes war die Sorge des Vaters um sein Kind.

Karoline, seine einzige Tochter, an der er seit dem Tode der geliebten Gattin mit doppelter Zärtlichkeit hing, verriet, je älter sie wurde, eine immer unverkennbarere Gleichgültigkeit gegen alles Göttliche. Von ihren Eltern sorgfältig gehütet, von ihrer Kindheit an im Worte unterwiesen und, wie sie selbst wohl wußte, allezeit der Gegenstand ernster Fürbitte, hatte sie doch nie ein aufrichtiges Verlangen nach der Vergebung ihrer Sünden und dem ewigen Heil gezeigt. Wenn sie sich auch zu denen hielt, die Jesum lieben, und nach außen hin wie eine von ihnen lebte, war ihr Herz doch völlig gleichgültig gegen Gott und Sein Wort, und sooft Dr. H. — sein Töchterlein war nun

voll erwachsen — diese Wahrnehmung machte, erfüllte es ihn mit tiefem Schmerz.

In den vergangenen Wochen hatte in der Umgegend eine Erweckung stattgefunden. Viele hatten sich zum Heiland bekehrt und freuten sich des gewonnenen Heils. Auf Karoline aber hatten die Vorgänge keinerlei Eindruck gemacht. Im Gegenteil, eine starke innere Abkehr war neuerdings deutlich bei ihr erkennbar. Das war die Ursache der großen Traurigkeit, die Dr. H. heute nicht zur Ruhe kommen ließ. Wie so viele Male schüttete er auch jetzt sein beschwertes Herz im Gebet vor Gott aus. Er flehte zu Dem, welchem nichts unmöglich ist, daß Er auch sein geliebtes Kind zur Einsicht bringen und sie erkennen lassen möge, daß sie trotz ihres äußerlich tadellosen Lebens vor Gott eine Sünderin sei und darum eines Heilandes bedürfe. Zugleich erbat der Vater für sich selbst die Gnade, Karoline durch seinen Lebenswandel und sein Verhalten zu der Überzeugung führen zu dürfen, daß ein Leben mit Christo doch viel reicher und schöner sein müsse, als ein Leben ohne Ihn.

Durch das Gebet gestärkt, begab Dr. H. sich endlich zur Ruhe. Er konnte wieder vertrauen, daß, wenn auch alle seine Bemühungen fehlschlügen, Gott doch Mittel und Wege habe, sein geliebtes Kind zu sich zu ziehen.

Unter den Jungbekennten befand sich eine von Karolinens Freundinnen. Als diese davon erzählte, auf welche Weise ihr die Vergebung ihrer Sünden zuteil geworden war, schien Karoline zum erstenmal eine gewisse Unruhe zu ergreifen. Aber die Unruhe wurde nicht etwa hervorgerufen durch ein Gefühl über ihren verlorenen Zustand, sondern vielmehr durch die

Befürchtung, auch sie könne vielleicht noch einmal durch eine geheime Macht überwunden werden.

Die Folge war, daß sie am nächstfolgenden Sonntag einen Vorwand suchte und fand, den Vater nicht, wie gewöhnlich, zur Verkündigung des Wortes Gottes zu begleiten. Dr. H. sagte nichts darauf. Er hatte sich, nachdem alle seine eigenen, treugemeinten Anstrengungen erfolglos geblieben waren, im Blick auf sein Kind Gott anbefohlen und wollte nun nichts mehr tun, sondern still Seiner Führung zuschauen.

Während des Frühstückes unterhielten sich Vater und Tochter wie gewöhnlich aufs beste. Danach machte sich der Doktor zum Ausgehen bereit. Karoline begleitete ihn bis an die Haustür. Es war das erste mal, daß sie den Vater des Sonntags allein gehen ließ, und es war ihr nicht ganz wohl dabei zumute.

„Sei mir nicht böse, Väterchen“, flüsterte sie. „Es tut mir leid, dich allein gehen zu lassen, aber — ich habe das Beten und Predigen so satt.“

Als Antwort drückte der Vater still einen Kuß auf seines Kindes Stirn. Nein, er wollte ihr nicht zürnen. Es war ja sein Wunsch, dem Vorbild seines Heilandes entsprechend zu handeln, der niemals zürnte, sondern auch diejenigen in Langmut und Liebe trug, welche Ihn nicht annehmen wollten.

Als Karoline allein war, begann sie nach einem Roman zu suchen, den sie schon lange hatte lesen wollen.

Auf dem obersten Brett eines wenig gebrauchten Schrankes fand sie, was sie wünschte. Sie nahm das Buch herunter. Da flatterte ein loses, zerknittertes Blatt zur Erde. Sie sah, daß es ein Blatt aus ihrer

Schulbibel war. Als sie es aufhob, fiel ihr Blick auf die gesperrt gedruckten Worte: „Sie haben mich ohne Ursache gehaßt“. (Joh. 15, 25.)

Wären dem jungen Mädchen diese Worte unmittelbar aus dem Himmel zugerufen worden, ihr Eindruck hätte kaum ein stärkerer sein können. Sie waren ohne Zweifel der Pfeil, mit dem Gott beabsichtigt hatte, Karolinens Herz zu treffen. Und dieser Pfeil hatte sein Ziel nicht verfehlt.

In tiefe Gedanken versunken, hielt Karoline das Bibelblatt in ihrer Hand. „Sie haben mich ohne Ursache gehaßt!“ Galt denn dieses Wort auch ihr? Ja, mußte sie sich sagen, es gilt auch mir, denn auch ich habe Christum verworfen, ja, im Grunde des Herzens habe ich Ihn gehaßt. Und weshalb hatte sie Ihn gehaßt? War Er nicht auch um ihretwillen den Weg der Schmach und Leiden gegangen? War Er nicht auch für sie gestorben, um ihr die ewige Seligkeit zu erwerben? Und hatte Er sich nicht wieder und wieder durch ihren Vater oder durch andere mit der freundlichen Bitte an sie gewandt, Ihm ihr Herz zu schenken? Und was hatte sie dafür getan? O sie hatte Ihm mit abweisender Kälte und mit Verachtung geantwortet. Ein vernichtendes Gefühl von Sünde und Schuld überkam die junge Dame in diesem Augenblick. Gottes Wort, vor dem sie Ohr und Gewissen sorgfältig zu verschließen bemüht gewesen war, hatte mit einem einzigen kurzen Text ihr Herz wie ein zweischneidiges Schwert durchbohrt.

Als der Vater ungefähr zwei Stunden später nach Hause kam, fand er seine Tochter auf den Knien, um das Gut ringend, das sie ihr Leben lang verschmäht hatte.

Karoline wußte den Weg gut. Oft genug hatte sie die Stimme des suchenden Heilands vernommen. Aber wie oft hatte sie auch das Angebot der Gnade abgewiesen, die sich nach ihr ausstreckende Liebe zurückgestoßen! War es nicht im höchsten Grade unaufrechtig gewesen, ein christliches Bekenntnis abzulegen, während ihr Herz fern von Christo war, und konnte sie daraufhin noch auf Annahme von seiten Gottes hoffen? Zugleich kam es ihr schmerzlich zum Bewußtsein, wie sehr sie in all den Jahren auch ihren Vater betrübt haben mußte. Sie bat ihn von ganzem Herzen um Verzeihung, und das liebevolle Entgegenkommen, das sie bei dem Vater fand, half ihr, ein wenig von der Größe jener Liebe zu verstehen, mit der Gott einem jeden begegnet, der in aufrichtiger Beugung Ihm naht.

Es dauerte nicht lange, da erkannte Karoline in sich das weit verirrte Schäflein, welches Der, den sie „ohne Ursache gehaßt“ hatte, nicht müde geworden war zu suchen, bis Er es gefunden hatte. Von ganzem Herzen und voll Vertrauen übergab sie sich jetzt diesem Heiland, der sie schon lange geliebt hatte, und den auch sie jetzt liebte — nicht ohne Ursache, sondern weil Er sie zuerst geliebt hatte.

Des Herrn Hand ist nicht zu kurz, um zu retten

Vor einigen Jahren schritt ein Herr über den belebten Marktplatz einer größeren Handelsstadt, als ein Mann in Arbeiterkleidung sich ihm näherte und ihn höflich grüßte. Herr L. kannte

den Mann nicht. Es war ihm aber aufgefallen, daß jener ihm schon eine Weile gefolgt war und ihn beobachtet hatte. Freundlich fragte er ihn, ob er ihm etwas zu sagen habe.

„Ja“, lautete die in höflichem Ton gegebene Antwort, „ich hätte Ihnen sogar viel zu sagen, und es wäre mir deshalb lieb, wenn Sie die Güte haben wollten, mich in meine Wohnung zu begleiten, die nicht weit von hier liegt.“

„Aber ich entsinne mich nicht, jemals Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben“, erwiderte Herr L., nachdem er den Fremden eine Weile aufmerksam betrachtet hatte.

„Das glaube ich gern“, entgegnete der Mann, „und doch sind wir uns schon einmal begegnet. Wenn Sie mir ein wenig von Ihrer Zeit widmen und mir freundlichst in mein Haus folgen wollen, möchte ich Ihnen gern unsere Begegnung ins Gedächtnis zurückrufen und Ihnen zugleich erzählen, welche Folgen sie für mich gehabt hat.“

Obgleich Herr L. sich nicht im mindesten des Mannes, der einen vertrauenerweckenden Eindruck machte, erinnern konnte, wollte er ihm doch seinen Wunsch erfüllen. So folgte er ihm schweigend durch die Menschenmenge, bis sie nach kurzem Gang vor einem von hohen Bäumen beschatteten kleinen Hause haltmachten.

„Da sind wir“, sagte der Fremde. „Wie wird meine Frau sich freuen, Sie kennen zu lernen!“ Er bat Herrn L. höflich, einzutreten. „Marie!“ rief er dann, „hier ist der Herr, von dem ich dir so oft erzählt habe. Gott hat mich ihm heute auf dem Markt begegnen lassen.“

Auf den Ruf des Mannes erschien eine hübsche junge Frau mit einem Kinde auf dem Arm. Freudigste Überraschung lag auf ihrem Antlitz, und herzlich lud sie den Besucher ein, Platz zu nehmen.

„O mein Herr“, sagte sie, „wir haben Ihnen so viel zu danken. Gott sei gelobt, daß Er unsere Gebete erhört und Sie endlich einmal zu uns geführt hat!“

„Aber ich kenne niemand von Ihnen beiden“, entgegnete Herr L. kopfschüttelnd. „Sollten Sie sich nicht in mir irren und jemand anders im Sinn haben?“

„Nein, nein!“ rief der Mann, „ein Irrtum ist ausgeschlossen.“

Damit stand er auf, nahm eine Bibel zur Hand, schlug Jesaja 59 auf und wies auf den ersten Vers. Herr L. las:

„Siehe, des Herrn Hand ist nicht zu kurz, um zu retten, und Sein Ohr nicht zu schwer, um zu hören.“

„Aber was hat dieser Vers mit mir und unserem heutigen Zusammentreffen zu tun?“ fragte er dann mit einem verwunderten Blick auf das Ehepaar, dessen Blicke unausgesetzt auf ihm ruhten.

„Diese Worte“, erwiderte der Mann, „waren es, die ich damals zum erstenmal in meinem Leben aus Ihrem Munde hörte. Sie sind mir zum reichen Segen geworden. Erinnern Sie sich nicht, daß Sie sie einst — es sind jetzt zehn Jahre her — auf einsamem Wege einem Menschen zuriefen, der Böses gegen Sie im Schilde führte? Wissen Sie nicht mehr, wie er, als Sie sich allein, schutz- und wehrlos, im Walde befanden, plötzlich aus dem Gebüsch hervorsprang,

Ihnen die Pistole auf die Brust setzte und Ihre Geldbörse forderte?“

„In der Tat“, versetzte Herr L., „dessen entsinne ich mich noch genau. Es war eine höchst unangenehme Lage für mich.“

„Nun, jener Mann“, fuhr der Sprecher fort, „war niemand anders als der, der Sie jetzt in sein Haus gebeten hat. Nach langen Jahren hat Gott mein Gebet erhört und Sie mich heute so unvermutet finden lassen.“

Eine Weile saß Herr L. sinnend da. Die vor Jahren im Walde erlebte Szene stand mit einemmal wieder deutlich vor ihm. Er erinnerte sich, wie der anfängliche Schreck, der ihn befallen hatte, ganz plötzlich einem innigen Mitgefühl gewichen war, als er dem jungen Menschen, der sein Geld forderte, ins Gesicht geschaut hatte. Da war es ihm klar geworden, daß er es nicht mit einem Berufsdieb zu tun hatte. Er hatte den Jüngling voll tiefen Mitleids angeblickt und ihm die Worte zugerufen:

„Armer Junge, es ist nicht der Mühe wert, daß du dein Leben um solch einer Kleinigkeit willen aufs Spiel setzest. Weißt du nicht, daß der Weg, auf dem du gehst, ins Verderben führt? Er endet — auf dem Schafott. Und die Stunde, wo deinem Treiben ein für allemal ein Ende gemacht wird, kann schneller kommen, als du denkst. Doch solltest du einst durch die Menschen zum Tode verurteilt werden, dann schrei zu Gott, der den Reumütigen nicht von sich stößt. Und laß dir sagen, daß geschrieben steht: Die Hand des Herrn ist nicht zu kurz, um zu retten.“

„Ihr Zuruf“, fuhr der Mann jetzt auf ein freundliches Nicken seines Besuchers hin in seinem Be-

richt fort, „drang mir tief ins Herz hinein. Im ersten Augenblick stand ich da, wie an den Boden gewurzelt. Eine fürchterliche Unruhe bemächtigte sich meiner. Dann stürmte ich wie ein gehegtes Wild davon. Wohin ich mich wenden sollte, wußte ich nicht. Ich hatte ja niemand auf der Welt. Auf keinen Fall aber wollte ich zu den Genossen meines Sündenlebens, denen ich mich in Stunden der Verzweiflung angeschlossen hatte, zurück. Es war noch nicht ganz dunkel, als ich die Stadt erreichte. Da ich überall Verfolger witterte, suchte ich einen Ort, der mir Sicherheit zu bieten schien, und trat so in eine Kirche, in der eine Abendversammlung stattfand. Es wurde gerade über die Geschichte des verlorenen Sohnes gepredigt. Jedes Wort, das ich hörte, traf mich, und ich verließ die Kirche mit dem festen Entschluß, lieber Hungers zu sterben, als die geraubte Börse zu öffnen.

„Ich verkaufte meine Pistole, um Geld für ein Unterkommen zu haben. Als ich allein war, warf ich mich auf die Kniee und rief zu Gott. Mein ganzes trauriges Leben, dessen Ende Verderben sein mußte, stand vor mir, und ich schrie zu Gott um Hilfe und Erbarmen. In Seiner Güte ließ Er mich bald eine geregelte Arbeit finden. Es war offensichtlich eine Erhörung meines Gebets. Doch sie brachte die furchtbare Unruhe, die mich Tag und Nacht fast ohne Aufhören quälte, nicht zum Weichen.

„Sobald ich ein wenig Geld gespart hatte, kaufte ich mir eine Bibel, die ich nun eifrig und mit Verlangen las. Im Lichte des untrüglichen Wortes lernte ich mich bald als ein tiefgefallenes, durch und durch sündiges Geschöpf, Gott aber als den heiligen und gerechten Richter kennen, und ich erzitterte. Doch Gott

sei Dank! ich durfte auch lesen, daß Er einen Weg des Heils bereitet hat, und diesen Weg schlug ich ein. Ich wandte mich mit meiner Sündenlast zu Jesu, dem Gefreuzigten, und bei Ihm fand ich Vergebung und ein volles Heil durch den Glauben an Sein vergossenes Blut.

„Von jenem Augenblick an bis jetzt ist mein Leben ein glückliches gewesen. Der gütige Gott hat mich auch äußerlich gesegnet. Er führte mich mit einem gläubigen jungen Mädchen zusammen, die, eines Sinnes mit mir, bald meine Gattin wurde, und mit der ich nun schon seit Jahren den Weg des Heils gemeinsam wandeln darf. Ich sah ein, daß es nicht mehr als recht und ehrlich ihr gegenüber war, wenn ich ihr alles Böse aus meinem Leben, auch was in jenem finsternen Walde geschehen war, offen erzählte. Bei dieser Gelegenheit übergab ich ihr die Börse, die noch ungeöffnet ist, zur Aufbewahrung, bis wir Gelegenheit haben würden, sie ihrem rechtmäßigen Eigentümer zurückzugeben. Diese Gelegenheit, um die wir seitdem täglich gebetet haben, hat Gott uns heute geschenkt!

„Hier ist das Ihre“, schloß er mit Tränen im Auge, indem er die von Frau Marie inzwischen herbeigebrachte Börse in die Hand ihres Eigentümers legte. „Verzeihen Sie mir, was ich an Ihnen gesündigt habe, wie Gott mir verziehen hat! Und Dank, tausend Dank für das Wort, das Sie damals zu mir sprachen! Es war Gott, der es Ihnen ins Herz gegeben hat, um mich vom Wege des Verderbens zurückzuführen in die offenen Arme meines Heilands!“



Ein Gott der Treue

Während der Belagerung der deutschen Stadt P. hatten die Bewohner eines großen, dreistöckigen Hauses, das in Brand geschossen worden war, eine sechsundachtzigjährige Blinde, Kunigunde Diemer, in dem brennenden Hause ihrem

Schickſal überlaſſen. Die alte Frau, die ſchon ſeit längerer Zeit vor Altersſchwäche das Bett hüten mußte, lag in einer Kammer zu ebener Erde. Da ſie weder Licht noch Flammen ſah, hielt ſie das Präſſeln des Feuers ringsumher und über ſich für einen ſtarken Platzregen. Als ſie aber das Krachen der oberen Balken hörte, die auf die Decke ihres Zimmers hinunterſtürzten, kroch ſie angſtvoll aus ihrer Kammer in die Wohnſtube, um unter dem eiſernen Ofen Schutz zu ſuchen. Doch auch hier vernahm ſie das unheimliche Poltern über der Zimmerdecke. Sie rief, aber kein Menſch ließ ſich hören. Da beſchloß ſie, wieder in ihre Kammer zurückzukriechen, ſich ruhig ins Bett zu legen und ſich dem Schutz ihres treuen Gottes und Vaters zu befehlen.

Die Zimmerdecke hielt aus. Am frühen Morgen kam der Tagelöhner, bei dem die Alte wohnte, und ſah, daß das ganze Haus bis auf die Mauern niedergebrannt war. Er glaubte nicht anders, als daß die alte Kunigunde unter den Trümmern begraben ſei. Mit Mühe arbeitete er ſich durch Schutt und Geröll bis an ſeine Zimmertür und war erſtaunt, Tür wie Stube unverſehrt zu finden. Dann öffnete er die Tür zur Kammer der alten Kunigunde und ſah die Totgeglaubte betend in ihrem Bett liegen. Neugierig fragte ſie, was es denn dieſe Nacht mit dem ſtarken Regen und mit dem ſchrecklichen Gepolter geweſen wäre. Der Mann hielt ſich nicht lange mit Antworten auf, ſondern ſchaffte die alte Frau eiligſt aus dem Hauſe. Kaum hatte er ſie in Sicherheit gebracht, da ſtürzten beide Zimmerdecken ein.

„Die mich frühe suchen“

(Von einem jungen Freunde)

Ich liebe, die mich lieben; und die mich frühe suchen, werden mich finden.“ (Spr. 8, 17.) So steht's geschrieben, und wahrlich, es ist ein wahres Wort! „Die Weisheit“ redet, aber beim Lesen des ganzen Kapitels merkt man, daß unter der „Weisheit“ Der verstanden werden muß, welcher allein die wahre Weisheit ist.

„Die mich frühe suchen, werden mich finden!“
 Mancher hat die Wahrheit dieses Ausspruchs erfahren dürfen und nie bereut, dem Herrn Jesus in Seiner Liebe und Güte früh vertraut zu haben, dem Herrn, der gerade den Kindern so gut ist! „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Wahrlich, ich sage euch: Wer irgend das Reich Gottes nicht aufnehmen wird wie ein Kindlein, wird nicht in dasselbe eingehen.“
 So sprach einst unser freundlicher Herr, und dann heißt es weiter: „Und Er nahm sie in Seine Arme, legte die Hände auf sie und segnete sie“. (Mark. 10, 14—16.)

Welch eine Liebe zu den Kindern redet aus diesen Worten und aus dem Handeln des Herrn Jesus! Er nahm sie in Seine Arme! Das tut Er auch heute noch so gern. Auch heute noch ist Er den Kindern Freund und Helfer, der gute Hirte vieler kleiner Schäflein.

Ich weiß von einem Knaben, der kannte den Herrn noch nicht als Seinen Hirten und Heiland. In seinen Kindertagen hatte er wohl von Ihm gehört,

aber später hatte ihn seine weltliche Erziehung den guten Hirten vergessen lassen. Doch Der, der da gekommen ist, „zu suchen und zu erretten was verloren ist“, (Luk. 19, 10) wollte auch dieses Schäflein haben, und darum legte Er eine brennende Sehnsucht in des Knaben Herz, eine Sehnsucht nach Ihm, dem gütigen Sohne Gottes, den er nicht kannte.

Der Knabe ward unruhig und begann zu suchen. Was er suchte, war ihm zunächst selbst nicht klar. Er wußte nicht, daß der Heiland es war, den er haben, dem er angehören mußte, um Ruhe für sein unruhiges Herz zu finden.

Da schickte ihm der Herr in Seiner Gnade einen Freund. Und dieser Freund erzählte ihm von Jesu, von Seiner Güte und Menschenliebe, und von Seinem Opfertode am Kreuz.

Auf die Ausführungen und Vorstellungen des Freundes gab das Herz des Knaben eine schnelle Antwort. Laut und eindringlich rief es: „Das ist es, was du haben mußt, um Frieden zu finden!“ Er folgte dem Rat des Freundes und ging zu Jesu, ohne lange zu zögern, und bald konnte er glücklichen Herzens mit anderen Erlösten singen:

„O Jesu, treuer Hirte,
Wer liebt, wer sorgt wie Du!
Dein Schäflein, das verirrt,
Trugst Du der Herde zu.“

Es ist herrlich, schon von früher Jugend an dem Herrn Jesus anzugehören! Dann erst wird das Leben in Wahrheit inhaltsreich. Wer Jesus hat, bekommt einen starken Halt und Kraft für die mancherlei Nöte, die das Erdenleben auch schon für ein Kind haben kann. Welch ein Vorrecht ist es doch, schon

in der Jugend mit dem Psalmisten sprechen zu dürfen: „Du bist ein Bergungsort für mich; vor Bedrängnis behütetest du mich; du umgibst mich mit Rettungsjubel“. (Ps. 32, 7.)

Auch ihrem Herrn dienen, dienen in aller kindlichen Einfalt, darf eine junge Seele. Es ist heute damit nicht anders als früher. Samuel diente bereits als Knabe vor Jehova. Er wurde dann fort und fort angenehmer bei Gott und Menschen (1. Sam. 2, 26); und noch als Knabe empfing er eine wichtige Offenbarung aus dem Munde Jehovas, damit er sie Eli, dem Hohenpriester, kundtue. Welch eine Auszeichnung!

Wenn nun auch heute ein gläubiger Knabe seinem Herrn nicht in gleicher Weise dienen kann wie einst Samuel, der vor Jehova stand, so braucht sein Dienst deswegen doch nicht unwichtig zu sein. Auch heute kann der Einfluß einer einzigen Person, auch einer jugendlichen, für viele von Bedeutung werden. Und wenn auch nur eine einzige Seele durch dich für Jesum gewonnen wird, wie der Knabe, von dem wir hörten, durch seinen Freund, ist es nicht der Mühe wert? Ist es nicht köstlich, mithelfen zu dürfen, daß eine Seele vom Tode errettet wird?

Oder bist du noch nicht errettet, lieber Freund? Ja, bist du das nicht, dann eile doch heute noch zu Jesu, um Ihn als deinen Erretter kennen zu lernen! Er möchte auch dein Heiland sein. Er hat dich lieb. „Gib mir, mein Sohn, dein Herz!“ bittet Er. (Spr. 23, 26.) Erfülle Seinen Wunsch! Gib Ihm dein Herz! Er will dich glücklich machen bis in dein tiefstes Inneres hinein. Gib dich Ihm zu eigen, denn Er ist ja auch für dich gekommen und gestorben! „Denn also

hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“ (Joh. 3, 16.)

Der kleine Schuhputzer

Es war an einem Nachmittage mitten in der Woche. Da begannen auf einmal die Kirchenglocken zu läuten. Viele Leute schritten, ihrem Rufe folgend, die steile Straße hinan, die zur Kirche führte. Dieser Umstand erregte in hohem Maße die Verwunderung eines kleinen Knaben, der vor einem der armseligsten Häuschen der Straße saß und den Kirchgängern mit großen Augen nachschaute.

„Sag, Konrad“, wandte er sich endlich an einen etwas älteren Knaben, der in seiner Nähe mit Holzhausen beschäftigt war, „warum gehen die Leute in die Kirche? Es ist doch heute nicht Sonntag.“

„Aber es ist Missionstag“, belehrte ihn der ältere. „Da gehen freilich nur ganz fromme Leute in die Kirche.“

„Sind die denn frommer als die Leute, die nur Sonntags in die Kirche gehen?“ fragte der Kleine weiter.

„Natürlich, viel frommer“, erwiderte Konrad. „Wenn sie das nicht wären, gingen sie doch nicht in der Woche in die Kirche.“

„Ach, ich möchte auch so gern fromm werden!“ seufzte Karl.

„Du fromm? Daraus wird wohl nie etwas werden“, versetzte Konrad in bestimmtem Tone. „Dein

Vater war ein schlechter Mann, und die Leute, bei denen du jetzt wohnst, trinken und fluchen. Es gibt keinen einzigen in eurem ganzen Haus, der fromm ist. Und so was muß man doch von jemand lernen.“

„Meine Mutter war aber fromm“, warf Karl ein.

„Das mag sein, aber die ist tot“, entgegnete der Freund.

„Mutter ist im Himmel“, sagte Karl mit einem zweiten Seufzer. „Ich möchte auch so gern in den Himmel kommen, und deshalb wäre ich gern fromm.“

„Ich nicht!“ versetzte Konrad, „da muß man ja immer beten und singen. Da will ich doch lieber tüchtig Geld verdienen.“

Damit las Konrad seine Holzstücke zusammen und brachte sie seiner Mutter.

Karl blieb noch draußen. Andächtig schaute er zum Himmel empor, als müsse er die Mutter dort irgendwo erspähen. Er hätte sie so gern gefragt, wie er es anfangen solle, fromm zu werden, damit er auch in den Himmel kam.

In diesem Augenblick schritten zwei Damen vorüber. Sie waren so eifrig ins Gespräch vertieft, daß die eine von ihnen nicht merkte, daß sie ihr Gesangsbuch fallen ließ. Karl sah es, hob das Buch auf und brachte es mit höflichem Gruß seiner Eigentümerin.

„Du bist ein braver Junge“, lobte die Dame, während sie dem Büchlein eine hübsche Spruchkarte entnahm. „Hier hast du ein schönes Bildchen, und den Spruch darunter mußt du einmal auswendig lernen.“ Damit nickte sie Karl freundlich zu und ging mit ihrer Begleiterin weiter.

Karl betrachtete das Bild aufmerksam. Aber den Spruch konnte er nicht lesen. Er hatte es noch nicht gelernt. Aber da kam Konrad schon wieder angesprungen. Der konnte ihm helfen. Karl gab ihm die Karte und bat ihn, den Spruch zu lesen.

„Suchet Jehova, während Er sich finden läßt; rufet Ihn an, während Er nahe ist“, las Konrad.

„Na“, sagte er dann geringschätzig, „nur ein Bildchen mit einem Spruch! Die hätte dir auch was Besseres geben können! Aber weißt du was?“ fuhr er lebhaft fort. „Meine Mutter muß den großen Turnsaal putzen helfen, in dem heute abend ein Herr singt. Da stellen wir uns, ehe es anfängt, an die Tür, um den Leuten, wenn sie hineingehen, die Schuhe zu putzen. Wir können dann auch das schöne Singen hören, denn ich weiß oben ein kleines Kämmerchen, da setzen wir uns hin. Gehst du mit? Du mußt aber deinen Sonntagskittel anziehen, hörst du?“

Natürlich ging Karl mit, und wie gern!

Am Abend, ehe das Konzert begann, konnte man die beiden kleinen Schuhputzer vor der Tür des Saales eifrig ihrem Geschäft obliegen sehen. Als die letzten Kunden bedient waren, folgte Karl seinem Führer eine Treppe hinauf in das bezeichnete Kämmerchen, von wo aus sie auf die vielen Menschen herabschauen konnten, die zu dem Konzert gekommen waren.

Eben erklangen die ersten Akkorde eines Klaviers. Karl hatte noch nie so schöne Musik gehört. Als das Vorspiel verklungen war, sang eine schöne Männerstimme: „So ihr mich von ganzem Herzen suchet, so will ich mich finden lassen, spricht unser Gott“.

Die Jungen konnten von ihrem Platz den Sänger sehen. Karl war ganz Auge und Ohr. Das war

ja eine gute Botschaft für ihn. Doch dann wurde der Gesang plötzlich wehmütig und klagend. „Ach, daß ich wüßte, wie ich Ihn finden und zu Seinem Throne kommen möchte!“ klang es traurig, fast hilfeschlehend. Dann aber erscholl es wieder fröhlich und ermunternd: „So ihr mich von ganzem Herzen suchet, so will ich mich finden lassen, spricht unser Gott“.

Der Künstler sang meisterhaft.

Karl lauschte mit verhaltenem Atem. Stundenlang hätte er dem Gesang zuhören mögen. Doch nach einiger Zeit zupfte Konrad ihn am Armel. Sie durften nicht allzu lange bleiben, wenn sie nicht entdeckt werden wollten. An der Tür horchte Karl noch einen Augenblick, aber er konnte die Worte des Sängers nicht mehr verstehen, und da es mittlerweile spät geworden war, rannte er eilig seinem Freunde nach.

An diesem Abend konnte er lange nicht einschlafen. Immer wieder mußte er an das denken, was er gesehen und gehört hatte. „Herr Martensen — das war der Name des Sängers, den Karl an diesem Abend wiederholt hatte nennen hören — hat Gott ganz gewiß gesucht und gefunden. Er muß einer von den ganz frommen Leuten sein“, dachte Karl, und seufzend kam es über seine Lippen: „O wenn ich doch auch so glücklich sein könnte!“

Am nächsten Tage stand Karl mit Konrad vor dem Bahnhof, um Schuhe zu putzen. Da fiel sein Blick auf einen eleganten Herrn, der gerade aus einem Wagen stieg. Er erkannte in ihm sofort den Sänger vom vergangenen Abend. Im selben Augenblick trat Herr Martensen mit beiden Füßen in eine Pfütze.

„Pfui!“ rief er, „da hab' ich ja schöne Schuhe gekriegt!“

„Dem kann abgeholfen werden“, erwiderte lachend ein Herr, der gleich nach ihm dem Wagen entstieg war. „Es sind noch sieben Minuten bis zum Abgang des Zuges. Während ich Ihnen die Fahrkarte löse, wird der kleine Bengel da gern dafür sorgen, daß Ihre Schuhe wieder blank werden!“

Karl war schon bei der Hand. Ganz besonders sorgfältig waltete er diesmal seines Amtes. Als aber der Sänger ihn bezahlen wollte, weigerte er sich entschieden, etwas zu nehmen.

„Wie, putzest du die Schuhe immer umsonst?“ fragte der Herr verwundert.

„Nein, nicht immer“, lautete die Antwort, „aber Ihnen möchte ich sie gern umsonst putzen, denn Sie sind ein frommer Mann.“

Das Erstaunen des Fremden wuchs.

„Kennst du mich denn?“ fragte er.

„Ja, ich habe Sie gestern singen hören, daß Gott sich finden läßt, wenn wir Ihn von Herzen suchen. Wer so von Ihm singt, der muß doch ein frommer Mann sein!“

Der Fremde stand betroffen. Da aber der Kleine offenbar noch mehr zu sagen hatte, neigte er sich zu ihm hinab, und Karl fuhr fort:

„Ich möchte auch so gern fromm werden und zu Gott kommen. Meine Mutter ist schon lange bei Ihm. Aber ich wohne bei Leuten, die fluchen und trinken und nie in die Kirche gehen, und darum kann ich nicht fromm werden, sagt Konrad.“

„Wie heißt du, und wo wohnst du?“ fragte der Sänger.

„Ich heiße Karl Steiner und wohne Hochstr. 6“, lautete die Antwort.

Inzwischen war der andere Herr zurückgekommen.

„Es wird Zeit!“ mahnte er.

Herr Martensen aber neigte sich noch einmal zu dem Jungen herab und sagte freundlich:

„Vergiß mich nicht! Ich werde dich auch nicht vergessen. Du sollst mehr von mir hören.“

Dann eilte er seinem ihm schon vorausgeeilten Begleiter nach auf den Bahnsteig.

„Lassen Sie mich Ihnen noch einmal herzlich danken“, sagte dieser, „für den großen Genuß, den Sie uns gestern abend bereitet haben.“

„Reden wir nicht darüber“, wehrte der Sänger ab. „Aber etwas anderes: Schauen Sie sich einmal nach einem kleinen Jungen namens Karl Steiner um, der Hochstraße 6 wohnt.“

„Wie, haben Sie ein Talent entdeckt?“

„Das nicht gerade. Aber wer weiß? Es könnte ja sein. Jedenfalls: Der Junge interessiert mich. Ich möchte ihm gern ein besseres Heim verschaffen und ihn auf meine Kosten in die Schule schicken. Wollen Sie die Güte haben, sich einmal nach ihm umzusehen?“

Die letzten Worte wurden noch aus dem Abteilfenster heraus gesprochen, während sich der Zug schon in Bewegung setzte.

„Das sieht ihm wieder ganz ähnlich, echt Künstlerart!“ murmelte der Zurückbleibende, „aber warum nicht? Den Gefallen will ich ihm gern tun.“

Unterdes lehnte Martensen sich in seine Abteilecke zurück und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Im Geiste hörte er noch einmal das Zujuchzen und Beifallklatschen der Menge und las die schmeichelhaften

Beurteilungen in den Blättern. Aber dann mußte er an die Worte des kleinen Schuhputzers denken: „Sie sind ein frommer Mann!“ Er versuchte, darüber zu lächeln. Doch die Tränen traten ihm in die Augen. „Ja, wäre ich es nur!“ seufzte er. „Das wäre etwas Besseres, als ein berühmter Sänger zu sein!“

Erinnerungen aus seiner Jugend wurden in ihm wach, und über dem Sinnen wurde ihm das Herz schwer und schwerer.

„Am liebsten möchte ich den Jungen ganz zu mir nehmen“, sagte er sich, und dann klang es ihm wieder in den Ohren: „Ich möchte auch so gern fromm werden und zu Gott kommen“.

* * *

Ein feuchter, kalter Nebel liegt über der Stadt, in der Martensen wohnt. Der Sänger sitzt, in einen warmen Schlafrock gehüllt, einsam in seinem reich ausgestatteten Heim.

„Einsam und allein“, murmelt er, „allein und krank nach einem kurzen Leben voll Ruhm und Ehre in der Welt!“

„Martensen singt nicht mehr.“ — „Er hat seine Stimme verloren.“ — „Eine Schande ist's um einen so schönen Tenor!“ so wird um ihn geklagt.

Man kam noch eine Zeitlang, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Als aber andere Sänger von sich reden machten, blieben die Besucher nach und nach aus. Das Interesse an ihm hörte auf. Der einst so berühmte Martensen wurde vergessen.

Eilige Schritte im Hausflur wecken den einsamen Mann aus seinem Sinnen. Es wird an die Tür geklopft, und ein junger Mann tritt ein.

„Bist du es wirklich, Karl Steiner?“ rief Martensen, dem Eintretenden beide Hände entgegenstreckend. „Ja, ich sehe es genau. Du bist noch derselbe wie vor zehn Jahren. Ich sehnte dich herbei, darum schrieb ich dir. Willst du einem Kranken Mann etwas Gesellschaft leisten? Du würdest ihm damit eine Wohltat erweisen, die er nie gutmachen kann!“

„O sprechen Sie nicht so, Herr Martensen“, erwiderte der junge Besucher warm. „Wie könnte ich Ihnen je vergelten, was Sie an mir getan haben! Ich danke Gott, daß Er mir heute Gelegenheit schenkt, zu tun, was ich mir schon seit vielen Jahren gewünscht habe.“

Der Kranke lächelte. Tränen traten in seine Augen. Gab es denn wirklich noch einen Menschen in der Welt, der ihn aufrichtig lieb hatte?

Nach dem Abendessen sagte Martensen:

„Dort auf dem Klavier liegt der „Elias“ von Mendelssohn. Sing mir einmal die Arie daraus vor, du weißt, welche. Ich habe sie seit zwölf Jahren nicht mehr gesungen, ohne an den kleinen Schuhpußer denken zu müssen.“

„Ich Ihnen vorsingen?“ rief Karl, „und dazu noch dieses Lied, das mir allezeit im Herzen nachklingt! Nein, das kann ich nicht.“

„Bitte, versuche es nur! Es wird schon gehen.“

Da setzte Karl sich an den Flügel und sang:

„So ihr mich von ganzem Herzen suchet, so will ich mich finden lassen, spricht unser Gott. — Ach, daß ich wüßte, wie ich Ihn finden und zu Seinem Throne kommen möchte!“

Martensen saß da, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt.

„O könnte ich zu Ihm kommen!“ flüsterte er vor sich hin. „Aber es ist jetzt zu spät. Die besten Jahre meines Lebens sind dahin, und ich sehe nichts vor mir als Nacht und Tod!“

Doch da klang es wieder ermunternd: „So ihr mich von ganzem Herzen suchet, will ich mich finden lassen, spricht unser Gott.“

Karl sang nicht, wie Martensen einst gesungen hatte. Aber man fühlte: sein Herz war dabei. Der junge Sänger hatte gefunden, was er gesucht.

Noch manchen Abend mußte Karl dem Kranken vorsingen, und er wählte sich dazu Lieder, die von der Liebe Gottes zu Verlorenen redeten. Aber er sang nicht nur. Er las ihm auch aus der Bibel vor und sprach freimütig zu ihm von seinem Heiland, der allein der Weg ist, um zu Gott, dem Vater, zu kommen.

Eine ganz neue Welt tat sich dem Kranken auf. Wie einst der König Hiskia in seiner Krankheit, so lernte auch er sagen: „Zum Heile ward mir bitteres Leid: Du, du zogest liebevoll meine Seele aus der Vernichtung Grube; denn alle meine Sünden hast du hinter deinen Rücken geworfen“. (Jes. 38, 17.) Im Glauben an den Herrn Jesus Christus, der gesagt hat: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als nur durch mich“, fand er Heil und Frieden für seine Seele, und ein nicht endendes Glück in dem Bewußtsein der Vergebung aller seiner Sünden und seiner ewigen Annahme bei Gott.

Wie ein liebender Sohn sorgte Karl für den Kranken. Er sang ihm Lieder, er betete mit ihm, und er las ihm vor aus dem teuren Worte Gottes. Und immer inniger klang es in der Seele des Sängers:

„Meines Herzens Fels und mein Teil ist Gott auf ewig.“

„Sing mir noch einmal unser liebes altes Lied“, bat er eines Abends. „Vielleicht ist es das letzte Mal.“

Mit bewegter Stimme begann Karl: „So ihr mich von ganzem Herzen suchet, so will ich mich finden lassen, spricht unser Gott“.

Während des Singens legte der Kranke den Kopf in die Kissen zurück. Er schien zu schlafen. Karl setzte sich zu ihm. Immer langsamer ging der Atem, und plötzlich hörte er ganz auf.

Karl nahm die magere Hand in die seine, und unter Tränen flüsterte er: „Nun brauchst du nicht mehr zu suchen. Jetzt bist du bei Ihm daheim und wirst nie mehr von Ihm scheiden.“

„Seid stark, und lasset eure Hände nicht erschlaffen!“

Eine Frau aus wohlhabendem Hause erkrankte. Sie hatte — so erzählt ein Mitarbeiter des „Christen-Boten“ — das Lob einer wackeren, tugendhaften und mildtätigen Person. Als ich von ihrer Erkrankung hörte, besuchte ich sie. Anfänglich war ich gern gesehen. Als ich aber anfing, von der Sündhaftigkeit des Menschen vor dem heiligen Gott und von der Gerechtigkeit zu reden, die allein vor Ihm Bestand hat, da war niemand braver als sie, und sie gab mir bald unwillig zu verstehen, daß ich weggehen und auch nicht wiederkommen möchte. Ich ging mit umso betrübterem Herzen heim, als die Krankheit allem Anschein nach mit schnellen Schritten zum Tode führte.

In meiner Studierstube betete ich herzlich für die Kranke.

Am folgenden Tage trieb mich die Liebe, einen neuen Versuch zu machen. Ich klopfte vor dem Hause an den Fensterladen, fragte, wie es der Kranken gehe, und ließ ihr sagen, wenn es ihr recht sei, möchte ich gern noch einiges mit ihr reden.

„Man kann ihn ja hereinlassen“, war die trockene Antwort.

Ich redete noch ernster als tags zuvor von dem einzigen Heilsweg der sündigen Menschenkinder. Aber das stolze Herz empörte sich noch mehr dagegen, und ich wurde mit den Worten abgefertigt:

„Sagen Sie solches den Gottlosen! Ich habe rechtschaffen gelebt und brauche nicht Buße zu tun. Und Sie brauche ich auch nicht. Gehen Sie nur Ihres Weges!“

Ich ging heim, betete aber noch inbrünstiger um Öffnung der Augen der selbstgerechten Verblendeten.

Am folgenden Tage stand ich wieder vor den Fenstern jenes Hauses und klopfte an. Der Mann sah heraus und hieß mich gar freundlich willkommen, denn in der Nacht hatte seine Frau gesagt:

„Morgen müßt ihr mir den Prediger holen.“

Zu meiner freudigen Überraschung fand ich die Kranke völlig verändert. Diesmal verlangte sie danach, in demütiger Beugung vor Gott der Botschaft des Friedens lauschen zu dürfen. Sie dünkte sich nicht mehr reich und satt. Vielmehr hungerte und dürstete sie nach Heil und Frieden. Jetzt konnte ich ihr von der „Gnade unseres Herrn Jesus Christus“ erzählen, „daß Er, da Er reich war, um unfertwillen arm wurde, auf daß wir durch Seine Ar-

mut reich werden". (2. Kor. 8, 9.) Ich durfte ihr berichten, daß der Herr Jesus „einmal für Sünden gelitten hat, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe" (1. Petr. 3, 18), und daß Gott „Den, der Sünde nicht kannte, für uns zur Sünde gemacht hat, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit werden in Ihm". (2. Kor. 5, 21.)

Begierig nahm sie das Wort auf. Sie hatte durch Gottes Gnade einsehen gelernt, daß alle ihre vermeintlichen Gerechtigkeiten nur ein „unflätiges Kleid" vor Gott waren, und daß sie in Wirklichkeit eine große Sünderin war, die der Vergebung vieler Sünden bedurfte; und in heißem Verlangen ergriff sie das Heil, das ihr in Christo geboten wurde. Sie glaubte, daß der Herr Jesus auch für sie gestorben war, und ihre Seele fand Frieden im Blute des Lammes.

Noch ein Tag, und sie ging selig heim.

Glückselig der Mann, der die Versuchung erduldet!

Als Herzog Georg von Sachsen, der große Feind der klaren Lehre des Evangeliums, auf dem Sterbebett lag, wollte er seinen Bruder Heinrich zum Erben seines Landes einsetzen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Herzog Heinrich versprach, das Evangelium niemals in seinen Landen predigen zu lassen. Wollte er das nicht versprechen, so sollte das Land dem Kaiser zufallen.

Der Landadel schlug sich ins Mittel und sagte, sie wollten selber Unterhändler sein und dem Herzog

Heinrich so viele gute Worte geben, daß er gewiß zustimmen werde. Sie gaben sich auch alle erdenkliche Mühe, ihn den Wünschen des sterbenden Herzogs gefügig zu machen. Unter anderen Gründen wiesen sie darauf hin, daß außer dem schönen Land noch sehr viel bares Geld vorhanden sei, das ihm zufalle, wenn er dem Bruder in seinem letzten Willen willfährig wäre. Aber Fürst Heinrich antwortete:

„Ihr kommt mir nicht anders vor als der Teufel in der Wüste, als er dem Herrn sagte: „Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest“. Kann mein Bruder mich mit gutem Gewissen enterben, so mag er's tun. Meinet aber nicht, daß ich um Geld und Gut's willen Gottes Wort, das Er selber auf den Plan gebracht hat, in seinem Lauf hindern wollte. Ich will lieber ein armer Fürst bleiben, als Gott und Sein Wort darangeben.“

Was geschah aber? Ehe noch die Abgesandten zurückkamen, starb Herzog Georg, bevor das Testament rechtsgültig hatte gemacht werden können. So fiel nun dem Herzog Heinrich, als dem nächsten Erben, das Land zu, und er ließ von Stund' an frei das Evangelium predigen.

O laß dich retten vom Verderben!

O laß dich retten vom Verderben
 Der Sünde und der Eitelkeit;
 Such' dir ein Leben vor dem Sterben
 In dieser angenehmen Zeit!
 Nur Einer kann und will es geben,
 Er ist das Leben selbst und spricht:
 Wer an mich glaubt, wird ewig leben
 Und sieht den Tod im Tode nicht.

Spitta.

Der Arme vom Reichenbachfall

Es war im Jahre 1922, als ich, in Verbindung mit der Verkündigung des Evangeliums im oberen Haslital, einige bedürftige Christen besuchte, um sie, wie ich es vermochte, zu trösten und zu ermuntern. Denn hart wie die Steine der Berge, die sich rings um sie zum Himmel türmen, sind auch die Herzen der Menschen in dortiger Gegend. So kommen zu den sogenannten Stubenversammlungen, die in den Christenhäusern der abgelegenen Weiler stattfinden, meist nur wenig Leute, hauptsächlich alte, abgearbeitete Weiblein, die, gebeugt vom harten Leben, nach Trost und Hilfe verlangen.

Trotzdem gibt es aber immer wieder einzelne, die mit dürstendem Herzen lauschen, sich über die frohe Botschaft von dem Erlösungswerk auf Golgatha freuen und sich der Liebe Gottes öffnen. Solche legen dann auch oft ein schönes Zeugnis für den Herrn ab.

An einem Abend hatte sich in der Versammlung ein Mann eingefunden im rauhen Bauernanzug, wie er von den Hasli-Bauern getragen wird, der mit größter Aufmerksamkeit zuhörte. Sein Auge leuchtete beim Betrachten der kostbaren Verheißungen des Wortes Gottes, die das Teil aller sind, die an Ihn und Seinen geliebten Sohn glauben. Nach der Ver-

sammlung ging ich auf den Mann zu, und zu meiner freudigen Überraschung zeigte es sich, daß er ein treuer Bekenner des Herrn Jesus war.

Ein besonderes Anliegen hatte ihn in die Versammlung getrieben. Er hatte einen leiblichen Bruder, der am Fuß des weltbekannten Reichenbachfalles wohnte. Dieser Bruder, dem Tode nahe, war bisher für die Gnade Gottes völlig unzugänglich geblieben. Alles hatte der gläubige Bruder versucht, aber umsonst, obwohl er sich jahrelang um ihn bemüht hatte. Es war nun sein Herzenswunsch, daß ich den Sterbenden besuchen möchte, um ihn nochmals auf den Herrn und die nahe Ewigkeit hinzuweisen und ihm den ganzen Ernst seiner Lage vorzustellen.

Am nächsten Morgen machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Es war ein herrlicher Tag, so recht geeignet, inmitten der großartigen Natur die Größe des Schöpfers zu preisen. Umso trübseliger war der Eindruck, den ich von der Wohnung des kranken Bruders empfing. Sie glich mehr einem Viehstall als einer menschlichen Behausung, und es kostete mich Mühe, den Eingang zu der alten, verkommenen Hütte zu finden. Durch einen dunklen Vorraum, dessen Boden aus nasser, klebriger Erde bestand — von irgendwelchen Gegenständen konnte ich nichts erkennen —, gelangte ich an eine Tür. Ich klopfte an, aber es kam keine Antwort. Ich klopfte zum zweiten und dritten Mal, aber alles blieb still. Nun suchte ich die Tür zu öffnen, was auch ohne Schwierigkeiten geriet. Ich trat in einen düsteren Raum, der als Wohn- und Schlafstube diente, aber nicht viel heller war als der Vorraum. Durch ein paar kleine Fenster, fast undurchsichtig vom Schmutz, drang etwas Morgenlicht

herein. Nachdem ich mich ein wenig an das herrschende Dunkel gewöhnt hatte, bemerkte ich hinter der Tür, durch die ich eingetreten war, ein Bett, das, statt mit einer Matratze, mit groben Säcken und Lumpen gefüllt war. In dem Bett kauerte auf Händen und Knien ein alter Mann, abgemagert zum Skelett. Er war mit einem alten, schmutzigen Sack notdürftig zugedeckt und zitterte am ganzen Leib — eine Jammergestalt, wie ich seither im Leben nie mehr eine gesehen habe. Ganz bestürzt über den Anblick, blieb ich an der Tür stehen, und es dauerte eine Weile, bis ich mich so weit gefaßt hatte, um dem armen Mann die Grüße von seinem Bruder ausrichten zu können. Im Anschluß daran sagte ich ihm, daß ich ihm noch eine bessere Botschaft zu bringen habe, und zwar von dem Vater im Himmel, der Seinen Sohn in diese Welt gesandt habe, Jesum Christum, den Heiland der Sünder. Ich erzählte ihm von der wunderbaren Liebe Gottes, die des eigenen Sohnes nicht geschont, sondern Ihn in den Tod gegeben habe, um Sünder zu retten und Licht und Sonnenschein in ihr armes Erdendasein zu bringen. Der Sohn Gottes habe am Kreuz auf Golgatha als Lamm Gottes Sein Leben gelassen, „auf daß jeder, der an Ihn glaube, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“.

Als ich in dieser Weise zu dem Mann gesprochen hatte, erwartete ich eine Antwort, aber es erfolgte keine. Ich erkundigte mich darauf teilnehmend nach seinem Leiden. Aber auch jetzt kamen nur spärliche Worte über seine Lippen. Doch erfuhr ich, daß er nie ohne Schmerzen war, daß er sich nur mühsam auf Händen und Knien aufzurichten vermochte, und daß sein Zustand keinerlei Hoffnung auf Besserung gab.

Dieser letzte Umstand gab mir Veranlassung, den armen Menschen nochmals allen Ernstes auf die nahe Ewigkeit hinzuweisen und ihn herzlich zu bitten, sich mit Gott versöhnen zu lassen. „Wie schnell“, sagte ich, „kann es für immer zu spät sein, und es wäre furchtbar für Sie, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, ohne . . .“

In diesem Augenblick ließ sich aus einer dunklen Ecke des Zimmers eine kreischende Frauenstimme vernehmen. Ich wandte mich um und sah ein kleines verhußeltes Weiblein auf einem Schemel sitzen, nahe der Fensterbank, auf der einige harte Brotbrocken lagen neben einer Tasse unansehnlichen Milchkaffees. Auch die Frau war eine wahre Jammergestalt. Tiefes Mitleid erfaßte mich mit diesen beiden armen, von Not, Sorgen und Krankheit verbitterten Menschenkindern. Wie gern hätte ich ihnen geholfen! Aber was konnte ich tun? Auch der armen Alten konnte ich nichts weiter sagen, als daß der Herr Jesus gekommen sei, um Armen gute Botschaft zu verkündigen und Friede, Freude, Licht und Sonne denen zu bringen, die vom Leben in jeder Weise enttäuscht worden seien. Als ich aber die Frau bat, mit der ganzen Last des Lebens und ihrer Sünden bei Jesu Zuflucht zu suchen und sich den Wert des kostbaren Opfers von Golgatha zu eigen zu machen, da rief sie erbittert, ich möge von diesen Dingen schweigen. Sie und ihr Mann wären ehrenhafte Menschen. Eine Schar Kinder hätten sie erzogen, so gut es ihnen bei ihrer großen Armut möglich gewesen sei. Nie hätten sie einem Menschen unrecht getan. Vom Morgen bis zum späten Abend hätten sie über ihre Kräfte gearbeitet, obwohl sie beide von schwacher Gesundheit und oft

krank gewesen wären. Trotzdem hätten sie sich ehrlich durchgebracht und alles, was sie besaßen, den Kindern gegeben. Jetzt aber in ihrem Alter, da sie selber nicht mehr arbeiten könnten, und der Mann zum Erbarmen krank sei, da hätten sich alle Menschen von ihnen gewandt. „Wir beide haben den Himmel längst verdient“, schrie sie ganz erregt. „Wenn wir nicht hineinkommen, kommt keiner hinein.“ Und dann ging's wieder von neuem los mit dem ganzen Jammer und dem Elend des Lebens. Als die arme Frau endlich, erschöpft vor Ärger und Aufregung, schwieg, während der Mann bei den lauten Worten seines Weibes nur hie und da tief aufstöhnte, hatte ich noch einmal Gelegenheit, etwas zu sagen. Mit aller Zartheit suchte ich diesen beiden unglücklichen alten Menschenkindern zu erklären, daß kein Mensch sich den Himmel verdienen könne, auch nicht durch noch so viele Leiden oder gute Werke, sondern daß alle einen Heiland und Erretter haben müßten, wenn sie nicht ewig verloren gehen wollten, daß aber auch jeder gerechtfertigt werden könne, aus freier Gnade, durch das kostbare Blut des Herrn Jesus Christus.

Keines von beiden antwortete. Ich betete noch, gab der Frau einige Traktate und drückte ihr zum Schluß so viel Geld in die Hand, daß sie für einige Tage sorgenfrei leben konnten. Ein mürrisches „Adjö“ war die einzige Antwort, und mit recht bekümmertem Herzen verließ ich diese Stätte des Jammers.

Einige Wochen später verkündigte ich wieder am gleichen Ort die frohe Botschaft. Der glückliche Bruder des armen Mannes war wieder zugegen. Seine Augen leuchteten, wenn möglich, noch heller als das letzte Mal. Ich erkundigte mich nach seinem kranken

Bruder, wie es ihm seither ergangen sei. Da erzählte mir der Mann mit großer Freude — ich glaubte kaum meinen Ohren trauen zu können —, daß der Kranke bereits vor zwei Wochen in tiefem Frieden heimgegangen sei zur ewigen Ruhe droben. Mein Besuch und das Wort von Jesu, dem Heiland der Sünder, hätten einen tiefen Eindruck hinterlassen. Von Stund' an habe er sich ernstlich um das Heil und die Errettung seiner Seele gekümmert und habe dann auch bald im Glauben an das Blut Jesu Christi Vergebung seiner Sünden und seligen Frieden gefunden.

Wie froh ich über diese gute Botschaft war, kann ich nicht ausdrücken. Sie war mir ein neuer kostbarer Beweis von Gottes suchender Liebe. Ich kann daher meine einfache Erzählung nicht schließen, ohne die lieben, noch nicht im Blute des Lammes Gottes von ihren Sünden gereinigten Leser dieser Zeilen herzlich gebeten zu haben: Nehmt doch auch eure Zuflucht zu der Gnade Gottes! Auf keinem anderen Wege kann das dürstende Menschenherz befriedigt, auf keinem anderen der Sünder errettet werden. Hört, was ein Dichter, der auch diese Erfahrung gemacht hat, sagt:

Gebt mir a l l e s , und ich bliebe
Ohne Gott doch arm und leer;
Unbefriedigt, dürstend triebe
In der Welt ich mich umher.

O lieber Freund, der du diese wahre Geschichte von der Liebe Gottes gelesen hast, laß dich nicht vergeblich bitten! Nimm Christum an! Er liebt dich. Auch um deinetwillen ist Er, Gottes und des Menschen Sohn, an das Kreuz erhöht worden, um dich zu sich ziehen und für Zeit und Ewigkeit glücklich machen zu können.

Kennst du den Weg des Friedens?

Von jeher suchen die Menschen auf mancherlei Weise, sich einen Platz im Himmel zu verdienen und die ewige Seligkeit zu erwerben. Sie wählen dazu hauptsächlich zwei Wege: den der Werkgerechtigkeit oder den der Selbstgerechtigkeit. Die einen nehmen die Sache zumeist sehr ernst und lassen sich's auch etwas kosten an Geld und Gut, Zeit und Kraft, um das Ziel zu erreichen. Die anderen machen sich den Weg leichter und mühen sich nicht viel ab, in der althergebrachten Meinung, daß der „liebe Gott“ — ein Ausdruck, der übrigens in der Bibel nirgendwo vorkommt — dereinst wohl nicht zu hart und streng urteilen werde. Wenn einer nur immer bestrebt sei, sein Bestes zu tun und das Böse zu lassen, so könne es ihm dereinst nicht fehlen, auch wenn er ab und zu etwas Verkehrtes getan habe. Der Apostel Paulus habe ja auch das Bekenntnis ablegen müssen: „Das Wollen ist bei mir vorhanden, aber das Vollbringen dessen, was recht ist, finde ich nicht“. (Römer 7, 18.)

Es ist eine bekannte Tatsache, daß viele, die sich Christen nennen, ohne weiteres den Spruch unterschreiben würden: „Wir sind allzumal Sünder“. Aber wenn jemand einem solchen sagt: „Du bist ein Sünder“, oder wenn er gar wagt, das Bekenntnis von ihm zu fordern: „Ich bin ein Sünder“ — o wie sind diese Leute dann beleidigt und gekränkt, gehen entrüstet davon und gesellen sich zu jener Gruppe von Menschen, zu denen der Herr Jesus einst sagen

mußte: „Daher sagte ich euch, daß ihr in euren Sünden sterben werdet; denn wenn ihr nicht glauben werdet, daß ich es bin, so werdet ihr in euren Sünden sterben“. (Joh. 8, 24.)

Von all diesen Menschen muß leider gesagt werden: „Den Weg des Friedens haben sie nicht erkannt“. Liegt es daran, daß er ihnen nicht klar genug gezeigt, und daß das Wort vom Kreuz ihnen nicht verständlich genug gepredigt worden ist? Oder wollen sie solche Botschaft nicht annehmen? Eine ernste Gewissensfrage auch an dich, lieber Leser! Wie furchtbar muß es sein, einmal aus dem heiligen Munde des Richters, vor dem kein Ansehen der Person gilt, das niederschmetternde Wort hören zu müssen: „Wahrlich, ich sage dir, ich kenne dich nicht“!

Viele Menschen machen es heute ähnlich wie einst der König Jojakim. Behaglich saß dieser Mann — so berichtet uns der Prophet Jeremias im 36. Kapitel seines Buches — mit etlichen Ratgebern und Palastdienern in seinem Winterhause am wärmenden Feuer und hörte sich die letzten ernstesten Weissagungen des Propheten an, die von dem Schreiber Baruk mit Tinte in ein Buch geschrieben worden waren. Was aber tat dann der König? Sobald drei oder vier Spalten gelesen waren, „zerschnitt er sie mit dem Schreibermesser und warf sie in das Feuer, das im Kohlentopf war, bis die ganze Rolle in dem Feuer des Kohlentopfes vernichtet war“. (B. 23.) Und warum tat er das? Das Wort Gottes strafte sein Gewissen, aber er wollte Gottes Stimme nicht hören und Seinem Willen nicht gehorsam sein. Er wollte auch nicht an das geweissagte drohende Gericht glauben, daß „der König von Babel gewißlich kommen und dieses Land

verderben und Menschen und Vieh daraus vertilgen werde“. (B. 29.) Darum überantwortete er das Buch dem Feuer, obwohl einige seiner Ratgeber ihn baten, es nicht zu tun. Was aber half ihm solch törichtes Beginnen? Das geweissagte Unglück von der Zerstörung des Tempels, der Verwüstung des Landes und der kommenden babylonischen Gefangenschaft traf trotzdem Wort für Wort ein, wie alles, was in der Heiligen Schrift steht, sich erfüllt hat oder noch erfüllen wird, wenn Gottes Zeit und Stunde gekommen sind.

Die gleiche große Torheit wie jener König begehen auch heute unzählige, sich „modern“ dünkende Menschen, indem sie die Bibel als ein veraltetes oder unverständliches oder gar unwahres Buch beiseite schieben. Ein Hauptgrund der Abneigung oder Feindschaft des Menschenherzens gegen die Schrift ist der, daß das Wort Gottes heute noch „lebendig und wirksam und schärfer ist als jedes zweischneidige Schwert“, daß es das Gewissen der Menschen straft, ihr Sündenleben aufdeckt und vom kommenden Gericht redet. Darum wollen sie Gottes Wort nicht hören und sich nicht unter Seine Wahrheit beugen. Was ist die Folge? Sie versperrten sich damit selbst den Weg zu ihrem ewigen Heil, denn das Wort allein weist ja dem Sünder den einzigen Weg, auf dem er mit dem heiligen Gott versöhnt werden kann — Christus. Sie verschließen sich selbst jenem reichen Segen, jener Freude und jenem Frieden, tief wie ein Strom, die heute wie immer dem zufließen, der mit zubereitetem Herzen Gottes Botschaft hört: Das Wort vom Kreuz, das „Gottes Kraft ist zum Heil jedem Glaubenden“.

Ja, das Wort vom Kreuz, welches eine Wirkung geht von ihm aus! „Denen, die verloren gehen, ist es Torheit; uns aber, die wir errettet werden, ist es Gottes Kraft“, schreibt der Apostel an die Korinther. (1. Kor. 1, 18.) Und wenn er auf den Inhalt seiner Predigt zu sprechen kommt, fährt er fort: „Wir predigen Christum als gekreuzigt, den Juden ein Argernis, und den Nationen eine Torheit; den Berufenen selbst aber... Christum, Gottes Kraft und Gottes Weisheit“. (B. 23. 24.)

Wie stehst du zu Christus, mein Leser? Das ist die Frage, auf deren richtige Beantwortung alles ankommt. Wer Jesum hat, der hat mit Ihm und in Ihm „den Weg des Friedens erkannt“, der kann seinen Weg in Frieden gehen, und dem winkt als Ziel Friede in des Wortes tiefster Bedeutung. „Und es ist in keinem anderen das Heil, denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen.“ (Apostelgesch. 4, 12.)

G. H.

„O daß ich tausend Zungen hätte
Und einen tausendfachen Mund:
So stimmt' ich damit um die Wette
Vom allertiefsten Herzensgrund
Ein Loblied nach dem andern an
Von dem, was Gott an mir getan.“

So sang einmal ein einfacher Mann auf den Trümmern seines in der Nacht niedergebrannten Hauses. Seine Freunde waren gekommen, um mit ihm zu weinen, und fanden einen Mann, dessen Herzensfriede auch im Unglück bewahrt blieb, und der gelernt hatte, sich allezeit zu freuen in seinem Gott.

Wie Ernst ein Schäflein des guten Hirten wurde

Ernst war mit seinen zehn Jahren schon ein rechter Laugenichts, sehr zum Kummer seiner Eltern.

„Ernst, wo sind die zwei Groschen, die eben noch auf dem Tisch lagen?“ hatte seine Mutter gerade gefragt.

„Weiß ich nicht! Hab' kein Geld gesehen!“

Nun, die Mutter wußte, daß sie auf ihres Ernst Aussagen leider nicht bauen konnte. Es war nicht das erste Mal, daß er Geld genommen hatte. Und diesmal wußte Mutter es ganz genau: Vor fünf Minuten hatten die Geldstücke noch dagelegen, und niemand anders als Ernst war im Zimmer gewesen.

„Junge, sieh mich mal an! — Junge, komm mal her!“

Sie fühlte in seine Taschen, in die Jacke, in die Hosentaschen, und siehe da, tief unten in einer Hosentasche fanden sich die zwei Groschen.

Da stand der kleine Dieb, der Tat überführt. Die Mutter war tief erschüttert. Man sollte meinen, das hätte Ernst gerührt, und er würde, ganz zerknirscht, um Vergebung gebeten haben. Doch mit dem trozigsten Gesicht und zusammengebissenen Zähnen stand er vor seiner Mutter. Trozig nahm er seine Strafe entgegen, die diesmal ziemlich hart ausfiel.

Als der Vater zum Mittagessen nach Hause kam und das Vorgefallene erfuhr, sprach er einige ernste Worte mit seinem Sohn. Ernst durfte auch nicht mit

den anderen zu Mittag essen. Er bekam sein Teil, das an diesem Tage recht knapp bemessen war, in sein Zimmer geschickt, und dann wurde er allein gelassen.

Kurz vor drei Uhr kam die Mutter und sagte, daß es Zeit zur Schule sei. Ernst, froh, endlich aus dem Hause entweichen zu können, rannte fort. Mutters Strafe und Vaters Worte waren bald vergessen, nur sein Magen erinnerte durch öfteres Knurren daran, daß er an diesem Tage zu kurz gekommen war.

Es schlug vier Uhr. Die Schule war aus. Doch Ernst mußte nachsitzen. Er hatte sich in seiner üblen Laune Frechheiten dem Lehrer gegenüber herausgenommen.

Nach einer halben Stunde konnte er gehen, aber selbst sein knurrender Magen trieb ihn nicht nach Hause. Langsam schlenderte er durch Feld und Wiese.

„Wenn ich zu Hause nichts Ordentliches bekomme, werd' ich selbst für mich sorgen“, murmelte er.

Gerade führte der Pfad an einem großen Bauernhof vorbei. Ernst sprang über den Graben und schlich an der Hecke entlang, die das Gehöft umgab. Vorsichtig sah er sich um. Niemand war zu sehen. Da lag das Hühnerhaus. Die Tür stand halb offen. Mit einem Satz sprang er über die Hecke und hinein ins Hühnerhaus. Angstlich flogen einige Küken auf. Die störten ihn nicht. O, wieviel Eier da lagen! Schnell eins aufgeklopft und ausgetrunken. Hei, wie das schmeckte! Noch eins, und einige in die Tasche! Doch, was war das? Er hörte Tritte.

Merkwürdig, gerade heute abend geht Bauer Jansen, ganz gegen seine Gewohnheit, am Hühnerhaus vorbei. Er sieht die halboffene Tür.

„Da hat die Frau mal wieder vergessen, den Riegel vorzuschieben“, brummt er, und — schrumm! schlägt die Tür zu. Der Riegel wird vorgeschoben. Ernst ist gefangen.

In furchtbarer Angst wagt er kaum zu atmen. Hat der Bauer was gemerkt? Doch die Schritte entfernen sich.

Als alles wieder still war, kroch Ernst zur Tür und versuchte sie zu öffnen. Es gelang nicht. Er stemmte sich mit ganzer Kraft dagegen, aber die Tür gab nicht nach. Dann versuchte er es mit Fußtrittzen. Was war der Erfolg? Ein schärferes Ohr als das von Bauer Jansen hatte das Poltern vernommen. Harras, der Hofhund, rannte mit langen Sprüngen und lautem Gebell zum Hühnerhaus, dann wieder zum Hause zurück und wieder zum Hühnerstall. Immer wütender wurde sein Gebell. Mit mächtigen Sätzen sprang er gegen die Tür.

Der Bauer wurde aufmerksam.

„Muß doch mal sehen, was in den Hund gefahren ist.“

Ein Pfiff. Harras gehorchte. Aber im nächsten Augenblick jagte er wieder zum Hühnerhaus, bellte und sprang gegen die Tür. Der Bauer folgte ihm und schob den Riegel zurück. Ein schneller, fester Griff nach dem Halsband des wütenden Hundes — sonst, Ernst, o weh!

„Aha, ein Spitzbube! Wer — —? Ah, ich seh' schon, Briefträger Schneiders Junge. Na warte, ich werd' dir helfen, Eier stehlen! Das soll dir schlecht bekommen. Marsch, zur Polizei!“

Er packte den Jungen mit solch festem Griff am Arm, daß dieser aufschrie.



... Ein schneller, fester Griff nach dem Halsband des wütenden Hundes — sonst, Ernst, o weh!

„Aha, ein Spitzbube! Wer — —? Ah, ich seh' schon, Briefträger Schneiders Junge! Na warte, ich werd' dir helfen, Eier stehlen! Marsch, zur Polizei!“

„Ja, ja, das fromme Volk! Da nehmen sie den Mund voll mit ihrem Christentum und lassen ihre Kinder stehlen.“

„Nein, nein, Herr Jansen! Das ist nicht wahr! Ich hab's getan. Vater wollte...“

„Halt den Mund, oder du wirst die Zähne meines Harras zu spüren kriegen.“

„Ach, Mann“, warf die hinzukommende Bäuerin ein, „sei doch nicht so hart!“

„Halt du auch den Mund! Zur Polizei soll er, hinter Schloß und Riegel!“

Da half kein Bitten und Flehen. Es schien dem Bauer eine wahre Wonne zu sein, den Ältesten des „frommen“ Briefträgers auf solcher Tat ertappt zu haben.

Der Gendarm machte ein strenges Gesicht.

„Na, wir wollen den Bengel mal bei Wasser und Brot einsperren.“

Bauer Jansen nickte. „Das fromme Volk!“ murmelte er, indem er sich zum Gehen wandte. „Schicken ihre Kinder in die Sonntagschule, und im übrigen — — Nein, ich bin nicht so christlich, aber stehlen, das würden meine Kinder nie.“

Um die Zeit, als der Gendarm mit Ernst beschäftigt war, lagen zu Hause die ob seines Ausbleibens beunruhigten Eltern auf den Knien.

„O Gott“, betete der Vater, „rette unseren Jungen!... Erbarme Dich über ihn! Bringe ihn zurecht, wenn's nicht anders geht, auf schweren Wegen! Hilf uns, o Herr! Laß ihn seinen sündigen Zustand erkennen! Brich sein trotziges Herz! Du bist mächtig. Tu' es um Jesu willen, und rette ihn, o Gott!“

Der Gendarm stellte ein strenges Verhör an. Dann sah er Ernst in die Augen und sagte:

„Junge, was machst du deinen Eltern 'ne Schande! Schäm' dich! Und nun vorwärts, ins Loch mit dir!“

„Nein, nein, Herr Heinrichs! Laßt mich doch nach Hause gehen! Ich will's auch nie mehr wiedertun! Nur nicht in das dunkle Loch!“

„Ja, mein Junge, da ist nichts zu machen. Hast's nicht besser verdient. Da hast du auch mal Gelegenheit, über deine Sünden nachzudenken.“

Ernst bebte an allen Gliedern. Eine tödliche Angst malte sich auf seinen Zügen. Furchtbar, als Dieb gebrandmarkt und — gefangen! Wenn das die Eltern erführen! Die arme Mutter!

„O Herr Jesus, hilf mir doch!“ so stieg nach langer Zeit ein Gebet aus seinem Herzen auf.

Nachdem Ernst in „Numero Sicher“ untergebracht war, machte der Gendarm sich auf den Weg, um die Eltern zu benachrichtigen. Frau Schneider öffnete die Tür.

„Ist Euer Mann nicht daheim?“

„Doch, Heinrichs! Was gibt's? — Ist's was mit Ernst? — Ist er verunglückt? — Ist er ertrunken? — O sagt doch!“

„Nein, nein, beruhigt Euch! Es fehlt ihm nichts. Aber ruft mal Euren Mann!“

Vater Schneider kam.

„Ja, Schneider, Euer Junge hat Eier gestohlen bei Bauer Jansen und ist auf frischer Tat ertappt worden. Er war im Hühnerstall eingeschlossen. Nun, ich hab' ihn jetzt mal anderswo eingesperrt. Doch kommt! Ihr könnt ihn gleich mit nach Hause nehmen.“

Ich hab' Mitleid mit Euch. Hab' ja auch Jungens. Den Jansen werd' ich schon beruhigen."

Einige Minuten später stand der Vater vor seinem Sohn. Ernst war totenbleich. Als er seinen Vater sah, fing er bitterlich zu weinen an. Der Vater sprach kein Wort. Er nahm sein Kind an die Hand und führte es nach Hause.

„Ernst! Junge! Gott weiß alles. Wir wollen beten.“

Sie knieten nieder, und der Vater betete:

„Herr Jesus, Du kennst unseren Schmerz. Ernst, unser Sohn, hat gestohlen und war in den Händen der Polizei. Wir übergeben ihn nun Deinen guten Händen. Erbarme Dich über ihn! Zieh ihn zu Dir! Der Du Sünder und Diebe retten willst, o rette auch unseren Jungen! Sei uns gnädig, o Gott, um Jesu willen!“

Dann wandte Vater Schneider sich wieder zu seinem Sohn:

„Geh jetzt in dein Zimmer, Ernst! Aber schlaf' nicht ein, bevor deine Sache mit Gott in Ordnung ist. Mutter und ich wollen an dich denken.“

Das war zu viel für den Knaben. Eine solche Behandlung hatte er nicht erwartet. Die härteste Strafe wäre ihm lieber gewesen, als die traurigen Gesichter der Eltern sehen und die Worte aus dem Munde des Vaters hören zu müssen. Wieviel Kummer hatte er seinen treuen Eltern schon seit langem gemacht! Und wie hatte er Gott betrübt!

In seinem Zimmer begann er heftig zu schluchzen.

„O Herr Jesus! Du weißt alles. Ich bin ein Dieb!“ Damit warf er sich auf die Kniee. „Ich habe

gestohlen bei Bauer Jansen. Ich habe Mutter mehr als einmal bestohlen. Ich bin ein schlechter Junge. O Herr Jesus, meine Sünden, meine Sünden!“

Er dachte nach. Gab es denn kein Mittel, um seine Sünden zu tilgen?

„Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde“, hatte er den Vater oft genug lesen hören. Ja, der Herr Jesus war imstande, Sünden zu vergeben.

„O Herr Jesus, reinige mich doch auch von meinen Sünden! Wasche sie ab in deinem Blut!“ betete er aufs neue. „Ich kann's nicht mehr aushalten. Sei mir gnädig, Herr Jesus! Rette auch mich!“

Und der treue Heiland, der niemand zurückstößt, der mit seinen Sünden zu Ihm kommt, Er tilgte auch Ernsts Schuld und schenkte ihm Seinen Frieden. Frei und leicht konnte er von seinen Knien aufstehen und noch am gleichen Abend bekennen:

„Vater, Mutter, der Herr Jesus hat mich angenommen. Der Herr Jesus hat mir alle meine Sünden vergeben! Wollt ihr mir auch vergeben?!“

Wie gern vergaben die Eltern! Und mit welcher glücklichen Herzen haben sie zusammen dem Herrn dafür gedankt, daß Er ihr Gebet so schnell erhört und ihren Ernst zu Seinem Schäflein gemacht hatte!

Wie ein Brandscheit aus dem Feuer gerettet

Meine Eltern, Schwestern und ich sind schon länger ein Eigentum des Herrn Jesus. Es bedrückte uns immer sehr, daß unser einziger Bruder noch nicht errettet war. Er war nicht

feindlich gesinnt, besuchte auch die Evangelisationsversammlungen, die hie und da stattfanden, aber, obwohl er wußte, daß er sich bekehren mußte, schob er die Entscheidung immer wieder auf. Doch der Herr ging ihm nach und redete manchmal ernst mit ihm. Einmal wäre er an seiner Arbeitsstätte beinahe durch den elektrischen Strom getötet worden. Nur noch einige Sekunden, und es wäre zu spät gewesen. Da bemerkten ihn seine Kollegen und schalteten den Strom aus.

Im vorigen Sommer erkrankte sein einziges Töchterchen an Lungenentzündung. Der Gedanke, daß ihm sein Kind genommen werden könne, erschien ihm unerträglich. Er wußte auch, was der Herr ihm mit dieser Krankheit sagen wollte, und bemerkte seiner Frau gegenüber, sie müßten sich auf einen anderen Weg begeben. Jedoch das Kind wurde wieder gesund, und alles blieb, wie es war.

Da erkrankte er, kaum zwei Wochen später, selbst an Lungenentzündung. Sonntags fühlte er sich schon nicht wohl, ging jedoch Montag und Dienstag noch zur Arbeit. Plötzlich bekam er Schüttelfrost und Schmerzen, so daß er seine Arbeitsstätte verlassen mußte. Der Arzt hielt die Krankheit gleich für bedenklich, stellte jedoch erst am folgenden Freitag Lungenentzündung fest. Durch eine noch dazu kommende Darmkrankheit war er bereits sehr geschwächt. Samstag verschlimmerte sich sein Zustand, und am Sonntagmorgen fragte er seine Frau, ob er jetzt sterben müsse. Als sie ihm entgegnete, er wolle doch noch nicht sterben, wo er noch so jung sei, antwortete er:

„Ob ich will oder nicht, ich muß sterben.“

In diesem Augenblick wurde ihm wohl zum

erstermal klar, daß es die höchste Zeit für ihn war, sich zu bekehren. Jeder Aufschub konnte verhängnisvoll sein. Aber Satan, der Lügner und Menschenmörder von Anfang, ließ seine Beute nicht so schnell fahren. Er versuchte mit aller List, ihn davon abzuhalten, dem Herrn Jesus sein Herz zu schenken.

Gegen Mittag sagte der Kranke plötzlich zu mir:

„Frieda, siehst du den Mann da stehen?“

Ich erschrak — zweifellos redete mein Bruder irre — und erwiderte beruhigend:

„Fritz, es ist doch niemand da. Du hast lange nicht geschlafen und bist müde. Versuche einzuschlafen. Dann siehst du auch nichts mehr.“

Da aber wurde er ganz unruhig und rief:

„Hörst du denn nicht, was er sagt? Er ruft: Schenk dem Teufel dein Herz!“

Das drang mir wie ein Stich durchs Herz, und es wurde mir klar, um was es sich handelte. Mit Gewalt zwang ich mich zur Ruhe und versetzte:

„Fritz, dem Teufel darfst du doch dein Herz nicht schenken.“

Aber mit einem Blick, aus dem Angst und Verzweiflung sprachen, antwortete er:

„Aber er ruft doch: Schenk dem Teufel dein Herz!“

Bald darauf wurde er ruhiger, und es schien mir, als ob er bete.

Als mittags der Arzt kam, machte er ein sehr ernstes Gesicht und sagte, auf Genesung sei nicht mehr zu hoffen. Er verordnete Spritzen und ließ die Gemeindeschwester holen. Die erste Spritze, die er bekam, wirkte eine halbe Stunde lang nicht, so daß wir glaubten, es sei schon zu spät.

Um diese Zeit war eine Anzahl Gläubige am Ort um Gottes Wort versammelt. Diese beteten für ihn. Nach einiger Zeit wurde dann der Puls kräftiger, und der Kranke fühlte sich wohler. Ganz unvermittelt sagte er plötzlich zu der Gemeindegemeinschaft:

„Ich hätte nie geglaubt, daß jemand einen lieber haben könnte als Vater und Mutter oder Bruder und Schwester. Aber jetzt weiß ich: die Liebe Gottes ist größer als die ganze Welt. Was kann uns der Tod noch anhaben?“

„Ja, Herr M.“, versetzte die Schwester, „wer den Heiland kennt, dem kann der Tod nichts mehr anhaben.“

Er nickte und sagte:

„Was wäre aus mir geworden, wenn ich heute morgen gestorben wäre? Darüber darf ich garnicht nachdenken.“

In der dann folgenden Nacht war er sehr unruhig. Erst gegen Morgen wurde er ruhig, und der Puls erholte sich wieder. Gegen vier Uhr verließ ich das Zimmer, um etwas zu ruhen, und seine Frau legte sich auch hin. Ein Oheim von uns, der sich erboten hatte, die Nacht bei dem Kranken zu wachen, war allein bei ihm, während die Schwester im Nebenraum am offenen Fenster stand. Plötzlich bemerkte der Oheim, wie Friß sich veränderte. Schnell rief er seine Frau und die Schwester. In diesem Augenblick streckte sich der Kranke, und der Puls stand still, so daß alle drei meinten, er stürbe. Die Schwester gab ihm sofort eine Kampferspritze, und diesmal hatte sie eine fast unmittelbare Wirkung. Schon nach einigen Sekunden fuhr der Kranke in die Höhe, schaute sich mit klaren Blicken um und sagte:

„O Frau, da bist du wieder, und da ist auch die Schwester und der Onkel. Nun ruft mal schnell alle zusammen, auch das Kind! Ich muß euch erzählen, wo ich gewesen bin.“

Als ich kurz darauf ins Zimmer trat, saß er aufrecht im Bett und sah ganz verklärt aus. Freudig streckte er mir die Hand entgegen und rief:

„Guten Morgen, Frieda! Ich war beim Teufel in der Hölle. Aber der kann mir jetzt nichts mehr anhaben.“

Sprachlos über die mit meinem Bruder vorgegangene Verwandlung, sah ich ihn an. Er schien ein ganz anderer geworden zu sein. Als meine Eltern und meine Schwester mit der kleinen Wilma, seinem Töchterchen, gekommen waren, begrüßte er alle mit derselben Freude. Das Kind nahm er in die Arme und küßte es. Darauf sagte er:

„Jetzt sind wir alle zusammen, und nun hört, wo ich gewesen bin.“

Darauf begann er ganz schreckliche Dinge zu erzählen, die er in der Hölle gesehen haben wollte, und die ich hier nicht wiedergeben möchte. Es schauerte ihm selbst immer wieder davor.

„Es gibt keine Ruhe dort“, schloß er seine Ausführungen. „Und wißt ihr, wen ich dort gesehen habe? Das waren die, welche nicht genug über die „Frommen“ schimpfen können.“

Als seine Frau ihm sagte, in der Versammlung sei für ihn gebetet worden, erwiderte er:

„Das habe ich gespürt. Gestern habe ich etwas erlebt! Das war ein Tag! Heute weiß ich, was Bekehrung ist. Früher wollte ich immer Geld verdienen und sparen, wollte gut für meine Familie sorgen und

meinen Eltern Freude machen, aber was kommt dabei heraus? Es ist gut, daß ich noch einmal ins Leben zurückgekehrt bin, damit alle erfahren, daß der Herr mich errettet hat. Ich war genau acht Minuten fort. Stimmt das nicht, Schwester?"

„Ganz genau“, lautete die Antwort. Wir schauten einander an. War das Leben wirklich entflohen gewesen?

Auf eine weitere Bemerkung der Schwester: „Wenn Sie wieder gesund sind, wollen wir alle zusammen dem Herrn dienen“, schüttelte er den Kopf und erwiderte:

„Ich nicht. Ich möchte nicht wieder gesund werden. Welch ein Glück, daß diese Krankheit gekommen ist! Sie mußte kommen, sonst wäre ich verloren gegangen. Erinnert ihr euch noch, wie vor drei Jahren bei der Evangeliumsverkündigung erwähnt wurde, es sei besser, ein Jahr gelebt und zehntausend Sünden, die vergeben wären, als zehntausend Jahre gelebt und eine Sünde, die nicht vergeben wäre? Viele haben damals gelacht, aber der Redner hatte recht.“

Er sagte noch vieles, was ich nicht alles mitteilen kann, aber aus jedem seiner Worte ging hervor, wie glücklich er geworden war. In einfältiger Weise dankte er vor unseren Ohren Gott dafür, daß Er Seinen eingeborenen Sohn für ihn armen Sünder dahingegeben habe. Der Oheim sagte hernach: „Das vergesse ich nicht, und wenn ich hundert Jahre alt werde“.

Obwohl Fritz immer wieder davon sprach, er werde nun zu Jesu gehen, glaubten wir noch nicht an ein so baldiges Ende. Der Puls wurde kräftiger, und auch der Arzt hatte wieder etwas Hoffnung. Aber in

der folgenden Nacht verschlimmerte sich der Zustand wieder, und am nächsten Tage entschlief er.

„Halleluja, heim, heim, nach Hause, nach Hause!“ flüsterte er immer wieder. Sein Blick war dabei ganz verklärt, und beim letzten Atemzug trat ein Ausdruck ganz besonderen Staunens in seine Augen, der uns noch heute unvergeßlich ist.

Der Herr Jesus war Sieger geblieben. Er hatte Satan die Beute entrissen und Sein Eigentum, das Er sich erworben hatte um den Preis Seines eigenen Lebens, sicher heimgeführt. In Ewigkeit sei Sein Name dafür gelobt!

Seine Frau hat sich dann auch dem Herrn übergeben.

„Gott ist hier!“

Die Frau des Evangelisten B. lag, völlig bewußtlos, allem Anschein nach im Sterben. Seine noch unbefehrte Schwester und eine ebenfalls unbefehrte Krankenschwester waren mit ihm um die Sterbende bemüht. Der Arzt, ein ungläubiger Mann, erklärte: „Keine Macht auf Erden und im Himmel kann für die Kranke noch etwas tun. In zehn Minuten ist sie tot!“

Auf diese Aussage hin kniete der Gatte nieder und bat Gott, Seinen Namen dadurch zu verherrlichen, daß Er in Gegenwart des ungläubigen Arztes an seiner Frau ein Wunder tue und sie aufrichte. Der Arzt hörte mit spöttischer Miene zu und hielt dabei die Uhr in der Hand. Und was geschah? Noch während des Gebets öffnete die Sterbende ihre Augen und richtete sich im Bett auf. Gar bald zeigte es sich, daß sie wirklich gesund war. Die unbefehrte Schwester und die Krankenschwester riefen voller Schrecken: „Gott ist hier!“ während der Arzt, ganz verwirrt, nur sagen konnte: „Das ist ein Wunder! Das ist ein Wunder!“

Die Frau hat noch jahrelang gelebt und mit ihrem Gatten dem Herrn gedient.
